



**Die Krähe ist ein
Frühlingsvogel**
S. Mstislawski



S. MSTISLAWSKI

DIE KRÄHE
IST EIN FRÜHLINGSVOGEL



VERLAG DAS NEUE WORT, STUTTGART

Titel der russischen Originalausgabe
ГРАЧ ПТИЦА ВЕСЕННЯЯ

Übersetzt von Ewa von Baer

Copyright 1952 by
Verlag DAS NEUE WORT GmbH, Stuttgart
Printed in Germany - Alle Rechte vorbehalten
Gedruckt in der
Buchdruckerei der
Düsseldruck GmbH - Düsseldorf

ERSTES BUCH

I

In dieser Nacht tobte ein heftiger Schneesturm an der deutsch-russischen Grenze. Wütend spie er dem armen Wanderer harte Schneekörner ins Gesicht. Wie ein zorniges Tier überfiel ihn der Wind von allen Seiten und zerrte höhnisch an seinen Kleidern. Man konnte sich nicht vor ihm retten. Das Gesicht brannte, als wäre es vom Feuer versengt und nicht dem eisigen Atem des Frostes ausgesetzt.

Im dichten Walde war es schön gewesen. Leise knirschte der Schnee unter den Stiefeln und schimmerte blau in der frostklaren Luft. Weich und flockig lag er auf den gegabelten Zweigen, die sich unter seiner Last bogen. Im Felde heulte der Wind, aber sein Brüllen verwandelte sich in den dunklen Wipfeln kerzengerader, hoher Fichtenstämme in sanftes Brausen und schwoll in dunkler Ferne unter der Himmelskuppel zu einem wütenden Orkan an.

Der Wanderer erreichte eine Lichtung und danach freies Feld. Sofort stürzte sich der Sturm brüllend über ihn. Himmel und Erde verschwanden in einem wirbelnden Chaos, das auch ihn und seinen Begleiter zu verschlingen schien.

Der Mann, der ihm als Führer diente, blieb stehen und wandte ihm sein bärtiges Gesicht zu. Zwei Koffer, mit einem über die Schulter geworfenen Riemen verbunden, baumelten auf Brust und Rücken und bildeten seltsame, schneebedeckte Buckel. In der dicken Lammfelljacke und der hohen, schneebedeckten Mütze wirkte die mächtige Gestalt wie ein geheimnisvoller Riese aus einem Märchenbuch.

Er rief etwas in fehlerhaftem Russisch, mit fremdem Akzent. Vielleicht klang es auch nur so, weil er, dem Fremden jedes Wort einzeln zurufend, das Brüllen und Heulen des eisigen Windes überschreien mußte.

«Jetzt kommt Grenze ... Soldaten ... deutsche ... russische ... Folge mir ... Ich mich bücken» – er tat es, und der Schnee glitt weiß und glitzernd von den dunklen Koffern herab – sich laufen ... du laufen ... ich hinwerfen ... du hinwerfen ... Verstanden? ... Immer auf mich sehen ...»

Er rief es und schüttelte den Schnee von seiner Pelzjacke. Der Mann, der ihm in einem leichten, für den strengen russischen Winter viel zu dünnen Tuchmantel und mit einem weichen, fremdländischen Hut folgte, nickte ihm zum Zeichen, daß er seine Worte vernommen hatte, zu und strich sich über das blaugefrorene, von spitzen Eiskörnern zerstoche Gesicht. Er hatte zwar nicht alles verstanden, aber er mußte sich an den Führer halten und seinem Beispiel folgen, sonst war er verloren.

Er lauschte den Anweisungen mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen, das Gesicht mit dem Arm vor dem Winde schützend. Solange der Führer, seine Verhaltensmaßregeln brüllend, neben ihm stand, konnte er sich ausruhen.

Die Stimme verstummte plötzlich. Der Mann sah auf. Die Riesengestalt war nicht mehr an seiner Seite. Hastig wollte er sie einholen und versank bis zum Gürtel in einer Schneewehe. Er war wohl vom Wege abgekommen. Sollte hier eine Kurve sein?

Ja, so war es. Der Wind pliff am linken Ohr, vorhin war er von vorn gekommen. Oder hatte er sich gedreht? Er durfte nicht stehenbleiben, denn die mächtige Gestalt des Führers entfernte sich mehr und mehr. Der Mann schritt weiter und schlug auf gut Glück die Richtung nach rechts ein, aber der Schnee wurde noch tiefer. Er wandte sich um, tastete mit dem Fuß nach dem Weg und verlor vollends die Richtung.

Da schrie er unter Aufbietung aller Kräfte. Die Halsmuskeln spannten sich vor Anstrengung, und es schien ihm, als müsse das Blut aus den Augenhöhlen schießen. Aber er vernahm keinen Laut.

Die Zeit verging. Das erstarrte Gesicht fühlte die feinen Nadelstiche des körnigen Schnees nicht mehr. Der Mann bahnte sich trotzig einen Weg und kämpfte gegen den Wind an. Das Wichtigste war, zu vermeiden, in den eigenen Fußtapfen im Kreise zu gehen.

Er zählte die Schritte. Das lenkte ab und half ihm, sich auf den Gedanken zu konzentrieren, der in diesem Augenblick einzig und allein wichtig war: die Grenze auf kürzestem Wege, trotz Sturm und Finsternis, zu erreichen ... Sie mußte in der Nähe sein. Jeden Augenblick konnte er auf den Grenzpfosten mit dem deutschen Adler oder dem russischen Doppeladler stoßen.

Jedesmal, wenn er mühevoll zehn Schritte zurückgelegt hatte, blieb der Mann stehen, schöpfte Atem und lauschte. Und sofort wuchs rasch und lautlos der Schneewall um ihn bis zum Gürtel, bis zum Hals; und er kämpfte sich, den Schnee zerteilend, weiter.

Plötzlich flammte in der Nähe ein Lichtschein auf. Er leuchtete gelb durch den weißgrauen Wirbel des Schneesturms, tanzte und schwebte vor den Augen des Mannes.

Dem Lichte folgen, ohne eine Sekunde zu verlieren!

Der Schein entfernte sich auf zwei, vier, sechs, zehn Schritt. Er schien sich nicht zu bewegen und entfloß doch in die neblige Weite der finsternen Nacht. Aber der Mann hatte das Zeichen verstanden. Sicher folgte er ihm und beschleunigte seine Schritte. Wieder fiel er bis zum Gürtel in den Schnee, wahrscheinlich in einen Straßengraben. Plötzlich fühlte er unter dem Fuß einen gepflasterten Weg. Es war eine breite Chaussee. Deutlich hoben sich die Umrisse einer kleinen Kapelle aus der Finsternis hervor. Matt schimmerte das trübe Licht einer Ampel hinter den Scheiben.

Einsamkeit und Schneesturm. Eine Kapelle im freien Feld. Wie in einem Märchen! Der Mann lächelte und trat an die Kapelle heran.

Hinter der hohen Marmorwand war es geschützter als im freien Feld, obwohl auch hier der Schnee bis zum Fenster heranreichte, hinter dem, tief in die Kapellenwand eingemauert, ein

Heiligenbild schimmerte. Der Mann schmiegte sich so eng an die Fensterscheibe, daß er den Wind nicht mehr spürte. Von oben schützte der Mauervorsprung, von den Seiten die beiden kleinen Säulen, so konnte er abwarten, bis sich der Wind etwas legte. Nun war es doch gleichgültig, ob er ein wenig Zeit verlor. Weiß Gott, wo diese Grenze lag, aber der Sturm schien nachzulassen.

Doch die Ruhe war ihm nicht vergönnt. Die Riesengestalt des Letten Karl tauchte vor ihm auf.

Keiner von beiden wunderte sich über die Begegnung. Im Gegenteil, sie nickten einander zu, als hätten sie sich an der Kapelle verabredet.

Der Lette hielt die Hand an den Mund und rief: »Bald zu Hause.«

»Und die Grenze?« erkundigte sich der Mann überrascht.

Der Führer wies mit der Hand zurück, und unter dem vereisten, in weiße Dampfwolken gehüllten Schnurrbart verzog sich sein Mund zu einem Lächeln. »Ist überschritten. Nichts gemerkt? Wie?«

Karl bog um die Kapelle und stieg direkt in den mit Schnee gefüllten Straßengraben. Wieder pffte der Wind. Aber der Mann mit dem weichen Hut ließ sich nicht dadurch verdrießen. Einige Schritte vor ihm ragte die breite Gestalt des Führers empor, die Grenze war überschritten, was konnte er sich Besseres wünschen? –

»Vorsicht! Ein Zaun!«

Sie kletterten hinüber. Anscheinend befanden sie sich in einem Gemüsegarten, denn rechts und links schienen Beete zu sein. Am Ende des schmalen Pfades ragte ein festgebautes Balkenhaus empor.

Der Wind hatte sich gelegt, der Himmel war klar, und im hellen Mondschein sah man weit. Karl blieb stehen und flüsterte: »Nicht zurückbleiben ... Nachbar hat bösen Hund.«

Obwohl er leise gesprochen hatte, ertönte sofort wütendes Bellen.

»Das ist er. Heißt Marwo ... Folgen Sie ... Wenn Hund sieht ... schlimm ... beißt sehr ...«

Der Mann lachte. »Schön! Her mit ihm!«
Er schlug mit der Hand im dünnen ausländischen Handschuh auf seine Knie und rief:

»Marwo!«

Sie gingen durch den Hof in das Haus. Auf ihr Klopfen wurde die Tür sofort geöffnet. Man erwartete sie schon. Das Zimmer war sauber und aufgeräumt, die Wirtsleute anscheinend ordnungsliebend und tüchtig. Vor den Fenstern hingen schwere Filzdecken. Das helle Licht der Lampe mit dem eigentümlichen bunten Glasschirm von seltsam gebogener Form drang durch keine Ritze hindurch, der Ofen strahlte Hitze aus, und es roch nach Pfefferminz oder Thymian. Die alte Wirtin, mit einem dunklen Tuch auf dem schütterten grauen Haar, war am Ofen beschäftigt. Im Zimmer war es warm und gemütlich.

Das Wichtigste war, die weißgefrorenen Wangen sofort mit Schnee abzureiben.

Karl verschwand und überließ seinem Begleiter eine Waschkübel mit Schnee. Er sollte sich das Gesicht mit beiden Händen tüchtig abreiben. Der große, stattliche Wirt mit einem langen, in zwei Teile auseinandergekämmten Bart stand neben ihm und hielt ein Handtuch, dessen Zipfel mit roten, langschwänzigen Hähnen bestickt waren. Er schüttelte vorwurfsvoll und mitleidig den Kopf.

»Bei so einem Wetter kann man erfrieren. Mein Gott, wie der Sturm heute getobt hat! Und Sie – entschuldigen Sie, daß ich es Ihnen sage – haben nicht einmal einen richtigen Wintermantel an. Kommen wohl aus wärmeren Ländern?«

Er war Russe und sprach wie ein Städter. Der Fremde erwiderte mit einer Gegenfrage: »Sind Sie früher in der Stadt gewesen?«

Der Alte senkte den Blick. »Ich habe mancherlei erlebt, bin auch in der Stadt gewesen ... Hier ist das Handtuch ... Schauen Sie, nun haben Sie tatsächlich wieder rote Backen. Sie müssen

einen mächtigen Schutzheiligen haben. Darf man wissen, wer es ist, ich meine ... wie Sie getauft worden sind?»

Der Fremde hob lachend sein nasses, rotes Gesicht. «Wie ich heiße? Panteleimon.»

Der Alte krächzte anerkennend: «Ein guter Heiliger, hat Kranke geheilt. Das sieht man an Ihnen ... Mit Schnee abreiben ist das Wichtigste. Nun müssen Sie Ihr Gesicht einfetten, dann merken Sie morgen nichts mehr.»

«Und wenn ich nachts gestört werde?»

Der Alte lächelte. «Kommt nicht in Frage. Meine Einrichtung klappt. Man findet Sie weder am Tage noch mit einer Laterne.»

«Nicht? Aber gesucht wird hier doch?»

«Keine Spur.» Der Alte kniff die Augen spöttisch zu. «Im Dorf gibt es natürlich Neider. Ich bin schon öfter angezeigt worden, weil ich Leute versteckte. Da kommt es manchmal vor, daß die Grenzpolizei hereinschaut. Aber, wie gesagt, bei mir ist alles dementsprechend eingerichtet. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Panteleimon ... wie heißen Sie weiter?»

«Kusmitsch.» Der Fremde warf dem Alten das Handtuch zu. «Mein Vater hieß Kusjka, Sie haben sicherlich von ihm gehört ... Kann ich etwas zu essen haben?»

«Aber bitte! Das Gesicht des Wirtes belebte sich. «Vielleicht ein Hühnchen? Ein Rührei? Oder ein Spiegelei? Meine Alte macht es geschwind. Befehlen Sie fünf Eier? Wir rechnen einen halben Rubel für ein Setzei.»

Der Fremde piffte leise. Das war ein Preis! Ein erstklassiges Restaurant konnte nicht teurer sein als diese kleine Grenzkeipe. Aber dies hier waren ein besonderes Haus und ein besonderer Wirt. Jedes Risiko kostet Geld. Fand man so einen illegalen Grenzgänger ohne Paß bei ihm, so konnte es ihm teuer zu stehen kommen. Vielleicht half da nicht einmal Geld, und er mußte ins Gefängnis wandern.

Das Risiko mußte also bezahlt werden. Der Fremde nickte. «Ja, bringen Sie mir fünf Eier, Brot und Milch ... nein, lieber heißen Tee.»

Die alte Frau wandte sich vom Ofen ab und warf ihm einen freundlichen Blick zu, und auch der Wirt grinste erfreut. Der liebe Gott hatte ihm diesen freigebigen Gast geschickt. Zwischen einem Reichen und einem Freigebigen bestand seiner Meinung nach kein Unterschied.

«Nehmen Sie Platz, meine Alte wird sich beeilen. Aber entschuldigen Sie, Panteleimon Kusmitsch, wenn ich Sie schon jetzt um das Geld bitte, das ist unser Brauch. – Das Übernachten kostet 10 Rubel, die Eier 2,50, Brot ...»

Er verstummte plötzlich, dumpfe Schläge donnerten drohend gegen das Tor.

«Das sind Fremde!»

Die Tür wurde aufgerissen. Mit düsterer Miene schritt Karl über die Schwelle, rief dem Wirt einige lettische Worte zu und verließ, die Tür sorgfältig und fest hinter sich schließend, das Zimmer.

«Eine Haussuchung», flüsterte der Wirt ruhig. Er sprach so gelassen, daß dem Fremden plötzlich blitzartig der Gedanke kam – er verrät dich!

Die Wirtin schob die Bank an den breiten russischen Ofen, der Wirt ergriff den Arm des Fremden und sagte leise: «Folge mir, Panteleimon Kusmitsch.»

Trotz seiner Körperfülle erklomm er mit Leichtigkeit den Ofen, und Panteleimon stieg ihm nach. Der Alte tastete einen schmalen Streifen an der Wand ab, und unter dem Druck seiner Finger teilte sie sich. Ein dunkles Loch gähnte ihnen entgegen.

«Da mußt du hinunterrollen. Es ist nicht tief. Dort sitzt schon einer, aus demselben Grunde wie du, brauchst keine Angst zu haben.»

«Wo sind die Koffer?» erkundigte sich der Fremde und ließ die Beine ins Loch hineinbaumeln. «Du hastest mir dafür.»

«Die sind schon unten. Also mit Gott ... Schnell, Karl kommt schon mit der Grenzpolizei. Was für einen Lärm sie machen! Mein Gott, dein Wille geschehe! ... Sicher sind sie Ihren Spuren gefolgt.»

Er stieß den Fremden leicht in den Rücken, schob eilig die mit Stuck bedeckte, leicht nachgebende Schiebetür zu und sprang vom Ofen auf den Fußboden. Es war höchste Zeit, denn an der Tür erdröhnten laute Schläge.

3

Das Loch war nicht tief. Kaum hatte der Fremde den Stoß des Wirtes verspürt, als sein Körper gegen den weichen Erdboden stieß. Im schwachen Schein einer Nachtlampe erblickte er eine sehr niedrige Holzdecke mit vielen Ritzten; dunkle, rußgeschwärzte Wände, Pritschen, Koffer, und direkt vor seinem Gesicht ein glühendes Augenpaar, das erschrocken auf ihn gerichtet war.

Einen Augenblick standen sie sich schweigend gegenüber, der eine stattlich und groß, mit klarem Blick und hoher Stirn, der andere klein, krummgewachsen, mit erschöpftem Gesicht und zottigem Haar. Seine Faust war geballt, als wollte er den Fremden niederschlagen.

Der Große lächelte freundlich. »Ich habe Sie erschreckt ... Hat man Ihnen nichts gesagt? ... Das sind meine Sachen.«

Er wies auf die Koffer. Der Zottige krümmte sich und betrachtete erschrocken die Luke. »Leisere«, flüsterte er. »Obwohl wir uns unter der Erde befinden, könnte man uns doch hören, und dann geht es uns beiden schlecht; die Gesellschaft wandert heute nacht ohne uns über die Grenze.«

»Die Gesellschaft!« fragte der Große und setzte sich auf die Pritsche. »Welche Gesellschaft!«

Die Lippen des Zottigen verzogen sich wie zu einer verächtlichen Grimasse.

»Welche? Sind Sie etwa so reich, daß Sie sich einen Führer leisten können? Arme Juden wie ich, die nicht mehr als 10 bis 12 Rubel zahlen, werden in Scharen über die Grenze gejagt, wenn eine der Grenzwatchen mit einer kleinen Summe einverstanden ist. Einen Rubel, einen gelben, zerfetzten Schein je Kopf, das ist doch wenig, nicht wahr? Wer läßt einen Mann für

12

einen Rubel über die Grenze? Aber wenn vierzig Juden über die Grenze wollen, dann sind es schon vierzig Rubel, dann ist es ein Geschäft. Nicht wahr!«

»Sie lassen so viele Menschen auf einmal über die Grenze!« erkundigte sich der Große mißtrauisch. »Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Menschen?« – Der Jude krümmte sich in bösem Hohn und kratzte seinen zottigen Bart. »Ich habe nicht ‚Menschen‘, sondern ‚Juden‘ gesagt. Ho, ist das nicht ein Feiertag für die Russen, wenn Juden auswandern? Wenig Geld wird ihnen nur deshalb abgenommen, weil man vom lebendigen und toten Juden nimmt, wenn er liegt und wenn er läuft.«

»Sie dürfen nicht ‚Russen‘ sagen, das stimmt nicht.«

»Stimmt nicht!« Der Jude stemmte die Hände in die Seiten. »Wer sind Sie, daß Sie mir, Ruwim Jocheles aus Koselez, so was sagen wollen!«

Der Russe fuhr zusammen. Der Jude hatte ein furchtbares Wort ausgesprochen. Sämtliche Zeitungen des Westens hatten Berichte über den Judenpogrom in Koselez gebracht. Zweitausend ermordete Frauen und Kinder ...

Er erhob sich und legte seine Hand begütigend auf die Schulter des Juden.

»Koselez ... Ja ... Ich habe es gelesen.«

»Er hat es gelesen ...« Mit einer wütenden Bewegung schlen- derte der Jude die Hand des Russen von der Schulter.

»Er hat es gelesen! Juden, habt ihr es gehört? Als ob man einen Pogrom beschreiben kann ... Wer könnte das? Wer es nicht gesehen hat, bestimmt nicht; denn es ist grauenhafter als der schlimmste Traum ... Beschreiben, wie geplündert und gemordet wurde, wie Mädchen ergriffen und Säuglinge mit dem Kopf gegen Hauswände und Laternenpfähle geschleudert und alten Männern die Kehlen mit stumpfen Messern durchgeschnitten wurden, bis die Stadt einem Friedhof glich ... Wie kann man sich Ähnliches ausdenken? Und wer es sah, redet nicht darüber, denn Worte genügen nicht, um das zu schildern ... Und

13

er schwängt auch deshalb, weil man nicht zurückschauen darf. Laufen soll man, fliehen, so wie ich es tue, dahin, wo man als Mensch leben kann.»

Der Große kniff die Augen zu. Sein Blick wurde kalt und spöttisch. »Und wo ist das?»

»Für einen Juden? Im heiligen Lande, in Palästina. Im Lande meiner Vorfahren. Dort werde ich die Heimat finden.«

Der Russe schüttelte den Kopf. »Sind Sie Arbeiter?»

»Arbeiter? Wieso? Ich bin Friseur, das heißt, ich war es und werde es in meiner Heimat wieder sein.«

»Aber nicht in Palästina...« Der Russe zuckte mit den Schultern. »Derjenige, der durch seiner Hände Arbeit lebt, ganz gleich, welcher Rasse er angehört, wird nur da eine Heimat finden, wo es keine Kapitalisten gibt. Denn da, wo wir unterdrückt werden, gibt es keine Heimat. Und in Palästina werdet Ihr unter einer doppelten, nein, vierfachen Tyrannenherrschaft stehen, unter der jüdischer Kapitalisten, der Araber, in deren Land Ihr leben werdet, der türkischen Beamten und der ausländischen Kapitalisten, die Türken, Araber und eure dortigen Herren regieren. Dort findet Ihr keine Heimat, Ruwim.«

Der Jude warf ihm einen bösen Blick zu. »Wo denn sonst? Etwa in Koselez? In eurem Pogrom-Rußland? Sie sind nicht Jude und fliehen doch aus diesem verfluchten Lande.«

»Ich?« lächelte der Russe. »Sie irren sich. Ich fliehe nicht. Ich kehre zurück.«

Ruwim warf den zottigen Kopf zurück und erstarrte.

»Den Arbeitern geht es überall schlecht. Es gibt kein Land, in dem man dem Arbeiter seinen Verdienst nicht wegnimmt. Der Unterschied besteht nur darin, daß man ihm sein Eigentum in einem Lande durch Gewalt, im anderen durch Diebstahl entwendet. Meinen Sie, daß das ein Unterschied ist?»

»Sie haben keine Arbeiterhände«, murmelte Ruwim und betrachtete den Russen mißtrauisch. »Weshalb reden Sie von Arbeitern, wenn Sie selbst keiner sind? Sie kennen weder Hunger noch Not.«

»Das stimmt. Ich bin kein Arbeiter. Ich kenne keine Not, die einem bis zum Halse reicht und würgt. Zuletzt bin ich in der Schweiz gewesen, am Ufer eines herrlichen blauen Sees, über dem schneegekrönte Berggipfel schimmern.«

»Und Sie haben dieses Land verlassen?« fragte Ruwim dumpf. »Wahrscheinlich waren Sie allein. Die schönsten Berge und Seen helfen dem Einsamen nicht.«

»Ich war nicht alleine«, erwiderte der Russe und stand auf. »Im Gegenteil! Meine hübsche junge Frau, ein teurer, guter Kamerad, ist in der Schweiz geblieben. Auch meine Freunde, mit denen ich dort lebte und die mir nahestanden, sind seltene Menschen. Aber vor allem der Mann, der mein Lehrer war, von dem ich erfuhr, was das Leben ist und wie man leben muß, ist wohl der beste Mensch, den es je gegeben hat.«

Ruwim erhob sich. Im Schein der Nachtlampe tanzte sein großer, verzerrter Schatten über die Wand. »Und Sie haben sie verlassen? Waren Sie nicht glücklich?»

»Ich war es.« – Der Russe lächelte. – »Doch der Mensch ist eben so veranlagt, daß er immer mehr und mehr will. Ich bin glücklich gewesen. Aber ich will noch glücklicher sein.«

»Hier?« rief Ruwim aus. »Verflucht sei derjenige, der sich hier freuen kann. Verflucht! Wer hier gelebt hat, wird nie mehr lächeln.«

Der Russe nickte. »Stimmt! Das gilt nicht nur für diejenigen, die fliehen und ihre Angehörigen und Freunde dem Spott der Henker überlassen. Ich habe gesprochen!«

»Überlassen? Oho!« Ruwim schlug sich an die Brust. »Wer kann sich ihnen widersetzen, wenn ihre Kraft der des wilden Tieres gleicht, von dem der Prophet Daniel schrieb: „Das andere Tier hernach war gleich einem Bären und hatte in seinem Maul unter seinen Zähnen drei große, lange Zähne. Und man sprach zu ihm: Stehe auf und friß viel Fleisch.“«

»Es vertilgt so viel, wie es zerreißen kann«, erwiderte der Russe. »Von uns hängt es ab, ob es verhungert. Die Zahl der Unterdrückten ist bei weitem höher als die der Unterdrücker. Die

Schwäche des Unterdrückten besteht darin, daß er nur an sich denkt und flieht, statt das Tier zu erwürgen.»

Ruwim errötete. »Damit es ihn vernichtet? Nein, jeder sucht sich sein Glück.«

»Da, wo es nicht ist«, unterbrach ihn der Russe. »Oder genügt es dir, die Augen zu schließen, das Gesicht ins Kissen zu drücken und dir einzubilden, daß alles auf der Welt in Ordnung sei und daß es für dich kein Leid und kein wildes Tier gäbe? Und noch etwas: Man braucht nicht von einem Ort zum anderen zu laufen und auf der ganzen Welt zu suchen, um das Glück zu finden. Die Erde ist ein großes Wunder. Überall, sogar am Polarkreis und in der Wüste findet der Mensch alles, was er zu seinem Glück braucht. Er muß nur verstehen, es zu finden und das Gefundene zu ergreifen, denn von selbst fällt es ihm nicht in den Schoß.«

Ruwim betrachtete den Russen aufmerksam und runzelte die Stirn. »Wer sind Sie?« fragte er düster.

Der Russe lächelte. »Nennen Sie mich, wie Sie wollen, denn ich habe keinen Namen. Morgen heiße ich anders als heute, und in Moskau anders als in Charkow oder Genf.«

Ruwim preßte vor Aufregung die Hände so stark aneinander, daß sie ihm weh taten.

»Sie haben kein Vertrauen zu mir. Ich verrate Sie nicht. Ich schwöre es Ihnen bei dem Allmächtigen! Ich hasse diese Menschen.«

Der Russe strich freundlich über seine Schulter. »Glauben Sie, daß ich mit Ihnen sprechen würde, wenn ich Sie für einen Verräter hielte? Aber es gibt eine goldene Regel: Dem anderen nie mehr sagen, als er unbedingt wissen muß. Ist es so wichtig, zu wissen, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich gehe? Es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Ausland am blauen See war und trotzdem zurückkehre.«

»Weshalb?«

»Ich habe es Ihnen schon gesagt, und Sie waren derselben Ansicht. Jeder Mensch sucht sein Glück.«

Ruwim zwinkerte listig, als hätte er den Russen auf einem

Widerspruch ertappt. »Hoho! Habe ich mich verhört oder hat mir dieser Mann, dessen Name in Charkow ein anderer ist als in Moskau, eben wirklich versichert, daß man nicht herumfahren soll, weil das Glück überall ist, man müsse es nur suchen? Weshalb kehren Sie zurück, wenn Sie auch dort Ihr Glück und Ihre Arbeit finden können?«

»Auch da wäre es möglich gewesen«, bestätigte der Russe. »Aber das Glück hängt immer von der Lebensfülle, die Lebensfülle von der inneren Kraft und die Kraft vom Wissen ab. Ich kenne Rußland am besten und werde wohl kein anderes Volk so gut verstehen wie mein eigenes . . . Also bin ich hier am stärksten, hier ist mein Leben am reichsten, und deshalb bin ich hier am glücklichsten. Nur hier kann ich die größten Freuden erleben. Verstehen Sie mich? Oder rede ich zu gelehrt?«

Ruwim wandte sich ab und ließ sich auf der Pritsche nieder. »Ich habe einen Bruder«, sagte er müde. »Auch er sprach so vom Leben und schloß mit der Frage: „Verstehst du mich?“«

»Bei mir ist es kein Schluß, sondern ein Anfang.« Der Russe lachte und setzte sich zu Ruwim. »Was ist Ihr Bruder?«

»Arbeiter«, erwiderte Ruwim unwillig. »Er arbeitet in einer Fabrik in Lodz. Er sagte ebenso wie Sie: „Der Arbeiter findet nur da seine Heimat, wo es keinen Kapitalismus gibt. Bis dahin ist er heimatlos.“«

»Sehen Sie!« Der Russe nickte ihm zu. »Auch Sie müßten in der Fabrik in Lodz arbeiten. Sie würden von Menschen umgeben sein, mit denen Sie sich so frei und glücklich fühlen würden, als wären Sie in Ihrer Heimat, um die wir kämpfen und die Sie nie in Palästina finden werden . . . Ihr Bruder ist bestimmt ein Prachtkerl. Ich würde ihn gern kennenlernen.« –

Oben ertönte eine dumpfe Stimme, und gleich darauf glitt der alte Wirt in das dunkle Versteck hinab. Er trug elegante, hohe, weiße Stiefel, mit denen er beim Herabgleiten auf dem Brett, das hinunterführte, bremste.

»Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen noch keinen Tee gebracht habe. Die Grenzsoldaten suchten im ganzen Dorf herum.

Es hat sich die Nachricht verbreitet, daß ein besonders berühmter und gefährlicher Feind des Zarismus heute die Grenze überschreiten will. Und wer ihn fängt, erhält einen hohen Lohn.»

Die blassen, grauen Greisenaugen betrachteten den Russen mit offensichtlichem Spott, so daß dem Fremden wieder der Gedanke kam – er verrät mich.

Der Alte schob eine Leiter, die in einer Ecke stand, an die Luke. »Bitte zum Essen. Doch übernachten müssen Sie sicherheitshalber hier, obwohl die Luft sehr schlecht ist, aber ich kann es nicht ändern.«

Sein Blick glitt verächtlich über Ruwim, der auf der Pritsche kauerte. »Machen Sie sich keine Sorgen, wandte er sich an den Russen. »Dieser da kommt weg. In zwei Stunden wird er an die Grenze gebracht, seine Gesellschaft geht heute nacht. Mein Schwager führt sie. Bei ihm ist es so voll, daß keine Maus mehr Platz hat. Deshalb habe ich ihm aus Gutmütigkeit helfen wollen und diesen Kerl da aufgenommen . . . Wie gesagt, in zwei Stunden geht es los.«

Ruwims Augen funkelten unter den buschigen, schwarzen Augenbrauen, als er die kränkenden Worte vernahm. Seine Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Grinsen.

»Und wenn ich nicht gehe? Der Herr fährt nach Lodz, vielleicht habe ich denselben Weg?«

4

Trotzdem verließ er die Kneipe in der Nacht, um sich der Gesellschaft anzuschließen, die nach Palästina auswanderte. In der Morgendämmerung wurde auch der Russe weitergeführt.

Der Wirt ließ sich nicht mehr blicken, er hatte ja das Geld für Kost und Logis schon erhalten.

Karls Freund, der Lette Dorren, führte den Russen. Wieder ging es durch den Gemüsegarten, über Felder in den Wald. Sie schritten beide leicht dahin, denn Karl hatte die Koffer im Wagen

fortgebracht und wollte auch eine Fahrkarte lösen . . . Es wäre unvorsichtig gewesen, sich am Schalter zu zeigen, Polizeianten bewachten alle Grenzstationen, und man mußte sich in acht nehmen.

Der Russe erkundigte sich nach dem Wirt. Seinem Wesen, dem Ausdruck seiner Augen und der Unterhaltung nach zu urteilen mußte er ein schlechter Mensch sein. Er vermutete sogar, daß er sich mit der Polizei einließ.

»Das tut er«, erwiderte Dorren. »Gerade deshalb hat Karl Sie dahingebracht. Der Alte verlangt viel Geld, aber bei ihm ist es sicher, er zahlt der Polizei. Ein Schmuggler ist bei ihm am besten aufgehoben.«

»Aber ich bin doch kein Schmuggler. Und er hat es erraten. Er deutete sogar an, daß ich derjenige sei, den die Grenzsoldaten suchen. Ich kann mir denken, daß er Schmuggler nicht verrät, aber politische . . .«

»Politische?« wiederholte Dorren lachend, als wolle er sich vergewissern, daß er richtig gehört habe. »Wo könnte er sich verbergen, wenn er einen Illegalen verraten würde? Er wäre ein toter Mann, auch wenn er hinter Schloß und Riegel säße oder bis ans Ende der Welt flüchten würde. Und warum sollte er es tun? Er braucht das Geld.«

Sie gingen auf einem einsamen Pfad durch den Wald. Dorren streckte die Hand aus und brach sich mit seiner mächtigen Faust einen Zweig ab.

»Ich wollte Sie vieles fragen, Genosse Wassili, aber ich weiß, daß Sie nicht alles sagen dürfen. Nur eine Frage beantworten Sie mir bitte: Werden wir uns noch lange gedulden müssen?«

Der Russe runzelte die Stirn. »So lange, bis wir stark sind. Es ist keine Kleinigkeit, den Zaren, die Gutsbesitzer und Kapitalisten gleichzeitig zu stürzen, und das müssen wir, sonst tritt an Stelle der alten eine neue Kette, die uns fesselt. Die anderen Völker haben es schon erlebt. Wir müssen also Kräfte sammeln, ehe wir losschlagen.«

»Bis die Sonne aufgeht, vernichtet der Tau das Augenlicht,

unterbrach ihn Dorren. »Dieses Sprichwort gibt es bei Ihnen und bei uns. Wenn ein Wolf den Menschen überfällt, kann man nicht sagen: ‚Einen Augenblick, ich laufe schnell in die Stadt, hole mir ein Gewehr und Pulver, lerne schießen und kehre dann zurück, um den Wolf zu töten.‘ Hat man kein Gewehr, so würgt man ihn mit den Händen und erschlägt ihn mit dem Stock. . . Ihr Russen könnt vielleicht noch länger warten, wir Letten aber nicht.«

Er ließ den Blick über die verschneiten Fichten schweifen, die weiß und still dastanden.

»Alles, der Wald, die Felder und sogar der Himmel gehört hier dem deutschen Adel, der uns Letten verachtet, dem sogar die freien Bauern die Hand küssen müssen und der nur lettisch mit uns spricht, weil Deutsch die Sprache für die Herren ist.«

Er brach den Zweig, den er in der Hand hielt, entzwei und schleuderte ihn fort. »Nein, wir können uns nicht mehr gedulden; wir werden uns erheben. In unserem Lande haben wir an lettischen Landarbeitern allein schon zweitausend, das genügt, um sämtliche Barone zu verbrennen. Wir werden uns erheben. Ich sage Ihnen: Hat man kein Gewehr, so schlägt man mit dem Stock – aber losschlagen muß man.«

Der Russe lachte fröhlich auf. »Ich bestreite nicht, daß auch ein Stock in so kräftigen Händen eine gute Waffe ist. Und trotzdem muß man warten, Dorren, denn erhebt ihr euch jetzt, so wird man euch vernichten, und das Volk wird es noch schwerer haben als zuvor.«

»In Rußland gibt es – wie ich einmal gelesen habe – einhundertsechzig Völker. Wenn wir warten sollen, bis sie alle so weit sind. . .«, murmelte Dorren und brach sich wieder einen Zweig ab.

»Ich habe nicht gesagt, daß alle bereit sein müssen; aber so viele, daß der Sieg gesichert ist. Unsere Arbeit besteht darin, die Kräfte vorzubereiten.«

»Für den Kampf, ich weiß es«, rief der Lette und hob die Hand. »Ich habe die Blätter gelesen, die Ihre Partei druckt. Da

steht es ganz klar: Der Kampf! Kein Tag ohne Kampf! Keinen Frieden mit denen, die uns erdrosseln! Kampf, verstehst du? Und du sagst: ‚Warten!‘«

»Und die Organisation? Wird sie nicht durch den Kampf gebildet? Jeder Schritt muß erkämpft werden, jede Stunde kämpfen wir gegen die Polizei, gegen die zaristischen Gesetze, gegen die Herrenmacht. Und müssen wir nicht sogar gegen Arbeiter und Bauern kämpfen, um sie ihrem Glück zuzuführen? Glaubst du, daß jahrhundertlange Sklaverei keine Spuren hinterläßt? Sie zu überwinden ist schwerer, als die Güter der Barone anzuzünden. Und in diesem Kampf müssen wir siegen, weil wir ohne den Sieg nie frei sein werden, auch dann nicht, wenn wir hier alle Schlösser in Brand stecken. . . Gedulde dich, Dorren, jetzt vor allem, weil es nicht mehr lange dauert.«

Aber Dorren schüttelte mißmutig den Kopf. »Die letzte Stunde ist immer am schwersten zu ertragen.«

Der kleine Bahnhof, zu dem Dorren den Russen geführt hatte, war menschenleer und schmutzig. Es war eine ganz gewöhnliche, einsam gelegene Bahnstation, an der nur Personenzüge hielten.

Dorren ging fort, um die Fahrkarte zu holen. Sie hatten vereinbart, daß er eine Karte nach Wilna und Karl eine nach Moskau lösen sollte. Für den Fall einer Verfolgung konnte Genosse Wassili unterwegs aussteigen und wieder in einen anderen Zug einsteigen, ohne einen Bahnhof aufzusuchen. Wassili wartete hinter dem Bahnhofsgebäude, und erst als das zweite Glockensignal erklang und die fauchende Lokomotive des um zehn Minuten verspäteten Zuges heranrollte, betrat er den morschen, vereisten Holzbahnsteig. Karl stieg mit den Koffern in den Wagen, und Wassili folgte ihm rasch. Dorren beobachtete sie von dem Bahnhofsgebäude. Auf dem fast leeren Bahnsteig – nicht einmal ein Gendarm war zu sehen, nur Eisenbahner – fiel ihm sofort ein

stämmiger Mann in einem wattierten Mantel mit einer Beamtenmütze auf, deren Schirm, wie bei den Lehrern des Erziehungsministeriums, mit dunklem Samt bezogen war. Er hatte lange Füße, einen großen Mund und hängende Ohren. Dorren hatte bemerkt, wie der Blick seiner kleinen Schweinsaugen unruhig über die Wagen glitt. Und als Karl, diesmal ohne Koffer, aus dem Zug sprang und sich räkelnd – diese Koffer hatten schon ihr Gewicht – zu Dorren trat, wies dieser mit dem Blick auf den Beamten.

«Ein Spürhund.»

Karl schaute hin. Bestimmt war das ein Agent. Und er beobachtete ausgerechnet den Wagen, in den Wassili eingestiegen war. Immer näher trat er an den Wagen heran, und nun faßte er nach dem Griff, um einzusteigen.

«Wir müssen Genossen Wassili warnen», flüsterte Dorren. «Vielleicht ist es besser, wenn er aussteigt. Hier rührt ihn kein Hund an, niemand wird es wagen, aber im Zuge . . .»

In diesem Augenblick ertönte das letzte Glockensignal, der Bahnhofsvorsteher piff, die Puffer klirrten und der Zug setzte sich in Bewegung. Der Agent, der auf das Trittbrett gesprungen war und sich an den Griff klammerte, fuhr mit ihm ab.

Er beeilte sich nicht, die Plattform zu betreten, sondern beobachtete vom Trittbrett aus die Wagen, um zu sehen, ob jemand absprang; aber es war nicht der Fall. Der Zug fuhr immer schneller, und ein eisiger Wind piff über die Wagen dahin. Der Agent stieß mit der Schulter die Tür zur Plattform auf und stieg ein.

Entsetzt sahen ihm die Letten nach. Wie schlecht hatten sie ihren Auftrag ausgeführt. Der kategorische Befehl lautete: «Unbedingt dafür sorgen, daß Genosse Wassili seinen Bestimmungs-ort unversehrt erreicht.» Er brachte viel illegale Literatur mit, zwei ganze Koffer voll! Wie viele Pud das wohl sein mochten?

Alles war gut verlaufen, das Lösen der Fahrkarten, das Einsteigen und nun . . . Wo kam nur der Spitzel her? – Sie hätten den Genossen jedenfalls warnen müssen.

Es war aber nicht notwendig, denn der Genosse hatte alles genau beobachtet. Schon beim Einsteigen gewahrte er den Mann,

der eilig das Stationsgebäude verließ. Wassili blieb auf dem Gang stehen. Erst als der Agent in den Wagen stieg, ging er in das Abteil, in dem Karl die Koffer abgestellt hatte.

Das ganze Abteil, der ganze Wagen war voller Gymnasiasten. Wassili überlegte. Natürlich, gestern war der 6. Januar, der letzte Weihnachtsfeiertag, gewesen. Die Ferien waren zu Ende, und die Schüler kehrten in die Stadt zurück, denn Gymnasiasten gab es nur in den großen Städten. Nur in der Kreisstadt konnte man lernen.

Die Knaben drängten sich an das Fenster und betrachteten die endlosen Schneefelder, die gleich hinter der Station begannen. Kaum hatte Wassili jedoch das Abteil betreten, als ihm alle ihre Köpfe zuwandten und wie auf Kommando mit heller Stimme riefen: «Besetzt!»

Aber er ging doch hinein. Sofort stürzte aus dem Nebenabteil Unterstützung herbei. Ein Junge mit einem kecken, roten Haarschopf rief, während er die Hand ausstreckte, als wollte er Wassili am Ärmel fassen: «Sie haben doch gehört, daß hier alles besetzt ist.»

«Das schadet nichts.» Wassili nickte gutmütig, stellte sich auf die Zehenspitzen und schob die Koffer tiefer ins Gepäcknetz. «Ich nehme doch keinen Platz ein.»

Die Knaben wurden stutzig. «Wieso?»

«Ganz einfach!» Wassili lachte fröhlich. «Ich kenne ein Geheimnis. Ich sitze da . . .» – er setzte sich auf die schmutzige, dunkle Bank und streckte sorglich die Füße aus – «. . . und plötzlich sage ich ein Wort, klatsche in die Hände . . .» – er tat es – «. . . und bin nicht mehr zu sehen.»

«Ein Zauberkünstler», rief der Kleine mit dem roten Haarschopf begeistert aus. «Und was können Sie noch?»

«Vieles», erwiderte Wassili. «Ich kann zum Beispiel Gedanken lesen.»

Er betrachtete aufmerksam einen mageren, semmelblonden Jungen, der hinter dem Rothaarigen stand, und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. «Aber, aber, junger Mann, was haben Sie eben gedacht? So . . . so . . .»

«Was?» fragte der Rothaarige gespannt.

Aus dem Gang strömten Knaben herein, und immer enger wurde es im Abteil.

«Nichts sagen, um Gottes willens», schrie der Blonde und preßte die Hände an die Brust. Er weinte beinahe.

Wassili nickte ihm beruhigend zu. «Ich sage nichts, gar nichts, wenn Sie es nicht wollen. Nehmen wir einen anderen.»

Er ließ den Blick über die Jungen schweifen. Sie liefen, ihr Gesicht verbergend, nach allen Richtungen auseinander. Nur der Rote blieb stehen. «Knorkes», sagte er und schüttelte aufmunternd den roten Haarschopf.

Mit leisen Schritten glitt der stämmige Mann mit der Beamtenmütze an der offenen Gangtür vorbei. Der Rothaarige sah ihm nach. «Können Sie erraten, wer das war?»

«Eine Kleinigkeit!», Wassili zuckte nachlässig die Achseln und ging zur Tür. Sein Blick folgte der massigen Gestalt, die vor der Toilette stehen blieb. «Das ist ein . . . Inspektor!»

Er schrie das letzte Wort beinahe heraus, und die Buben sahen ganz deutlich, wie die breiten Schultern im wattierten Mantel plötzlich erschrocken zusammenfuhren.

«Ein Inspektor», hauchte der Rothaarige und wich bestürzt ins Abteil zurück. Seine Pupillen waren groß und dunkel geworden; er wechselte einen Blick mit seinen Kameraden, und Wassili las in aller Augen Schrecken und Wut.

6

Wassili setzte sich auf seinen Platz. Niemand rief mehr: «Besetzt.» – Der Rothaarige blickte seine Kameraden der Reihe nach an und fragte: «Habt ihr es alle gesehen? Er ist zusammengefahren. Dadurch hat er sich verraten.»

«Zweifellose», pflichteten ihm die anderen bei.

Wassili lächelte im stillen. Er wußte, was er tat, aber er setzte eine sorglose Miene auf, als wüßte er nicht, worum es sich handelte.

«Warum seid ihr so erschrocken? Und wenn es ein Inspektor ist? Wieso hat er sich verraten? Es ist doch kein Verbrechen, Inspektor zu sein?»

«Aber natürlich!», rief der Rothaarige entrüstet aus, und die übrigen Gymnasiasten, die sich um Wassili scharten, bestätigten seine Worte und schrien durcheinander: «Selbstverständlich ist es ein Verbrechen. Sicher sind Sie nicht im Gymnasium gewesen, sonst wüßten Sie, was das Wort „Inspektor“ bei uns bedeutet.»

«Inspektor ist sogar schlimmer als ein Lehrer.»

«Und schlimmer als ein Direktor, weil ein Direktor sich selten bei uns sehen läßt, aber ein Inspektor steckt überall seine Nase hinein . . .»

Ein Junge mit dicken, roten Wangen unterbrach seine Kameraden: «Das kommt auf den Direktor an. Unser . . .» Er verstummte, weil der blonde Junge und einige andere in lautes Gelächter ausbrachen.

«Selistschew kann das Wasser nicht vergessen . . . Das Wasser und der Direktor haben beinahe seinen Tod herbeigeführt.»

Wassili zog den Jungen am Gürtel zu sich heran. «Deinen Tod herbeigeführt? Erzähle mal.»

«Einen Augenblicks», rief der Rothaarige aus. «Er erzählt es Ihnen nachher. Viele von uns kennen die Geschichte schon und sie interessiert uns nicht. Wir müssen etwas Wichtigeres besprechen. Da uns schon ein „Inspektor“ in die Arme gelaufen ist, müssen wir ihm einen Streich spielen. Unbedingt!»

«Zwei Streiche», erwiderte Wassili kaltblütig. «Erst ihr, dann ich. Ich habe mir mein Zauberkunststück schon ausgedacht.»

«Verraten Sie es uns, dann machen wir es. Bestimmt ist es etwas Herrliches. Sie brauchen es doch nicht zu tun. Wozu? Ihnen kann es doch gleichgültig sein, ob das ein Inspektor ist oder nicht. Sie sind doch nie im Gymnasium gewesen.»

«Und wie ich da gewesen bin!», Wassili piffte leise und gedehnt . . . «Und wie ich gepaukt habe! Religion, Griechisch und Latein . . .»

«Präpositionen mit dem Akkusativ?» piepste eine hohe Stimme aus den hinteren Reihen.

Wassili begann sofort:

«Ante, apud, ad, adversus,
circum, circa, citra, cis,
erga, contra, inter, extra,
infra, intra, juxta, ob . . .»

Er schöpfte Atem. Mit stummer Begeisterung lauschten ihm die Gymnasiasten.

«Penes, pone, post und praeter,
prope, propter, per secundum . . .»

Laut ratterte der Wagen, man konnte kaum ein Wort verstehen. Natürlich war er einer der übrigen. Wie er die lateinische Grammatik beherrschte! Das ging ja wie am Schnürchen!

Eine Tür im Gang wurde laut und herrisch zugeschlagen, und eine befehlsgewohnte Beamtenstimme rief: «Bitte Fahrkarten!»

«Kontrolle!»

Die Buben durchsuchten ihre Taschen; denn so eine Fahrkarte hat ihre Mucken! . . . Man kann sich drauf verlassen, daß sie sich irgendwo verbirgt, und hat man ein Loch in der Tasche, so fällt sie bestimmt durch.

Inzwischen ertönte die herrische Beamtenstimme schon im Nebenabteil: «Fahrkarten vorzeigen!»

Wassili winkte mit geheimnisvoller Miene den Rothaarigen heran. Der Junge beugte sich zu ihm herab, und Wassili flüsterte: «Höre, Falkenauge! Wenn du von unserer Höhle aus nach links gehst, findest du das Lager des hündischen Bleichgesichtes. Kannst du dich so heranschleichen, daß er dich nicht sieht?»

«Wenn ein Indianer den Kriegspfad betritt, erwiderte der Junge rasch und richtete sich stolz auf, »so entdeckt ihn der schnöde Feind erst im Augenblick, wo der Tomahawk seinen Schädel spaltet.»

«Gehe!» Wassili nickte ihm zu. «Und wenn seine Fahrkarte kontrolliert wird, stelle fest, wohin er fährt.»

Der Rothaarige duckte sich, zog den Kopf zwischen die Schultern und glitt aus dem Abteil. Der Beamte mit dem dünnen, abgeschabten Eisenbahnermantel knipste schon die Fahrkarten am Ende des Wagens.

«Wilna . . . Wilna . . . Wilna . . .»

Die Kontrolle war vorbei, und der Rothaarige kehrte zurück. Er war sehr blaß und aufgeregt, gab den in der Nähe stehenden Jungen ein Zeichen, sich zu entfernen und flüsterte Wassili zu: «Er fährt nirgends hin.»

Dieses Mal war Wassilis Überraschung echt. «Wieso? Der Zug fährt doch . . .»

«Der Zug, aber nicht er, das heißt, natürlich ist es nicht so . . .», rief der Junge, der sich offensichtlich über die Begriffsstutzigkeit des Fremden ärgerte, laut aus. «Er sitzt da und besitzt gar keine Fahrkarte. Er zeigte dem Schaffner . . .»

Mit einer Handbewegung gebot ihm Wassili Schweigen und beendete den Satz: «Ein kleines, rot eingebundenes Buch mit einer Photographie und bedruckten Seiten.»

Die Augen des Rothaarigen ruhten wieder voller Bewunderung auf ihm. «Sie haben wieder . . . ohne es gesehen zu haben . . .»

Wassili lachte und legte seinen Arm um die Schultern des Jungen. «Also fährt er nirgends hin? Führt einer ohne Fahrkarte, so gilt das nicht. Hast recht! Wie dumm, daß ich es nicht gleich erraten habe! Er fährt mit uns nach Wilna. Ich werde dir sein Geheimnis verraten.»

«Fahren Sie auch nach Wilna?»

«Ja.»

«In den Zirkus?» piepste die Stimme des kleinen Schwarzhhaarigen, der die Frage über die Präpositionen gestellt hatte und sich nun bemühte, seinen Kopf zwischen den Mitschülern hindurchzustecken.

Der Rothaarige runzelte wütend die Stirn. «Schweig doch, du Idiot!»

Er schielte zu Wassili. Anscheinend fürchtete er, daß Wassili gekränkt sein könnte. Aber es war nicht der Fall. Wassili klopfte ihm auf die Schulter und sagte: »Nun, mein Häuptling, halte einen Kriegsrat ab. Bis Wilna ist es nicht mehr weit, und ihr müßt euch etwas ausdenken. Wo ist denn der Dicke, dem das Wasser beinah den Garaus gemacht hat? Während ihr euch berätet, erzählt er mir seine Geschichte.«

»Selistschew«, rief der Rothaarige. »Komm und erzähle. Wir werden übrigens auch zuhören.«

»Ihr habt sie doch schon gehört? Du hast es mir selbst gesagt.« Der Rothaarige seufzte.

»Ja, ich weiß. Aber wir hören doch zu, denn weißt du, die Geschichte ist sehr schaurig, wenn Selistschew sie erzählt.«

7

»Eigentlich ist sie gar nicht so besonders«, sagte Selistschew verlegen, als alle plötzlich schwiegen und ihn erwartungsvoll ansahen. »Und ich weiß auch nicht, ob ich mit dem Wasser oder mit der Ratte anfangen soll.«

»Natürlich mit der Ratte«, schrie der Rothaarige, und die anderen stimmten ihm zu. »Ohne die Ratte versteht man das übrige nicht.«

Selistschew nickte. Der Anfang mit der Ratte war leichter, weil man nicht sofort mit eigenen Erlebnissen zu beginnen brauchte.

»In Mark Twains 'Tom Sawyers Abenteuer' hatten wir gelesen – er wies auf zwei Buben – dieser und der und ich, daß die amerikanischen Jungen ein sehr schönes Spiel hätten. Sie schaukelten tote Ratten an einer Schnur. Wasja Sacharow – er zeigte auf den Rothaarigen, der, die Worte seines Freundes schon im voraus billigend, bestätigend nickte – ist der Sohn des Wächters von einem Mehlspeicher. Haben Sie schon einmal einen Mehlspeicher gesehen?«

»Ja. Da gibt es eine Menge Ratten.«

»Sehen Sie!« rief der Junge erfreut aus. »Wir gingen mit dicken Stöcken auf sie los. Wasjas Vater ließ uns herein . . . Aber die Ratten sind so zäh . . .«

»Und beißen so«, unterbrach ihn ein dunkler Junge mit kurzgeschorenem Igelkopf, einer von denen, auf die Selistschew hingewiesen hatte. Er hielt seinen Zeigefinger in die Höhe, und Wassili verstand, daß eine Ratte ihn während des Speicherfeldzuges in den Finger gebissen hatte.

»Aber wir haben sie doch getötet. Allerdings nur eine. Sie war auch nicht sehr groß.«

»Aber rötlich, mit einem langen Schwanz.«

»Und habt ihr sie geschaukelt?«

Alle drei nickten gleichzeitig. So war es leicht, zu erzählen.

»Ja, aber es war gar nicht schön.«

»Weshalb?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich . . . weil wir keine amerikanischen Jungen sind. Vielleicht steht im Buch auch nicht alles drin.«

»Jedenfalls fehlt die Hauptsache: wie man die Ratte schaukeln soll, damit es komisch wirkt. Denn komisch soll es doch sein, nicht wahr?«

»Es könnte komisch sein«, bestätigte Wassili.

»Da haben wir uns etwas ausgedacht. Haben Sie es schon erraten? Ja?«

»Ihr habt die Ratte in einem Schulranzen ins Gymnasium gebracht«, sagte Wassili langsam.

»Natürlich«, rief Selistschew erfreut aus. »Und nun müssen wir Ihnen verraten, daß wir einen ganz besonderen Inspektor haben. Er ist schon so lange im Gymnasium und hat so viele Gymnasiasten auf dem Gewissen, daß er ganz verrückt geworden ist. Er ist grau, seine Nase ist dunkelblau, die Hände kreuzt er auf dem Rücken, und dann hat er auch einen Buckel. Wir nennen ihn 'Hexe'. Er hüpf immer beim Gehen wie eine Hexe auf dem Besen.«

»So einer ist das!«

«Wir haben die Ratte an einem Knopf an seinem Rockschoß befestigt. Er trägt eine alte Uniform mit zwei Schößen hinten und darüber Knöpfe mit Adlern.»

«War es sehr komisch?»

Die Knabenschüttelten den Kopf. «Nein. Das ist das Schlimme! Wieder war es nicht komisch, sondern ganz im Gegenteil. Wenn er hüpfend durch den Saal lief – es war grade große Pause, alle acht Klassen, verstehen Sie, das ganze Gymnasium war da –, als er so herum lief, mit rotem Gesicht und blutunterlaufenen Augen, die Hände auf dem Rücken, direkt über dem Knopf, und darunter die baumelnde Ratte, da sah er genau wie ein Henker aus, der sein Opfer hinter sich herschleift.»

Wassili sah auf, und sein Blick, plötzlich streng geworden, ruhte auf den Knaben. Auch seine Stimme erschien ihnen mit einem Male ernst.

«Hat niemand gelacht?»

«Nein, niemand», sagten alle drei. «Obwohl er drei- oder viermal durchlief, bis die Ratte so gegen seine Beine schlug, daß er sie bemerkte.»

«Und dann?»

«Alle gingen, wie immer in der großen Pause, auf und ab und taten, als sähen sie nichts. Er verschwand sofort, und Tanjgin folgte ihm.»

«So ein Streber, ein Judas.»

«Er hat es wohl verraten. Wir bemühten uns natürlich, die Öse so über den Knopf zu werfen, daß niemand es bemerkte, aber manche hatten es doch gesehen. Ich könnte schwören, daß er uns verpetzt hat. Denn als die ‚Hexe‘ wiederkam, nörgelte sie sofort an mir herum und behauptete, ich hätte die Hände in der Tasche, obwohl ich doch ganz genau weiß, daß es sich für einen Gymnasiasten nicht schickt, die Hände in die Tasche zu stecken... Und so wurde ich an die Wasserleitung gestellt.»

«Das müssen wir wieder erklären», mischte sich der Rothaarige ein. «Die Wasserleitung, aus der wir immer trinken, befindet sich direkt vor dem Arbeitszimmer des Direktors an einem Trepp en-

absatz vor der eisernen Wendeltreppe, die zu sämtlichen Stockwerken führt. Also ist sie aus allen Stockwerken zu sehen. Jeder erblickt den Bestraften. Wenn man anderswo in der Ecke stehen oder nachsitzen muß, kann man sich verstecken, aber da ist es unmöglich. Und das Schlimmste ist, daß man hier unweigerlich von dem Direktor entdeckt wird. Und das ist der Tod.»

«Der Tod?»

«Ja, der Tode, bestätigte Selistschew. «Auf der ganzen Welt gibt es keinen so gräßlichen und langweiligen Kerl wie ihn. Wenn er einen erwischt, streicht er sich den Backenbart und beginnt: „Sie sind eine traurige Erscheinung...“»

«So fängt er immer an: „Sie sind eine traurige Erscheinung.“ Und dann geht es weiter. Er spricht eine Stunde, zwei Stunden – mein Ehrenwort, das tut er – bis man schwindlig wird und alles sich um einen dreht.»

«Und nach der Standpauske wandert man in den Karzer. Das ist so sicher wie zwei mal zwei vier ist.»

«Mit Brot und Wasser... mindestens für einen ganzen Tag. Deshalb ist „an der Wasserleitung stehen“ dasselbe wie eine Karzerstrafe. Erzähle weiter, Selistschew.»

Selistschew blies seine dicken Backen auf. «Wie soll ich denn erzählen, wenn ihr mich dauernd unterbrecht... Kaum stand ich also an der Wasserleitung, als sich die Tür öffnete und der Direktor erschien. Da kam mir ein Gedanke. Ich griff nach dem Krug, goß Wasser ein und begann zu trinken... als wäre ich gar nicht bestraft worden, sondern nur zum Trinken hergekommen. Verstehen Sie?... Der Direktor schaute hin, blieb aber nicht stehen und begab sich in den Saal. Ich stellte den Krug hin. Nachdem ich fünf Minuten gestanden hatte – über der Wasserleitung befindet sich eine Uhr, wahrscheinlich nur, um uns zu quälen, damit man merkt, wie langsam die Zeit dahinschleicht – nach fünf Minuten also schaute ich auf und erblickte wieder den Direktor, der zurückkam. Ich ergriff den Krug, goß Wasser ein und trank... Er ging vorbei. Und alles wäre gut

gewesen, wenn er in sein Zimmer gegangen wäre, aber er stieg die Treppe hinauf, ganz hoch hinauf bis zum obersten Stock, und blickte die ganze Zeit herunter. Er schaute, und ich trank – einen Krug nach dem anderen. Er war schon im fünften Stock und sah immer noch herunter. Ich konnte seinen weißen Backenbart über mir sehen. Schließlich verschwand er im Schlafsaal. Ich stellte den Krug hin. „In zehn Minuten ist die große Pause vorbei“, dachte ich, „dann kehre ich in die Klasse zurück.“ Während des Unterrichts ließ man uns nie stehen, weil wir dann ohne Aufsicht gewesen wären. Man konnte doch nicht einen Erzieher nur zum Aufpassen an der Wasserleitung anstellen! Wenn nur die Zeit schneller verginge! Vor der „Hexe“ fürchtete ich mich nicht. Über die Ratte konnte sie nichts sagen, sie hatte keine Beweise, auch wenn der Streber mich verpetzt hatte. Also mußte ich nur noch diese Zeit hier überstehen. Zwei Minuten vergingen, ... drei ... fünf. Ich kann das gar nicht schön und schau- rig schildern, Gogol hätte es anders gemacht ... wie zum Bei- spiel im „Wiy“ oder in der „Furchtbaren Rache“ ... Mein Herz schlug immer stärker, und schließlich schien es mir, daß es stehen- geblieben war ... Plötzlich ertönte die Klingel ... Wieder hal- ten schwere Schritte auf der Treppe – die Stufen waren aus Eisen und jeder Schritt weit zu hören – über mir tauchte der Backen- bart des Direktors auf. Ohne zu überlegen, griff ich nach dem Krug. Und dann packte mich eine furchtbare Wut, weil er immer langsamer ging und mich die ganze Zeit anstarrte. Sie können sich nicht vorstellen, wie zornig ich war! „Auch gut“, dachte ich und trank immer weiter, einen Krug nach dem anderen ... Er kam herunter, näherte sich ganz langsam der Wasserleitung und blieb neben mir stehen. Ich konnte nicht mehr trinken, ich weiß nicht, wieviel ich schon getrunken hatte, ich konnte die Krüge nicht mehr zählen. Deshalb biß ich die Zähne zusammen, so daß das Wasser nur langsam hindurchsickerte.

Er stand ein Weilchen da und sagte dann: „Selistschew, Sie haben gar keinen Durst.“

„Doch, Herr Direktor“, erwiderte ich, „ich bin sehr durstig.“

Und ich goß wieder Wasser in den Krug.

Er stand noch immer da. Und wieder trank ich, und er stand noch neben mir, lange, furchtbar lange, und ich trank immer weiter.

Schließlich fühlte ich, daß das Wasser wie aus einer Wasser- leitung aus meiner Nase rinnen würde, wenn ich noch einen Tropfen trank. Ich hatte das Empfinden, als wären meine Brust, die Beine, mein Kopf voll Wasser. Mein Bauch war es jedenfalls. Ich stellte den Krug hin. Ich konnte nichts mehr sehen, in den Ohren gurgelte Wasser, aber ich vernahm noch die Stimme des Direktors. Eine höhnische Stimme, das war sie übrigens immer, fragte mich: „Haben Sie keinen Durst mehr, Selistschew? Warum gehen Sie nicht in die Klasse?“

Ich antwortete, weil mir schon alles furchtbar gleichgültig war: „Ich bin bestraft, Herr Direktor.“

Er begann mit seiner Standpauke. Aber nach den ersten Wor- ten: „Sie sind eine traurige Erscheinung ...“, floß mir das Wasser aus Nase und Mund, und ich fiel hin. Übrigens machte ihnen das nichts aus, sie schleppten mich doch in den Karzer.“

«Alles?»

«Ja.»

«Man könnte noch vieles erzählen», sagte der Rothaarige nach- denklich. «Zwischen uns und dem Direktor, dem Inspektor und den Lehrern gibt es täglich Krieg, keine Stunde setzt er aus. Aber Sie wissen es selbst, Sie sind ja auch im Gymnasium gewesen. Es ist immer und überall dasselbe.»

Der Blonde seufzte und ließ den Kopf sinken. «Und man kann nichts dagegen tun. Alles bleibt beim alten, was man auch unter- nimmt.»

«Was habt ihr denn getan?» erkundigte sich Wassili.

«Manches», schallte es aus verschiedenen Ecken. «Aber erzäh- len Sie uns lieber von sich. Wie war es in Ihrem Gymnasium?»

Wassili überlegte einen Augenblick. »Bei mir war es etwas anderes.«

Die Buben sahen ihn interessiert an. »Weshalb?«

»Weil ich ganz anders gegen meine Lehrer vorging. Natürlich war es bei uns ebenso wie – bei euch ... Ausnahmen gibt es wohl auch bei euch, und sicher sind es nicht einmal so wenige ...«

Er lächelte. »Ich habe es mir gründlich überlegt, weshalb es eigentlich so ist.«

Die Gymnasiasten waren ganz still geworden und schmiegt sich aneinander.

Eine leise Stimme fragte: »Und weshalb?«

»Weil es im Leben folgendermaßen zugeht, sagte Wassili. »Ihr habt bestimmt einmal gelesen, oder irgend jemand hat es euch erzählt, wie die Bauern leben, wie sie von den Gutsbesitzern und Kaufleuten unterdrückt und ausgenutzt werden. Ebenso die Arbeiter von den Fabrikbesitzern ... In der Straße, in der ich früher lebte, befand sich eine Lederfabrik. Täglich sah ich als kleiner Junge die hungrigen, kranken Arbeiter mit Händen, die von Wunden bedeckt waren, denn sie arbeiteten in feuchten Räumen sechzehn Stunden lang und mußten mit den bloßen Händen den Kalk rühren, weil der Besitzer das Geld für die zu dieser Arbeit notwendigen Gummihandschuhe sparen wollte, von denen ein Paar drei Rubel kostet. Ein Menschenleben ist billiger. Was ist dem Fabrikbesitzer ein Menschenleben wert! Selbstverständlich können sich die Arbeiter diese Handschuhe bei ihrem Verdienst von 30 bis 40 Kopeken je Tag nicht leisten. Jeder hat ja eine Familie und Kinder, für die er sorgen muß ...«

Er schwieg. Im Abteil war es still. Dumpf ratterten die Räder unter dem Wagen.

»So geht es nicht nur den Gerbern, sondern allen Arbeitern, die ich kenne. Arbeitern, die mit zwanzig Jahren keinen Zahn mehr im Munde haben, weil sie Dämpfe einatmeten, die Fleisch und Knochen zerfressen. Und da habe ich festgestellt, daß das, was uns in den Gymnasien geschah, ein Kinderspiel gegen das

andere ist. Aber diese Zustände in Schulen und Fabriken werden durch folgende Ursachen herbeigeführt ...«

»Welche?« fragte der Rote und steckte die Fäuste tief in den Gürtel des Hemdes.

»Ungerechtigkeit und Ungleichheit. Weil die Reichen alles beherrschen und die Armen für sich arbeiten lassen, und weil alles im Leben nur auf das Wohlergehen der Reichen abgestimmt ist. Und jeder, der nicht reich ist, steht unter einem Aufseher, einem Diener der Reichen. In den Fabriken ebenso wie in den Gymnasien.«

»Das ist wahr.« Der Rote zog die Hände erregt aus dem Gürtel heraus und fuchtelte mit ihnen herum. »Das stimmt. So ist es auch in unserer Klasse mit Malafeew. Sein Vater besitzt eine Fabrik. Er bekam immer eine Eins. Jetzt ist er mit seinem Vater nach Petersburg gezogen.«

»Er wurde nie bestraft, sogar wenn die ganze Klasse nachsitzen mußte, erklärte der Lehrer: Malafeew hat sich bestimmt nicht daran beteiligt. Dazu sind nur arme Schlucker fähig.«

»Einen Augenblick!« schrie der Rothaarige dazwischen. »Ich will nur etwas fragen. Sind sie selbst darauf gekommen ... oder hat Ihnen das jemand erklärt?«

Wassili sah ihn mit einem herzlichen Lächeln an. »Nein, ich bin nicht allein, das heißt nicht ganz allein darauf gekommen. Ich habe das Buch von Tschernyschewski, »Was tun?«, gelesen. Er schreibt darüber, wie man ehrlich leben muß.«

»Was tun?« wiederholte der Rothaarige.

Und im Flüsterton ging es weiter durch den Gang und durch die dichtgedrängten Reihen der Gymnasiasten: »Was tun?«

»Als wir – ich las dieses Buch mit einem mir sehr nahestehenden Freund – dieses Buch und dann noch vieles andere gelesen hatten, beschlossen wir, so zu leben, wie dieses Buch es verlangt, ein ehrliches Leben zu führen. Damals waren wir in der siebenten Klasse.«

»Was haben Sie getan?« rief der Rothaarige ganz aufgeregt aus.

Wassili antwortete nicht sofort.

«Wir . . . verließen das Gymnasium.»

Die Gymnasiasten fuhren zusammen. »Freiwillig?»

Die Lippen des Blondes zitterten. Er fragte ganz leise: »Geht es denn . . . nicht zu lernen . . .?»

«Natürlich nicht. Deshalb lerne ich trotzdem seither ununterbrochen. Aber in der Schule lernt man doch nicht das, was man im Leben braucht.»

«Ohne Gymnasium kommt man nicht auf die Universität», sagte Selistschew und sah sich nach den anderen um.

Alle nickten.

«Ich rate euch auch nicht, es zu tun», erwiderte Wassili lächelnd. «Ich rede ja nur von mir. Mein Freund und ich wollten nicht die Universität besuchen, weil das Studium den Weg zu den Reichen, das heißt zum Dienst bei den Reichen ebnet und gleichzeitig vom Volk entfernt . . . Und wir wollten dem Volk, und nicht den Reichen dienen.»

«Aber es ist auch nicht gut, wenn man ungebildet ist», murmelte Selistschew. »Sie sind zum Beispiel durchgebrannt. Und was ist aus Ihnen geworden? Ein Zauberkünstler.»

»Ja«, bestätigte Wassili.

Aber niemand lachte.

«Wilna», rief eine laute Stimme im Gang, und die Gymnasiasten stoben wie erschrockene Spatzen auseinander, um ihre Sachen zu packen.

«Zu früh!» rief der Rothaarige. »Wir werden noch stundenlang an der Signalstange stehen.»

Aber im Wagen herrschte schon das Durcheinander, das stets vor dem Aussteigen einsetzt. Mäntel, Überschuhe und Handschuhe wurden angezogen, Kissen mit Riemen verschnürt. Im Nebenabteil zählte die Stimme einer Greisin, sich vor Aufregung überschlagend: »Neun . . . zehn . . . elf . . . Wo ist denn zwölf? Wo? Du siehst ja, du siehst ja, daß der Platz leer ist. Mein Gott, wo ist es hingekommen?»

Eine Männerstimme erwiderte laut: »Du hast dich verzählt.

Das ist doch klar! Wo soll es denn hinkommen? Die Sachen haben, die ganze Zeit vor uns gestanden, und wir haben das Abteil nicht verlassen.»

Und wieder begann die Frauenstimme, sich überschlagend:

» . . . neun . . . zehn . . . »

Wassili holte seine Koffer aus dem Gepäcknetz. Die Gymnasiasten beobachteten ihn aufmerksam und ernst. Und nur dem Blondes fiel, vielleicht beim Anblick der neuen, ausländischen Koffer, das versprochene Kunststück ein.

Er berührte einen Koffer mit dem Fuß, der war jedoch so schwer, daß er sich nicht bewegte. Der Blonde schob stärker, nein, der Koffer rührte sich nicht. Und der Fremde hatte ihn heruntergehoben, als wäre er federleicht, und sah doch gar nicht so kräftig aus. Sicher war es ein Trick . . . Und in diesem Fall . . .

Er fragte, vom Gedanken, den er noch nicht zu Ende gedacht hatte, ermutigt: »Und das Kunststück? Sie haben es doch versprochen.»

«Sofort.» Wassili nickte ihm zu und ergriff die Koffer.

«Das Kunststück», rief der Blonde.

Die Gymnasiasten stürzten zu Wassili. Sie traten alle zusammen hinaus. Zwei Schritte vor ihnen stieg würdevoll und schwerfällig der dicke Mann mit der Beamtenmütze aus. Er trat zurück, ließ Wassili mit den Gymnasiasten vorgehen und folgte ihnen langsam.

«Der Ausgang ist links», sagte der Rothaarige.

Aber Wassili setzte seinen Weg am Zug entlang fort. Die Gymnasiasten folgten ihm. Auch der »Inspektor« schlug dieselbe Richtung ein.

Wassili sah sich um. Der Rothaarige fragte leise: »Werden Sie Ihr Kunststück mit dem »Inspektor« machen?»

»Ja«, rief Wassili vergnügt aus. »Das Wunder wird sofort geschehen. Da . . . schaut ihn alle gleichzeitig scharf an.»

Wie auf Kommando wandten die Gymnasiasten ihre Köpfe dem Inspektor zu. Mit einem Ruck wandte sich dieser ab. Dreißig Augenpaare starteten ihn frech an. Er blieb stehen.

Er blieb nur stehen, das war alles. Es geschah weiter nichts, weder mit ihm noch mit seiner Umgebung. Die Gepäckträger liefen wie zuvor herum und trugen Koffer, Verwandte und Freunde begrüßten und umarmten sich, ein Gendarm zog einen soeben erwischten Taschendieb am Ohr zum Polizeibüro, die Soldaten standen stramm vor einem General mit einer blauen Nase, der in seinem grauroten Mantel den Bahnsteig entlangging. Alles war so wie immer. Es war nichts geschehen.

Entrüstet wandte sich der Rothaarige um und – erstarrte.

Der Fremde mit den Koffern war verschwunden.

»Wo ist er?«

Sie sahen sich um. Es fehlte jede Spur von ihm.

Er war nirgends zu sehen. Man konnte den Bahnsteig gut überschauen, obwohl er sehr lang war. Der Fremde wäre aufgefallen, besonders wenn er schnell lief. Unter dem Zuge konnte er sich mit seinen Koffern nicht verstecken, man hätte es gemerkt, und außerdem hätte er mit dem schweren Gepäck sehr tief springen müssen. Er wäre sofort verhaftet worden, denn nur ein Dieb versteckt sich unter dem Zug. In einen Wagen konnte er in dieser kurzen Zeit auch nicht steigen, es waren ja nur wenige Sekunden vergangen . . . höchstens eine Minute, und die Reisenden drängten sich noch vor und auf den Stufen zur Plattform. Einige stiegen aus, die anderen ein . . . und außerdem besaß er keine Fahrkarte . . . Er hatte doch die Fahrkarte in ihrer Gegenwart dem Schaffner gegeben. Sie war nur bis Wilna gelöst, alle hatten es gesehen. Und ohne Fahrkarte kann man nicht herein.

»Sucht ihn«, brüllte der Blonde.

Die Jungen stoben auseinander. Der eine lief zum Schalter, der andere in den Wartesaal, einige schritten den Zug entlang und schauten in die Wagen.

Dann versammelten sie sich wieder und scharten sich um den Rothaarigen.

»Er ist nirgends.«

»So einer! Kaum hatten wir uns abgewandt, da war er fort, verschwunden!«

»Schaut, da kommt der ,Inspektor'.«

Atemlos vom schnellen Laufen stürzte der ,Inspektor' auf sie zu. Er war aufgeregt und verwirrt und hatte nichts von der früheren Würde behalten. Die Mütze saß schief auf einem Ohr, und er glich eher einem Irren als einem Inspektor. Er blieb vor dem Blondem stehen und fragte mit heiserer Stimme, ängstlich und verlegen: »Wo ist der Mann mit den Koffern . . . der mit euch ging?«

Der Blonde öffnete schon seinen Mund, um zu antworten, aber der Rothaarige kam ihm zuvor. Er trat mit gerunzelter Stirn, die Mütze tief im Gesicht, die Hände in den Hosentaschen, vor und erwiderte laut und etwas unzusammenhängend:

»Er trinkt Tee im Wartesaal.« – Der Rothaarige zwinkerte vielsagend.

»Sollte er übrigens nicht fertig sein . . . eine Dame mit einer weißen Pelzmütze und einem dichten Schleier hat ihn abgeholt.«

»Eine Dame mit einem Schleier?« wiederholte der ,Inspektor', und seine Augen weiteten sich gierig. »Wann? Ich habe sie nicht gesehen.«

»Sie hat da gestanden.« Der Rothaarige wies auf die Tür des Wartesaals erster Klasse. »Sie ist mir sofort aufgefallen, weil ihr Gesicht einer Maske glich, so dicht war der Schleier, den sie trug. Er trat an sie heran, sie hob den Schleier, und beide gingen in den Wartesaal.«

Der ,Inspektor' hörte gar nicht mehr hin. Er eilte zum Wartesaal.

Schweigend sahen ihm die Knaben nach. Der Rothaarige stieß den Blondem verächtlich mit dem Ellbogen an.

»Idiot, hättest ihn beinahe verraten! Du siehst doch, daß das ein Spitzel ist. Er will ihn fangen.«

Der Dicke fragte mit gesenktem Blick: »Meinst du, daß er wie Dubrowski . . . oder gehört er zu den Zarenmördern?«

»Halt's Maul, zischte der Rothaarige. »Weißt doch, was einem für solche Worte blühen kann . . .«

«Gehen wir», mahnte der Blonde eilig. «Wenn er im Wartesaal niemand findet, verhaftet er uns alle, weil Wasja ihn angelogen hat.»

«Du bist ein Feigling und ein Dummkopf.» Der Rothaarige grinste verächtlich. «Er kann doch nicht beweisen, daß er nicht dagewesen ist. Und wenn auch . . . Wir erklären alle kategorisch, daß er lügt und daß wir ihn nie gesehen haben. Wir sind fünfzehn. Da soll uns einer dumm kommen.»

«Stimme», erwiderte Selistschew. «Er kann es nicht beweisen.»

«Wir dürfen nicht weggehen», fuhr der Rothaarige fort. «Ich möchte schwören, daß er im Zuge sitzt. Der Inspektor wird ihn suchen, und wir müssen es verhindern.»

Der Blonde schüttelte den Kopf und schielte ängstlich zum Wartesaal. «Leicht gesagt. Du kannst dich doch nicht mit ihm prügeln.»

«Ich werde es aber.» Der Rothaarige stampfte mit dem Fuß. «Wenn es sein muß . . . Ich habe mir auch ein Kunststück ausgedacht. Hört mal!»

Die Gymnasiasten drängten sich näher an ihn heran; der Rothaarige sah sich um, um sich zu vergewissern, daß sie nicht belauscht wurden, und flüsterte:

«Sobald der „Inspektor“ in den Zug steigt, werde ich „Dieb“ brüllen, und ihr müßt ihn alle umringen und schreien . . . Wodja, nimm auf alle Fälle meine Geldtasche . . . Ich werde beweisen, daß er mein ganzes Geld gestohlen hat . . .»

«Wer wird dir glauben? Er besitzt doch sicher einen Polizeiausweis und wird ihn vorzeigen.»

«Inzwischen ist der Zug abgefahren. Das zweite Glockensignal ist schon gegeben, da . . . eben ertönt das dritte . . . Kommt er schon?»

Der „Inspektor“ kam nicht wieder. Die Gymnasiasten betrachteten aufgeregt die Fenster der immer schneller vorbeigleitenden Wagen. Vielleicht konnten sie das junge, lachende, bärtige Gesicht mit dem klaren Blick der übermütigen Augen irgendwo erspähen.

Aber Wassili hütete sich, aus dem Fenster zu sehen. Er lag im Gepäcknetz der dritten, obersten Kojе, so weit hinten, daß man ihn nur von der zweiten Kojе hätte sehen können. Und sogar die Koffer, mit häßlichen, schmutzigen Zetteln beklebt, wären vom durchtriebensten Kriminalisten nicht für dieselben gehalten worden, die er auf der Reise nach Wilna mitgehabt und die der „Inspektor“ auf dem Bahnsteig in Wilna mit dem verborgenen Photoapparat aufgenommen hatte.

Die zweite Fahrkarte nach Moskau war nicht unnütz gelöst worden, denn die Kontrolle beim Einsteigen war besonders streng. Und nun konnte er in Ruhe schlafen, bis er die „Stadt mit den weißen Mauern“, auf die die Moskauer so stolz waren, erreicht hatte.

Die Unterhaltung im Moskauer Vorortzug war insofern eigentümlich, weil jeder Streit und jede Unterhaltung mit der Feststellung endeten: «Aber bei uns in Moskau . . .»

Und wenn sie sich noch so heftig stritten, so lächelten sie sich freundlich zu, sobald diese Worte fielen, nickten und waren sofort wieder gute Freunde. Sie kamen ja alle aus Moskau.

Alle?

Einige schwiegen. Zum Beispiel dieser große, bärtige Mann mit dem klaren Blick. Betrachtete man ihn aufmerksam, so sah man eine Narbe auf der Nase. Dieser Mann hatte kein Wort gesprochen, sogar als sich ein heftiger Streit über die auf den Holzbänken verstreuten Zettel entspann.

Diese Blättchen waren gedruckt, aber anscheinend illegal, denn die Genehmigung der Polizei fehlte. Sie berichteten über den Widerstand der Arbeiter in der Obuchow-Fabrik in Petersburg, die die Polizei mit Steinen vertrieben und sich auch dem Militär gegenüber widersetzt hatten. Und obwohl die Soldaten schließlich die Oberhand gewonnen hatten und die am Aufstand Beteiligten verhaftet und vor Gericht gestellt wurden, wies man

in dem Blatt darauf hin, daß die Ereignisse in Obuchow ein Beweis für die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes, sogar im offenen Kampf, seien. Deshalb rief die Partei der Arbeiter die Werktätigen auf, dem Beispiel der Kameraden in Obuchow zu folgen und unbedingt für ihre Rechte einzutreten.

Oben auf den Zetteln stand in gesperrter Kursivschrift:

„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

und unten:

*„Moskauer Komitee der
Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands“.*

Um diese Unterschrift drehte sich vor allem der Streit. Was war ein Proletarier und was ein Sozialdemokrat? Niemand konnte es erklären. Aber jedenfalls war es ein illegales Blatt, und deshalb glaubte keiner an die Echtheit der Unterschrift. Und wenn auch die Arbeiter einen Aufstand in Petersburg machten, was ging es sie an? Eigentlich war Petersburg keine russische Stadt. Die Einwohner stammten aus allen Teilen der Welt, die Grenze war auch ganz nah, also gab es genug Elemente, die Unruhe stiften konnten. Und ebensowenig russisch waren die Worte ‚Proletarier‘ und ‚Sozialdemokrat‘.

„Aber bei uns in Moskau . . .“

Moskau war wirklich eine ruhige, fromme Stadt. Hatte sie nicht vierzig mal vierzig Kirchen? Hier gab es keine Unruhen, weder in der Stadt selbst noch in der Umgebung, im Textilbezirk zum Beispiel, durch den sie eben fuhren. Allerdings hatte es einmal einen großen Streik in der Morosow-Manufaktur gegeben. Und was für einen! Aber das war im Jahre 1887 gewesen, und jetzt schrieb man Januar 1902.

Bestimmt sind diese Blättchen für die Arbeiter der Textilindustrie bestimmt. Heute ist ein Feiertag und obendrein Markt. Die Leute fahren nach Orechowo, um Einkäufe zu machen. Deshalb haben sie die Blätter hier hereingeschmuggelt.

„Sies. Aber niemand wußte, wer das war. Weiß der Teufel, was diese Worte ‚Proletarier‘ und ‚Sozialdemokrat‘ bedeuteten.“

Kein Wunder, daß die Streitenden, zumeist Kleinhändler, die nach Orechowo fuhren, um auf dem Markt einzukaufen, das nicht wußten. Aber eigenartig war es schon, daß weder die Arbeiter, die im Abteil saßen und schweigend zuhörten, noch der Mann mit den hellen Augen, der unbedingt einen gebildeten Eindruck machte, diese Worte kannten. Die Mitreisenden wandten sich mit einer direkten Frage an ihn, aber er schüttelte nur schweigend den Kopf. Übrigens wartete er das Ende des Streites nicht mehr ab, sondern stieg mit dem großen, schwarzen, ansländisch anmutenden Koffer auf einer kleinen Station aus.

Wieder stand er auf einem kleinen, schmutzigen Bahnhof, auf einem Bahnsteig aus morschem Holz. Und durch die frostklare Luft zitterten verhallend helle Glockenschläge.

Es war Sonntag, und auch hier fand heute der Markt statt.

Freudig und schrill ertönte schon seit dem frühen Morgen das Läuten der Kirchenglocken. Der Glöckner – klein, mit einer Glatze und nicht mehr ganz nüchtern – läutete in seliger Vorfreude der bevorstehenden Verteilung der Kirchenkollekte, die während der letzten Liturgie sehr reichlich ausgefallen war. Die Kirche hier war arm, denn dieses Fabrikstädtchen verdiente kaum den Namen einer Stadt. Elende Hütten und baufällige Zäune reihten sich aneinander, und nur eine Straße war gepflastert. Alle übrigen waren im Frühjahr und im Herbst nicht einmal in Gummischuhen oder hohen Stiefeln zu betreten. Man versank bis zu den Knien im Schmutz und mußte deshalb barfuß gehen, denn die Knochen blieben wenigstens in diesem Lehm nicht stecken, es gelang einem immer noch, den Fuß herauszuziehen.

Die Bewohner waren arme Schlucker, aber dafür um so frommer. Wie konnte ein Armer dieses Leben ohne Gott ertragen? Außer ihm trat doch niemand für ihn ein. Deshalb war die Kirche an Sonn- und Feiertagen voll, und heute war es besonders der Fall. Die Gerber legten ihreschwerverdienten Kopeken mit besonderem Eifer auf den versilberten Teller, mit dem ein

angesehener Kaufmann mit einer goldenen Medaille um den Hals die Kollekte einsammelte. Sie gaben gern, denn heute war ein besonderer Tag; sie hatten den Befehl erhalten, sich alle nach dem Gottesdienst auf dem Fabrikhof zu versammeln. Der Besitzer hatte es verlangt, und keiner wußte, weshalb. Er sollte heute aus Moskau eintreffen und in eigener Person zu ihnen sprechen. Also handelte es sich um etwas Wichtiges, denn seine Hochwohlgeboren hätte nicht geruht, einer Kleinigkeit wegen hierherzukommen, da die geschäftlichen Angelegenheiten des Alltags in den Händen eines guten Direktors lagen.

Die Fabrik lag in der Nähe der Stadt, höchstens zwei Werst von ihr entfernt. Hinter der hohen Steinmauer, die einer Festungs- oder Gefängnismauer glich, schimmerte das Heiligenbild des Sergius von Radonesh und hob sich mit seinem matten Gold leuchtend vom grauen Himmel ab. Ein Greis mit langem Bart, ernst und düster in seiner feierlichen Haltung, hob die dunklen, mit brauner Farbe gemalten Hände zum Himmel empor und schien zu segnen oder zu drohen. Vor dem Heiligenbild leuchtete eine Ampel. Matt und trübe schimmerte das Licht hinter dem ungewaschenen Glas. Und darunter hing an einer schweren Kette ein Krug für mildtätige Gaben.

Über dem Tor prangten in eigentümlicher, altrussischer Schrift auf einem durchsichtigen Plakat die Worte:

Manufaktur
des edlen angesehenen Bürgers
Sergei Porfirjewitsch Proschin

Und darüber befand sich eine auch im Ausland und vor allem in Persien bekannte Fabrikmarke: Ein Bär im Sarafan.

Sergius war der Name des Besitzers, und Sergius war auch der Heilige, dem zu Ehren der Gildenkaufmann Porfiri Proschin seinen Sohn einst hatte taufen lassen. So war es besser. Beteten die Arbeiter zum Heiligen, so beteten sie im Grunde genommen

auch zum Besitzer. Das Heiligenbild befand sich direkt an der Mauer, also mußten die Arbeiter beim Betreten des Hofes die Mützeschon unterhalb des Plakates abnehmen. Vor einem Heiligenbild wird sich ein Russe, vor allem ein Moskauer, stets tief verneigen.

So war es auch heute. Die Arbeiter nahmen die Mützen schon am Tor ab, bekreuzigten sich und zogen in langen Reihen in den Hof. Eintausendfünfhundert Mann arbeiteten bei Proschin. Der Hof war schwarz von Menschen, aber immer noch trafen neue Scharen ein.

Ein kleiner, magerer Mann, bescheiden, aber ordentlich angezogen, strebte mit einer Aktenmappe dem Ausgang des Hofes zu, bemüht, die Arbeiter zu umgehen. Er grüßte die Vorbeikommenden und sah düster und traurig aus.

»Herr Buchhalter«, rief ihm jemand nach. »Gustylew! Iwan Efimowitsch!«

Iwan Efimowitsch wandte sich nicht um. Er wollte nicht hören. Eilig erreichte er die Landstraße, bog nach links ab und ging am schmiedeeisernen Gitter entlang. Ein junges Mädchen in einer kurzen Pelzjacke und mit einem dunklen Tuch auf dem Kopf eilte ihm nach und versperrte ihm den Weg. »Was ist los, Iwan Efimowitsch? Weshalb hat man die Arbeiter versammelt?«

Der Buchhalter betrachtete mit Wohlgefallen ihr vor Aufregung und Frost gerötetes Gesicht und zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht genau. Anscheinend soll der Lohn gesenkt werden. Bei Konschin und Morosow ist das schon geschehen. Also wird Proschin es auch tun.«

»Den Lohn senken?« rief das Mädchen entrüstet aus. »Was bleibt dann übrig? Die Leute hungern sowieso schon alle.«

Wieder zuckte der Buchhalter die Achseln.

»Es ist bestimmt schwer. Deshalb kommt er wohl selbst und hofft, die Leute mit väterlichen Worten zu beschwichtigen.«

»Und wir?« unterbrach ihn das Mädchen.

»Wieso – wir?« Der Buchhalter runzelte die Augenbrauen. »Übrigens ist es nicht sehr angebracht, sich hier, vor aller Augen, zu unterhalten. Es sieht beinahe nach einer Verschwörung aus.«

«Was für ein Unsinn!» Das Mädchen winkte mißmutig ab. «Der Buchhalter dieser Fabrik und die Lehrerin des Ortes müssen sich ja in solchem Nest kennen. Da soll es auffallen, wenn wir uns unterhalten? Vor aller Augen!», ahmte sie ihn verächtlich nach. «Wir könnten doch ineinander verliebt sein, das geht ja keinen etwas an. Eine Verschwörung!»

Der Buchhalter wurde rot und schnaufte gekränkt. Er wollte etwas sagen, aber das Mädchen unterbrach ihn wieder: «Ich frage Sie, weshalb Sie uns nicht vorher versammelt haben, wenn Sie der Ansicht sind, daß der Fabrikant den Lohn senken will? Wir müssen doch einen Widerstand organisieren.»

Der Buchhalter sah sich ängstlich um. Nein, niemand war in der Nähe, keiner konnte sie hören. Böser Hohn verzerrte sein Gesicht: «Widerstand? Mit diesen Leuten? Kennen Sie diese Menschen etwa nicht, Irina Dimitriewna? Das sind nicht die Arbeiter von Obuchow. Arbeiter sind sie übrigens nur dem Namen nach. Von zehn Mann sind neun viel enger mit dem Dorf verbunden als mancher Bauer, arbeiten sie doch teilweise schon in der dritten Generation bei Proschin. Die wiegelt man nicht auf.»

«Sie hungern», widersprach Irina. «Ich habe vorgestern die Fabrikasernen aufgesucht, in denen die Familien wohnen. Tränen treten einem in die Augen, wenn man die Kinder mit den wächsernen Gesichtern sieht. Tote sehen manchmal besser aus. Die Hälfte der Kinder liegt im Bett, weil es ihnen an Schuhen und Strümpfen fehlt. So liegen oder sitzen sie da, in schlechter Luft, ohne Licht und Sonne. Nimmt man den Vätern auch nur eine Kopeke ihres Lohnes weg ...»

«Sie müssen durchhalten», sagte Gustylew kalt und scharf und schlug den Mantelkragen hoch. «Sie können sich nicht vorstellen, was der Mensch alles ertragen kann. Wäre es nicht der Fall, so gäbe es keine Menschen mehr auf der Welt.»

Er lüftete den Hut und ging weiter, aber das Mädchen hielt ihn zurück.

«Nein, einen Augenblick noch, so geht es nicht ... Sollen wir

tatsächlich so ... mit gefalteten Händen ... zusehen? Sie sind der Organisator der Partei ... prallen Sie nicht zurück, niemand hört uns hier, keiner kümmert sich um Sie. – Es ist Ihre Pflicht, Maßnahmen zu ergreifen.»

«Welche befehlen Sie?» Gustylew zuckte müde mit den Achseln und schob die aus der Aktenmappe hervorgerutschten Papiere zurück. «Und mit wem soll ich sie ausführen? Mit Ihrem winzigen Selbstbildungskreis etwa, dem nur kleine Leute angehören? Mit dem Anarchisten Malenkin oder mit dem oft zitierten Volksführer Kosuba?»

«Wie wagen Sie es, darüber zu spotten?» – Die Augen des jungen Mädchens sprühten Funken. – «Kosuba ist tatsächlich ein Arbeiterführer. Hätten Sie die Autorität, die er genießt, so genügt ein Wort von Ihnen, und die Arbeiterschaft würde sich wie ein Mann erheben. Aber Ihnen ist das nicht gelungen! Er ist nicht einmal Mitglied der Organisation, sondern ...»

Sie verstummte und biß sich auf die Lippen.

Gustylew lächelte. «Sagen Sie ruhig: Er wäre sogar ein Feind der Sozialdemokratie, wenn er es nur mit mir zu tun hätte, und wenn es in unserer Organisation keine Genossin Irina gäbe. Schadet nichts! Ehre, wem Ehre gebührt! Da kommt er schon mit seinen Liktoren.»

Er deutete in die Richtung des Tores, dem sich eine Schar Arbeiter näherte. In eifrigem Gespräch umringten sie einen grauhaarigen, stämmigen Mann, der mit zusammengepreßten Lippen schnell auf die Fabrik zuschritt.

Der Grauhaarige winkte Irina freundschaftlich zu. «Guten Tag, Lehrerin! ... Weißt schon, was los ist?»

«Guten Tag, Kosuba.»

Sie schüttelten sich herzlich die Hände, und Kosuba fuhr mit einem grimmig-heiteren Blick aus seinen buschigen Augen fort: «Der Besitzer hat uns hierherbefohlen. Hat sich bestimmt eine Gemeinheit ausgedacht. Malenkin ist der Ansicht, daß wir den Kaufmann auf Petersburger Art einfach verhaften, wenn er uns erpressen will. Hast das Blättchen über die Arbeiter in Obuchow

gelesen? Fein, nicht wahr? Man sieht, daß Gustylew es nicht verfaßt hat ...»

Alle lachten, Malenkin, ein junger Bursche, tolpatschig und heiter, erklärte: »Weshalb sollten wir ihn nicht verhaften? Und die Genossen in Obuchow? Vor kurzem habe ich gelesen ...»

»Der Meister kommt, unterbrechen ihn die Kameraden. »Auseinandergehen! Das Unglück ist schnell geschehen.«

Sie folgten der Aufforderung. Der Meister trat im Pelz und hoher Karakulmütze aus dem Tor. An seiner Seite trippelte mit zahlreichen Verbeugungen und lebhaften Gesten der langen, affenartigen Arme ein Arbeiter mit niedriger Stirn.

»Pjotr Iwanytsch, legen Sie um Gottes willen ein gutes Wort für mich beim Herrn ein. Für Sie ist es doch eine Kleinigkeit. Sie brauchen nur zu spucken, und ich bin ein gemachter Mann.«

In des Meisters Gesicht zuckte es geringschätzig. Begeistert fuhr der Langarmige fort: »Pjotr Iwanytsch, ich werde bis zu meinem Tode für Sie beten, wenn der Herr mich zum Werkpolizisten macht. Sagen Sie Seiner Hochwohlgeboren einfach: 'Ordnung wird nur dann bei uns herrschen, wenn Michaltschuk Werkpolizist wird.' Mit meiner Begabung kann ich doch nicht an der Drehbank verkommen, bei einer Arbeit, die auch ein Weib machen kann.«

Der Meister nickte gleichgültig und träge. »Schön. Nun laß mich in Ruhe. Ich werde es ihm sagen. Woher kennst dich eigentlich der Polizeivorsteher?«

Michaltschuk grinste erfreut. »Hihihi! Hat der Polizeivorsteher von mir gesprochen? Ich gehe manchmal zu ihm ... bin eifrig bestrebt, dem Staat zu dienen, Pjotr Iwanytsch.«

Der Meister schielte zum Hof hinüber. »Aber heimlich! ... Erfahren es die Arbeiter, so schlagen sie dir alle Knochen entzwei, dann können wir dich pflegen.«

»Aber wo denken Sie hin!« – Michaltschuk hob die schweren, langen Arme und nahm aus irgendeinem Grunde die Mütze ab. »Als ob ich mich nicht zu benehmen verstehe! Ich werde mir doch nicht selbst schaden.«

Der Meister streckte die Hand aus und zog einen kleinen Jungen, der am Tor herumlungerte, zu sich heran. »An die Straßenkreuzung, du Lump! Dahin, um die Ecke. Sobald du den Wagen des Herrn erblickst, jagst du hierher und sagst uns Bescheid. Verschlaf es nicht. Von hier aus sind es nur zwei Schritt bis zur Kurve, da haben wir nicht genügend Zeit, ihn gebührend zu empfangen.«

Ehrerbietig wies Michaltschuk in die Tiefe des Hofes, auf die hohen Backsteinhaufen.

»Der Herr kommt meistens aus dieser Richtung.«

»Da stehen auch schon längst Späher«, erwiderte der Meister. »Hier habe ich es nur für alle Fälle befohlen.«

»Pjotr Iwanytsch, mein verehrter Pate.«

Ein zerlumpter Bursche in schadhafte Filzstiefeln näherte sich, mit einer Ziehharmonika auf dem Arm, lärmend dem Meister. Dieser wandte sich eilig ab.

»Halt, du Gauner«, schrie der Bursche. »Du hast mich doch getauft, auf daß ich das ewige Leben erlange, hast mich vor kurzem aus der Fabrik gejagt, du Schweineseele, und mich noch dazu betrogen, mir 40 Kopeken zuwenig ausgezahlt, du Hundeschnauze.«

Aber der Meister war schon weit weg. Unter dem Schutz von Michaltschuk, der keinen Schritt von ihm wich, ging er auf das Hauptgebäude zu. Teppiche lagen auf der Treppe, die zu einem Balkon führte, auf dem Sessel aufgestellt waren und von dem aus der Wille des Kaufmanns verkündet werden sollte.

Der Bursche mit der Ziehharmonika lief ihm nach, schloß sich dann jedoch Kosbas Gruppe an und lüftete die schmutzige, zerrissene Mütze.

Irina schüttelte mißbilligend den Kopf. »Wieder bist du betrunken, Matwei.«

»Das bin ich«, erwiderte der Harmonikaspieler im Brustton tiefster Überzeugung. »Das ist mein Los, liebe Lehrerin und Märtyrerin Irina.« Er bekreuzigte sich. »Aber sei ehrlich! Was soll ein Arbeiter, dem man keine Arbeit geben will, tun?«

Er warf einen verschmitzten Blick auf den überfüllten Hof.
«Sind das etwa Aufständische, die einen Krieg gegen unseren
gnädigen Herrn beabsichtigen?»

«Einen Krieg?» wiederholte Irina und betrachtete aufmerksam
die Menge. «Wenn dem so wäre.»

«Wieso? Was ist geschehen?»

Matwei streckte einen Fuß aus und spielte ein paar drohende
und aufreizende Akkorde. «Soll ich anfeuern? Wie? Unter den
Klängen eines Liedes begeistert sich selbst ein Toter für eine
Prügelei.»

«Die Morosowskaja», rief Malenkin. «Das Lied über den Moro-
sowstreik.»

Und er schob die Mütze tiefer in die Stirn.

Matwei schlug mit der zerfetzten Stiefelspitze den Takt,
spielte die Kamarinskaja und sang mit seiner heiseren, aber
lauten Trinkerstimme:

«Voller Einfalt, du russischer Arbeitsmann,
für den Reichen schindest dich schwer.
Bei Morosow plündert dein Herr dich aus,
und dein Magen ist hungrig und leer.
Und der Arme in Elend und Not vegetiert,
wo Morosow voll Strenge und Härte regiert.»

Als die Arbeiter die Stimme und die Klänge des Akkordeons
vernahmen, dessen Bässe in der kalten Januarluft besonders voll
und dröhnend klangen, kamen sie näher an das Tor heran. Matwei
sang noch lauter:

«Denn wir dienen dem Kaufmann voll Eifer und Fleiß,
doch aus Gaunern besteht dieses Kaufmannsgeschmeiß.»

Malenkin stimmte ein, und ein großer Bursche mit einer
alten Grenadiermütze ohne Schirm stützte sich auf seine Schulter
und brüllte laut mit. Auch einige andere Arbeiter sangen.

«Und dem Kaufmann gehört jetzt das ganze Land.
So richtet den mächtigen Kaufmannsstand!
Der Kampf gegen Mammon ist schwer.
Ihr Unterdrückten, erhebet euch
und ballt die Fäuste und sammelt euch.
Und setzt euch geschlossen zur Wehr!»

Immer dichter wurde die Menschenmenge am Tor, aber sie
verhielt sich ruhig. Frauen, Männer und Greise drängten sich
düster aneinander. Nur hie und da stimmten junge, übermütige
Stimmen in den Gesang ein. Matwei endete mit einem schrillen,
bösen Akkord, ähnlich dem, mit dem er begonnen hatte.

«Mit diesen Leuten soll man singen. Pfui, diese Wasch-
lappen!»

Er spuckte aus, wandte sich ab und ging. Irinas Augen fun-
kelten vor Zorn. Sie mußte sich beherrschen, um ihm nicht
nachzurufen: Kehre bei Gustylew ein, ihr werdet euch
verstehen.

«Er kommt!»

Erschrocken fuhr die Menge zusammen, als sie den wilden
Schrei des Jungen an der Straßenecke vernahm.

«Er kommt in eigener Person.»

Michaltschuk lief aufgeregt im Hof hin und her. Der Meister
hatte plötzlich die würdevolle Haltung verloren, hielt den Saum
seines kostbaren Pelzes hoch und stürzte dem Wagen entgegen.
Die Menschenmenge strömte zum Tor. Der Arbeiter mit der
Grenadiermütze schüttelte sich vergnügt, lief vor, hob die
schlanke, sehnige Hand und rief: «Kameraden, in Reih und Glied
treten! Empfängt den Herrn in strammer Haltung!»

«Womit?» erwiderte eine übermütige Stimme. «Speere fehlen
uns doch.»

Der «Grenadier» wies auf einen Haufen Besen und Spaten, die
an einer Mauer lehnten. «Ans Gewehr!»

Mit brüllendem Gelächter stürzte die Jugend auf Michal-
tschuk, der den herrschaftlichen Besitz schützen wollte und nun

kreischend, mit ausgebreiteten Armen, wie eine Glucke vor den Spaten hin und her lief.

«Taras, Taras, was machst du? Hinwerfen, hinwerfen, Rodionow, ich warne dich.»

Aber die Besen und Spaten wanderten schon von Hand zu Hand. Die Burschen liefen auf die Straße und stellten sich in Reih und Glied. Der kleine Junge, der als Späher eingesetzt war, sprang aufgeregt umher und fuchtelte mit den Armen.

«Stillgestanden!» – Der «Grenadiere» Taras ereiferte sich immer mehr. «So wird es gemacht! So hält man das Gewehr!» – Er schwang den Spaten mit militärischem Griff. «Noch einmal! Richtig! Noch einmal, eins, zwei... Sobald er eintrifft, strammstehen! Schade, daß Matwei fort ist, nun fehlt die Musik. Wie beim Tode des Katers, den die Mäuse beerdigen.»

Der Junge an der Ecke winkte noch einmal, streckte die Zunge raus und stürzte fort. Hinter dem Schilderhäuschen an der Kurve tauchte ein Pferdekopf auf. Der «Grenadiere» brüllte im Feldwebelton: «Stillgestanden! Präsentiert das Gewehr!»

Die Spaten schnellten hoch... sanken aber sogleich wieder ganz unvorschriftsmäßig und unmilitärisch herunter. Statt des rassigen, apfelgrauen Trabers und des dicken Kutschers mit der biberverzierten Samtmütze schwankte ein elender Droschkengaul daher. Der Kutscher auf dem Bock trug einen schäbigen Mantel, und hinter seinem Rücken lugte ein junges, durch diesen unerwarteten, scherzhaften Empfang überraschtes Gesicht unter einem weichen, ausländisch anmutenden Hut hervor.

Der Kutscher fuhr vorbei und bog um die Ecke.

Der «Grenadiere» schimpfte grimmig und drohte düster mit der Faust in die Richtung, in der der Junge verschwunden war. «Dieser Strolch! Und das soll ein Späher sein! Hat eine schöne Verwirrung angerichtet. Warte nur, wenn ich dich erwische!»

Malenkin nahm ihn in Schutz. «Dein Schimpfen geht an die verkehrte Adresse. Wer den Gerechten schilt, beschimpft sich selbst», heißt unser Sprichwort. Was kann der Junge dafür? Nicht du, sondern der Meister hat ihn hingestellt. Seine Schuld ist es.

Sicherlich ist Pjotr Iwanytsch noch immer nicht bei vollem Bewußtsein.»

Im Hof ertönte plötzlich eine Glocke. Die Menge wandte sich um und rief in größter Überraschung:

«Der Herr!»

Es war tatsächlich der Herr.

Er stand auf dem auf der Treppe ausgebreiteten, wertvollen Perserteppich, strich sich über den weißen Bart, der über seinem Waschbärpelz schimmerte, und nickte den Arbeitern, die eilig ihre Mützen vom Kopf rissen, freundlich und gemessen zu. Neben ihm stand ein General im grauen Mantel mit roten Litzen, goldenen Achselstücken und einem sehr roten Gesicht. Verlegen trat er von einem Fuß auf den anderen. Hinter ihnen drängten sich, bescheiden, der Direktor, der Meister, der Polizeivorsteher und noch einige Männer in Uniform oder Beamtenkleidung.

Malenkin pliff leise. «Hat sogar den Gouverneur hergeschleift. Das wird wohl ein Stückchen werden!... Dieses wundertätige Heiligenbild wird sonst nur zu großen Feiertagen herausgebracht oder vor Ausbruch eines Krieges, wenn das große Morden beginnt.»

Atemlos huschte der kleine Junge, der nach dem Herrn ausgespäht hatte, herbei und flüsterte:

«Kosaken kommen.»

Der «Grenadiere» erwischte ihn. «Lügst du wieder? Ich reiße dir den Kopf ab.»

Der Junge bekreuzigte sich. «Mein Ehrenwort! Schaut hinter das Tor, man sieht sie schon.»

Man hörte die weichen Hufschläge auf dem schneebedeckten Sandboden eines Weges, der kaum befahren wurde, das Waffengeklirr und schmetternde Stimmen, die ein Kosakenlied sangen.

«Diese Teufel mit ihren Sirenenklängen.»

Die Kosakenhundertschaft erreichte das Tor. Es waren zwei Offiziere, ein Trompeter und Sänger. Dann ritt von der Seite noch ein Offizier mit der zottigen Riesenmütze der Uralkosaken heran. Spöttisch und drohend schielten sie zu den Arbeitern hinüber. Die Gewehre schaukelten auf ihren Rücken hin und her, die Säbel stießen klirrend gegen die Steigbügel, und die Finger spielten mit den ledernen Peitschen.

«Wie die Opritschniki, die Leibwache Iwans IV.»

Mit ihren Reitkünsten prahlend, bogen die Kosaken um die Ecke. Anscheinend wollten sie durch das Tor im hinteren Teil des Hofes einreiten.

Kosuba kniff die Augen zusammen und sah ihnen nach. «So, so . . .», sagte er langsam. «Da, wo der Gouverneur ist, finden sich auch die Kosaken ein, und wo die Kosaken sind, pfeifen die Peitschen. Ein Glück, daß wir unsere dicken Wintermäntel anhaben, da spürt man die Hiebe nicht so.»

Wieder läutete eine Lakaienhand eifrig und devot die Fabrikglocke, deren Schläge laut widerhallten. Der Fabrikbesitzer nahm die Pelzmütze ab und bekreuzigte sich. Der Gouverneur folgte träge seinem Beispiel, machte aber das Zeichen des Kreuzes nachlässig über seinem Bauch, ohne die Mütze abzunehmen. Die Männer in Uniform hinter ihm bekreuzigten sich ebenfalls, und die Frauenköpfe im Hof tauchten in tiefer Verbeugung unter.

Der «Grenadier» bekreuzigte sich, den kleinen Finger zierlich gespreizt, und flüsterte Malenkin zu: «Weshalb betest du denn nicht? Hast wohl vergessen, wie man sich bekreuzigt?»

Malenkin erwiderte mit einem Scherz: «Ich entsinne mich weder meiner Taufe noch meiner Geburt.»

Es war ein Scherz, aber Malenkins Blick glühte zornig und verriet Unruhe. Er wandte ihn nicht vom Fabrikbesitzer Proschin ab.

«Rechtschaffene Christen!» – Die Stimme des Herrn klang leise, er sprach, als säße er zu Hause hinter seinem Samowar; aber jedes seiner Worte wurde auch im entferntesten Teil des Hofes

gehört, so tief war die unheimliche Stille, die ihn umgab. – «Heute komme ich mit einer schlechten Nachricht zu euch. Wie soll ich euch die Hiobsbotschaft mitteilen? In unserer frommen Sprache, der Sprache der heiligen Väter, gibt es kein Wort, das diesen Zustand auszudrücken vermag, von dem ich euch berichten muß, und deshalb nehme ich ein deutsches Wort zu Hilfe. Mit Gottes Willen ist in Rußland eine Krise eingetreten.»

Er hob drohend den Finger, und die Frauen schrien erschrocken auf und bekreuzigten sich.

«Im Handel macht sich ein Stillstand bemerkbar. Die Waren bleiben im Lager liegen, und keiner kauft sie. Die Banken leihen den Textilfabrikanten kein Geld, und man kann ihnen, offen gestanden, keine Vorwürfe machen, denn sie hätten wirklich keinen Vorteil davon. Die hiesige Fabrik arbeitet nicht nur mit Defizit, sie ruiniert mich einfach. Ich habe lange überlegt und mich mit vielen beraten, und immer wieder wurde mir der Rat erteilt, die Fabrik zu schließen . . .»

Es ging wie ein Beben durch die Menge, dann erstarrte sie, und wieder lag dieselbe unheimliche Stille über dem Hof. Der Fabrikbesitzer seufzte, faltete bekümmert die Hände und senkte den Kopf.

«Dazu rät die Vernunft. Aber mein christliches Gewissen mahnt und das Mitleid mit euch ergreift mich, wenn ich an euch denke. Bei mir geht es doch patriarchalisch zu, nicht wie in staatlichen Betrieben, womit ich nichts gegen diese einwenden will, aber eure Großväter, Väter und Mütter sind schon von dieser Fabrik ernährt worden, und ebenso ist es mit euch seit vielen Jahren der Fall. Seit Ewigkeiten sind wir ein Herz und eine Seele. Wie kann ich euch auf die Straße setzen? Was wird aus euch und euren Kindern?»

Regungslos stand die Menge da. Selbst die redseligsten Frauen waren wie erstarrt. Sie hatten alles erwartet, nur das nicht, daß man die Fabrik schließen könnte. Sogar Kosuba schien verwirrt. Er antwortete gar nicht, als Malenkin ihm zuflüsterte: «Was redet er da, Kosuba? Soll man diesen Herodes umlegen?»

Der Fabrikbesitzer ließ seinen Habichtsblick über die Menge gleiten. Ein kaum merkliches Lächeln glitt über seine Lippen, als er sah, wie still und erstarrt sie vor ihm stand.

«Daß ich den Namen Gottes heilige, ist euer Glück», sagte er plötzlich laut mit einer Stimme, die der eines Diakonen gleich, und richtete sich auf. «Um Christi willen habe ich beschlossen, durchzuhalten. Vielleicht belohnt mich der Allmächtige für meine Hilfsbereitschaft und läßt es nicht zu, daß ich mich ganz ruinere . . . Ich werde euch auch weiterhin Arbeit geben. Wir werden einfach Soldatenhemden herstellen. Wenn ich schon einen Nachteil habe, dann wenigstens zugunsten meines Vaterlandes. Aber selbstverständlich müssen dann die Löhne gesenkt werden.»

«Danach trachtet diese Henkerseele», flüsterte Malenkin und armete erleichtert auf. «So eine Heuchelei!»

Die Stimme des Fabrikanten wurde härter und befehlender:

«Es ist vollkommen unmöglich, mit den alten Löhnen durchzuhalten, dann komme ich selbst an den Bettelstab und ihr mit mir. Und wenn es auch nur ein Fünfer sein sollte, den ich euch täglich abziehen werde, so bin ich doch gezwungen, den Lohn wenigstens um diese Kleinigkeit zu senken.»

Die Menge fuhr zusammen. Die verwirrten Mienen wurden zornig und düster. Die Erstarrung wich, als die Leute vernahmen, daß es sich nicht mehr um die Schließung der Fabrik, sondern um die Herabsetzung des Lohnes handelte. Vorhin hatten sie das Gefühl gehabt, als wiche der Erdboden unter ihren Füßen. Weihnachten ohne Geld, ohne Arbeit, auf der Straße . . . Die Stärksten waren erschüttert. Aber nun, wo es sich um den Lohn handelte, waren sie bereit, zu streiten.

Malenkin rief als erster, gleich nachdem der Fabrikbesitzer seine Rede beendet hatte, mit lauter Stimme: «Wozu diese Lohnsenkung? Wir sind schon sowieso vor Hunger aufgedunsen. Wir arbeiten täglich 16 Stunden und erhalten acht Silberrubel im Monat. Es reicht nicht einmal fürs Brot.»

«Richtig», unterstützte ihn der «Grenadier» und bahnte sich einen Weg durch die Menge, um nach vorn zu gelangen. «Was

soll das werden? Du saugst unser letztes Blut aus, elender Vampir.»

Die Arbeiterreihen wurden lebendig, wogten hin und her, und Hunderte von Stimmen schrien: «Das ist wahr. Wir haben keine Kraft mehr.»

«So werden es nicht einmal acht Rubel sein.»

«Die Weiber und Tagelöhner erhalten sowieso nur 15 Kopeken täglich.»

«Und nicht einmal in Geld, sondern in Waren aus deinem Laden.»

«Wo alles doppelt so teuer ist als anderswo.»

«Was bleibt denn noch, wenn du noch einen Fünfer abziehst?»

Die hinteren Reihen drängten vor, die Menge tobte um die Freitreppe. Weißer Dampf stieg, Pulverwolken gleich, über den Köpfen der schreienden Menschen aus ihren aufgerissenen Mündern auf. Der Gouverneur wich einen Schritt zurück. Er lief puterrot an, und der Polizeivorsteher, der hinter ihm gestanden hatte, trat, die Hand am Degen, vor. Taras stand schon auf der untersten Stufe. Er brüllte, das mit roten Bartstoppeln bedeckte Kinn emporgestreckt: «Verfaulte Enten verkauft du uns. Wir spucken Blut von deiner Kost . . . Da, hast du es.»

Und vor den Füßen des Kaufmanns klatschte es nieder, blutig und dunkel, eine klebrige Masse.

Der General zuckte angeekelt mit der Schulter und warf dem Polizeivorsteher, der, den fetten Rücken wie ein alter, dicker Kater gekrümmt, sich sofort zu ihm herabneigte, einen Blick zu. Schwerfällig und ungeschickt sprangen Gendarmen in dunkler Uniform aus der hintersten Reihe in die Schneewehen an beiden Seiten der Treppe und versanken bis zu den Knien.

Aber der Fabrikant hob die volle Hand mit einer gutmütigen Geste, und der Polizeivorsteher richtete sich wieder auf und warf seinem Vorgesetzten einen fragenden und erschrockenen Blick zu.

«Wie soll ich das verstehen, mein Lieber?» fragte Proschin, kniff die Augen zu und sah an Taras vorbei. «Du scheinst nicht einverstanden zu sein.»

«Mit der Herabsetzung des Lohnes?» Taras wandte sich nach der Menge um. Zwei Schritt hinter ihm erblickte er Malenkins wutverzerrtes Gesicht. «Sollen wir etwa umsonst für deinen Dickwanst arbeiten? . . . Natürlich bin ich nicht einverstanden.»

«Nun, ich zwing dich nicht», erwiderte der Fabrikant sanft, seufzte und warf dem Gouverneur einen Blick zu. «Gott behüte mich davor! Wenn du nicht einverstanden bist, zahle ich dir deinen Lohn aus und du kannst gehen . . . Iwan Sacharjewitsch . . .»

Der Direktor stand bereits an der Seite seines Herrn. Nun rückte er ganz nahe an ihn heran. Proschin wies lächelnd auf den «Grenadiere»: «Bitte, machen Sie sich die Mühe, sofort ins Büro zu gehen und diesem Krieger – sein Lächeln wurde freundlicher – seinen Lohn auszuzahlen und ihn zu entlassen.»

Der Direktor stieg herunter. Der Polizeivorsteher eilte hinter ihm her. Unten an der Treppe wurden sie von den Gendarmen erwartet, die mit ihren Säbeln rasselten. Der «Grenadiere» preßte verächtlich die blassen Lippen aufeinander und schritt zum Flügel, in dem sich das Büro befand. Malenkin hielt ihn zurück: «Nein, warte. So etwas macht man nicht allein . . . Du hast nicht für dich, sondern für uns alle gesprochen. Also wirst du dich auch nicht allein zu verantworten haben.»

Der Direktor murmelte mit einem ängstlichen Blick auf die Menge: «Bist du auch nicht einverstanden? Dann komme bitte mit und laß dir den Lohn auszahlen. Komm, wir rechnen ab.»

Aber Wassili schüttelte spöttisch den Kopf.

«Rede keinen Unsinn. Noch ist es nicht klar, wer mit wem abrechnet, wir mit euch einmal bestimmt.»

Er warf den Männern, die in seiner Nähe standen, einen Blick zu und schüttelte den Kopf. Die Menge reagierte, ein Brausen ging von der vordersten bis zur hintersten Reihe. Auf dem Balkon flüsterten die hohen Herren. Neben dem General tauchte ein großer Offizier auf, der mit seinen Sporen einem Gockel glich. Der Gouverneur erteilte einen Befehl, flüsterte dem Offizier hinter vorgehaltener Hand etwas zu, der Offizier salutierte und eilte

zur Pforte im hinteren Teil des Hofes. Die Menge erriet, und ein Raunen ging durch den Hof: «Er holt die Kosaken!»

Das Brausen der Stimmen verstummte. Die Leute drängten sich enger aneinander. Manche wandten sich dem Eingang zu. Nun würde sofort das wilde Schreien der Kosaken ertönen, mit dem sie ihre Pferde anfeuerten. Diese mit Geld und Orden gekauften Sklavenseelen würden in den Steigbügeln stehen, um die Schläge kräftiger aussteilen zu können, würden die Zügel stramm halten, den Pferden das Maul emporreißen, denn so stürzte ein Pferd leichter auf die Menschen zu.

Proschin schritt zum Treppengeländer. Er lächelte nicht mehr. Auf der Stirn hatten sich unterhalb der Pelzmütze Falten gebildet, und aus dem Munde ragte ein gelber Zahnstummel hervor, der bis dahin niemand aufgefallen war. Er blickte zornig auf die Menge.

«Was ist nun los? Ich habe gottesfürchtig und hilfsbereit gesprochen, und was macht ihr? Einen Aufstand in Gegenwart Seiner Exzellenz des Herrn Gouverneurs? Wir wollen uns nicht streiten. Ich habe euch alles gesagt, nun ist es eure Angelegenheit, ob ihr einverstanden seid. Ist es nicht der Fall, so zwing ich euch nicht. Bitte, zur Abrechnung ins Büro. Je mehr Leute ich entlasse, um so größer wird mein Vorteil sein. Der heilige Sergius ist mein Zeuge. Aber dann verlange ich eins: Innerhalb einer Stunde müßt ihr eure Wohnungen in meiner Kaserne räumen. Das Gesetz verbietet mir, Leute in den Fabrikwohnungen zu lassen, die sich böswillig von der Arbeit drücken. Das wird auch Seine Exzellenz bestätigen. Er ist in eigener Person zum Schutz der Arbeit erschienen. Ich wiederhole: Macht euch aus dem Staube, wenn ihr nicht arbeiten wollt.»

«In dieser Kälte? Halbnackt? Sollen unsere Kinder im Schnee schlafen? Das könnte Ihnen so passen.»

Die Stimme kam aus der Menge und wurde sofort durch das Heulen der Frauen übertönt.

«Sie kommen», riefen die Leute, die in der Nähe des Tores standen, und liefen zur Seite.

«Seid still, ihr Weiber, der Herr spricht . . .»

Michaltschuk stand vor ihnen. Niemand wußte, wo er herkam. Er fuchtelte mit den langen, affenartigen Armen, schrie und wandte sich dem Balkon zu. Der Lärm verebbte.

«Zweitens», fuhr der Besitzer mit ruhigem, würdevollem Baß fort, «möchte ich euch noch mitteilen, daß es zwischen uns Fabrikanten eine Vereinbarung gibt, wonach ein Mann, der entlassen wurde, weil er gestreikt oder sich an einem Aufstand beteiligt hat, nirgends mehr angestellt wird.»

Die Menschen drängten sich noch enger aneinander.

«Ist das eine Erpressung?»

«Wieso eine Erpressung? Das Wort paßt nicht hierher.» Proschin reckte den Hals, als wollte er den Redner in der Menge finden. Und in lächerlicher Nachahmung reckten auch die übrigen Männer auf dem Balkon die Hälse. «Weshalb eine Erpressung? Ihr seid doch frei und könnt tun, was ihr wollt. Die Gnade des Zaren befreite euch von der Leibeigenschaft. Ihr seid eure eigenen Herren und könnt streiken, wenn es euch beliebt.»

Eine Frau schrie erschrocken: «Gott sei mit dir, wir sind doch keine Streikenden.»

Nun sprach der Gouverneur. Anscheinend war es ihm peinlich, noch länger wie eine stumme Puppe neben Proschin zu stehen. Er sprach und überraschte alle mit seiner Stimme, die sehr hoch und knarrend war: «Streiten Sie nicht mit ihnen herum, Sergei Porfirjewitsch! Mit diesen Leuten muß man kurzen Prozeß machen.»

«In der Tat.» Der Fabrikant nickte. «Ich müßte mich nicht mehr um sie kümmern, aber sie tun mir leid, Exzellenz . . . Sie sind nicht schlecht, nur unwissend und ungebildet. Haben wir kein Mitleid mit ihnen, so kann auch Gott ihnen nicht mehr helfen. Da Sie es aber befehlen, machen wir nun Schluß.»

Er ließ seinen Blick über die Menge schweifen und wies mit dem Finger auf einen mageren, abgerissenen Weber in der ersten Reihe. Sofort wichen seine Nachbarn erschrocken von ihm zurück, als wäre er dem Tode geweiht: «Wie heißt du?»

«Michail Bereshnoi.»

Bereshnoi warf unter gerunzelter Stirn einen Blick in die Runde, aber niemand begegnete seinen Augen, und die Menge schwieg mit gesenktem Kopf. Einige Frauen begannen zu schreien und fielen in den lockeren Schnee.

«Mischa . . . Mischa . . . denke an unsere Kinder . . . habe Mitleid mit ihnen . . . Michail . . . sie sind klein . . .»

Michail wandte sich noch einmal um. «Brüder, was soll ich sagen?»

Mit gesenktem Blick riefen sie ihm zu: «Entscheide selbst, handle nach deinem Gewissen.»

«Nach meinem Gewissen?» schrie der Weber und riß die Lumpen von der Brust. «Da, Herodes, trinke unser Blut, aber einverstanden bin ich nicht.»

«Michail!»

Es waren die Frauen, die so schrien, und ihr Heulen übertönte die Stimme des Fabrikanten. Man sah nur, wie er mit dem Finger auf den Mann wies, der neben Bereshnoi stand und die Unvorsichtigkeit begangen hatte, aufzuschauen. Malenkin rief etwas, aber niemand verstand ihn, höchstens Taras und die Gendarmen, die ihn umstanden. Eine Epileptische wand sich in Krämpfen und wälzte sich am Zaun im Schnee herum.

Der Arbeiter, auf den der Besitzer hingewiesen hatte, schritt wankend zur Treppe. Aber ein anderer Weber bahnte sich wild den Weg durch die Menge und stürzte an ihm vorbei. Einem eiligen Gendarmen gelang es, ihn von hinten an den Ellbogen zu packen. Er ließ ihn jedoch sofort los, denn der Weber schrie atemlos, mit versagender Stimme: «Beende diese Folter! Du hast ja die Macht, zerbrich uns; Schluß mit dieser Folter, wir sind einverstanden.»

Durch die Reihen ging ein Beben. «Wir sind einverstanden», raunte die Menge dumpf.

Taras hob die Hand. «Kameraden!» Wie ein Signal wirkte seine Stimme. Jemand schrie, einer versuchte nach vorne vorzudringen. Aber der Lärm wurde durch den furchtbaren, wilden, erschrocke-

nen Schrei einer Frauenstimme, in der die Verzweiflung über die Aussichtslosigkeit des Widerstandes zum Ausdruck kam, übertrönt: »Wir sind alle einverstanden.«

Die Kosakenpferde am Tor bäumten sich erschrocken auf. Der Polizeivorsteher stieß Taras in den Rücken.

»Weitergehen! Hast deine Rolle zu Ende gespielt, Bursche! Nun sind wir dran.«

Malenkin warf Taras einen Blick zu, den dieser erwiderte: »Nicht nachgeben.«

Der Fabrikant bekreuzigte sich und spielte nun nicht mehr nervös mit seiner Mütze herum.

»So ist es recht. Das hättet ihr gleich sagen müssen, immer alles in Freundschaft erledigen. Und nicht wie die Bären zum Angriff übergehen. Also, seid ihr einverstanden? Geht auseinander, Kinder. Wir haben sowieso die Zeit seiner Exzellenz zu lange beansprucht. Ein Glück, daß es nicht so kalt ist.«

Er wandte sich mit einer gleichgültigen Bewegung von der Menge ab, als existiere sie nicht mehr für ihn und seine ehrenwerten Gäste, und bat den Gouverneur und seine Begleiter mit tiefer Verbeugung:

»Bitte, zum Imbiß, meine Herren.«

War das der Schluß?

Schweratmend sah Irina den Arbeitern nach, die schweigend, einzeln oder in Gruppen, auseinander gingen. Vor dem Tor, über dem der höhnische Bär im Sarafan prangte, feuerten die Kosaken die Pferde an.

Irina suchte mit den Augen Kosuba. Sie hatte ihn in der Menge gesehen und bemerkt, wie dunkel die Augen unter den düster zusammengezogenen Augenbrauen wurden, als man Taras abführte und Malenkin ihm beistand. Sie war überzeugt, daß auch er hervortreten, die Menge anfeuern oder wenigstens etwas sagen würde. Alle Arbeiter liebten und achteten ihn. Aber nein, er tat es nicht. Er hatte die Kameraden verraten. Müde schloß sie die Augen.

Kosuba rief sie an. Seine Stimme war ruhig wie immer, und sein Gang war es ebenfalls. »Was machst du? Hier bist du überflüssig. Fällst du ihnen auf, so machen sie kurzen Prozeß mit dir. Du willst wohl aus der Arbeit ausscheiden?«

Irina sah Kosuba an, und ihre Stimme klang gekränkt, als sie ihm antwortete: »Welche Arbeit meinst du? ... Du hast ja gesehen, wie sie ... Ihr alle habt die Kameraden verraten ... wie eine Herde ... «

Sie brach ab und hielt die Hand vors Gesicht.

»Wie eine Herde!« wiederholte Kosuba. Seine Stimme klang so streng und abweisend, daß es Irina kalt über den Rücken lief.

Sie merkte an seiner Stimme, daß sie eben einen großen Fehler begangen, etwas gesagt hatte, was vielleicht nicht mehr gutzumachen und sehr unangebracht war. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm: »Entschuldige ... Ich bin so verzweifelt ... Ich denke gar nicht so ... Du mußt doch verstehen ... Ich weiß ja, wie sie in Wirklichkeit sind. Aber ich habe nicht erwartet, daß sie nachgeben.«

»Deiner Ansicht nach sollte man es dazu kommen lassen, daß die Leute auch noch gezüchtigt werden?« erwiderte Kosuba hart und kniff die Augen zu. »Nein, meine Liebe, so macht man es nicht.«

»Aber Malenkin und Taras müssen unbedingt befreit werden«, sagte Irina rasch, bemüht, ihrer Stimme einen ruhigen Klang zu geben und sachlich zu sprechen. Gehen wir zu Gustylew, Genosse Kosuba. Wir müssen beraten und etwas beschließen.«

Kosuba winkte einen vorbeigehenden Burschen heran: »Rufe die Genossen auf dem Trockenboden zusammen. In einer halben Stunde, nicht wahr? ... Bis dahin werden wir auch da sein.«

Er wandte sich Irina zu. »Du willst also zu Gustylew gehen?« Er kniff spöttisch das linke Auge zu und hob die dichten Augenbrauen. »Wenn du willst, gehen wir. Eine halbe Stunde Zeit haben wir ja, und das Wetter ist, wie Proschin feststellte, nicht so kalt.«

Eigentlich erwartete sie Gustylew sogar. Er war überzeugt, daß Irina nach Proschins Mitteilung über eine Lohnsenkung bei ihm erscheinen und Vorwürfe wegen seiner »Untätigkeit«, wie sie es zu nennen beliebte, machen würde. Und es wird ihm nicht gelingen, sie zu überzeugen, daß es keine »Untätigkeit«, sondern die richtige sozialdemokratische Politik sei.

Es war kein Zufall, daß er vor der Auseinandersetzung mit dem Besitzer den Hof verlassen hatte, das war doch klar. Aber sie davon zu überzeugen, war nicht so einfach.

Die Aussicht auf die bevorstehende Unterredung erfreute Gustylew keineswegs. Es kam in letzter Zeit dauernd zu Zusammenstößen mit Irina. Dieses Mädchen fügte sich gar nicht mehr seinen Organisationsplänen. Man konnte sich kaum vorstellen, daß es dieselbe gehorsame und vertrauensvolle Genossin war, die beim Eintritt in die Organisation so freudig und widerspruchlos jedem seiner Worte gelauscht hatte. Und nun . . . auf jedes Wort hatte sie zwei zu erwidern.

Durch die Aussicht auf die zahlreichen Vorwürfe der Lehrerin gereizt, schritt Gustylew aufgeregt auf und ab, und das behagliche Zimmer kam ihm in seiner Mißstimmung sogar ungemütlich vor, obwohl er sonst so stolz auf diesen Raum war und ihn liebte. Musterhafte Ordnung und Sauberkeit herrschten hier, angefangen mit den kirschroten, in breiten Falten fallenden Vorhängen bis zum kleinen Teppich vor dem Bett und dem Bücherregal aus Nußbaum, auf dem die vergoldeten Buchrücken, der Größe nach aufgebaut, prangten. Über seine Bücher unterhielt sich Gustylew gern. »Ich habe nicht viele, aber eine gute Auswahl.«

Es klopfte an der Wohnungstür. Im Korridor erklangen Schritte – viel zu schwer für Irinas leichten Gang – dachte Gustylew. Vielleicht trug sie Stiefel? War die Versammlung tatsächlich schon beendet? Es klopfte an der Zimmertür.

»Herein.«

Über die Schwelle schritt, mit einem Koffer in der Hand, ein junger Mann in einem für das russische Klima viel zu dünnen Tuchmantel, einen ausländisch ausschenden weichen Hut auf dem Kopf. »Guten Tag, Alter. Hast du die Verbannung in Wjatka noch nicht vergessen?«

Klare, freundliche Augen sahen ihn voll freudiger Erwartung an. Die Stirn war hoch. Da war auch der kleine Bart und die Narbe auf der Nase. Natürlich war er es.

»Baumann.«

Der Name wurde so unvorschriftsmäßig laut ausgerufen, daß der Gast die Tür, die zum Nebenzimmer führte, mit einem erschrockenen Blick streifte und Gustylew vorwurfsvoll ansah, der sich zu rechtfertigen beeilte: »Das schadet nichts. Eigentlich haben wir hier keine Fremden. Hier wohnt nur noch ein Feldscher, ein sehr netter Mann. Sympathisiert im Grunde auch mit uns. Er ist gerade nicht zu Hause . . . Nun, berichte, was führt dich her? Und wo hast du die ganze Zeit gesteckt? Deine Verbannungszeit ist schon längst zu Ende? . . . Wie du siehst, habe ich mir nach meinem Jahr in Wjatka alles wieder schön eingerichtet.«

»Ich sehe, erwiderte Baumann lächelnd, und sein Blick glitt über die Vorhänge, den Bettvorleger, das Bücherbrett und den Schreibtisch, auf dem, von Rechnungen verdeckt, die blauen Aktendeckel schön geordnet lagen. »Nur der Kanarienvogel fehlt. In Wjatka hattest du einen.«

»Du bist noch genau der alte! Immer die ewigen Scherze«, erwiderte Gustylew mit einem sauersüßen Lächeln. »Lege ab. Wo kommst du übrigens her?«

»Woher ich komme!« – Baumann hingte Hut und Mantel auf. »Aus der Provinzstadt Genf.«

»Aus der Emigration!« Gustylew fuhr zusammen, beherrschte sich jedoch sofort. »Bist du etwa illegal hier?«

»Selbstverständlich!« – Baumann nickte ihm vergnügt zu. »Eigenartige Frage: Als ich aus Wjatka floh, warst du noch da! . . . Darf ich mich waschen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er zum Waschtisch. Gustylew biß sich auf die Lippen. »Wie hast du mich gefunden?«
»Überhaupt nicht. In Moskau erkundigte ich mich bei Genossen nach einer Verbindung mit den Webern. Da wurdest du genannt.«

»Mein Name und meine Adresse?« – Entrüstet sah ihn Gustylew an. »Das ist eine Organisation! Und nennt sich noch dazu geheim! Die Versammlungen finden doch in unserer Schule statt.«

»Bei Irina Gsowskaja, ich weiß.« Baumann wandte Gustylew das eingeseifte Gesicht zu. »Aber dein Zorn auf das Komitee ist unberechtigt. Ich komme doch von Mark – Petrowitsch – Wassiljew.« Die drei letzten Worte wurden langsam und gedehnt, mit einer besonderen Betonung auf der letzten Silbe, ausgesprochen. Gustylew hob erstaunt die dünnen Augenbrauen: »Oho! Nicht von Mark und nicht von Mark Petrowitsch, sondern von Mark Petrowitsch Wassiljew . . . Die dritte Stufe des Vertrauens. Du kommst also vom Zentrum?«

»Von der 'Iskra'!«* – Über den Waschtisch gebeugt, nickte Baumann ihm zu.

Gustylew strich sich verwirrt über sein Bärtchen. »So ist es also! . . . Ja . . . ja . . . Ich hatte schon davon gehört. Als ich in Moskau war, traf die Nachricht über die Ankunft Leninscher Beauftragter aus dem Auslande ein.«

»Leninscher? Du meinst wohl die Parteibeauftragten?« – Baumann richtete sich auf und trocknete sich ab. »Ja, sie sind da. Nun wird es Zeit, daß wir mit der Cliquenwirtschaft Schluß machen,

* Iskra = Funke. Um die zersplitterten marxistischen Organisationen miteinander zu verbinden und zu einer Partei zu vereinigen, entwarf und verwirklichte Lenin den Plan der Schaffung der ersten gesamtrussischen Zeitung der revolutionären Marxisten – der 'Iskra'. – Die Hauptgegner der Schaffung der einheitlichen politischen Arbeiterpartei waren in dieser Periode die 'Ökonomen'. Sie verneinten die Notwendigkeit einer solchen Partei. Sie förderten die Zersplitterung und Handwerkerei der einzelnen Gruppen. Und gegen sie gerade richtete Lenin und die von ihm organisierte 'Iskra' ihre Schläge. – Die Herausgabe der ersten Nummer der 'Iskra' (1900 bis 1901) bedeutete den Übergang zu einer neuen Periode, der Periode der tatsächlichen Bildung der einheitlichen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands aus den zersplitterten Gruppen und Zirkeln.

nicht wahr, Alter? Es geht nicht so weiter, daß jeder in seinem Eckchen sitzt und sein eigenes Liedchen singt. Es darf nur die Partei geben. Und wie sieht es aus? Seit dem Parteikongreß im Jahre 1898 gibt es nur Sozialdemokraten, aber keine Sozialdemokratie . . . Schluß damit! Es geht doch aufwärts. Die Streiks mehren sich. Von den Studenten berichtet man, daß sie meutern, und sogar die Liberalen sind schon rosa angehaucht. Bald wird die Morgenröte überall glühen.« – Er lachte. – »Es riecht nach Revolution. Aber bei euch in Moskau habe ich nur Schlamm gesehen. Anhänger des 'Rabotscheje Djelo' (Arbeitersache) nehmen sich dieser Angelegenheiten an, und das ist eine schleimige Gesellschaft. Sie hoffen, die Aufwärtsentwicklung zu bremsen, und glauben, daß es ohne Politik geht.«

Er hängte das Handtuch auf und ging, ohne den verlegenen Gustylew eines Blickes zu würdigen, zum Bücherbrett.

»Ein gutes Sprichwort sagt: 'Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist.'« – Baumann strich vergnügt über die Buchrücken. »Molochowzew; 'Gabe für die jungen Hausfrauen'. Ein Kochbuch? Bist du verheiratet oder hast du die Absicht?«

»Nein, erwiderte Gustylew stockend. »Der Feldscher und ich . . . kochen manchmal . . . um das Essen abwechslungsreicher zu gestalten.«

»Struwe?« rief Baumann aus und zog ein dünnes Bändchen hervor. »Bernstein, Propokopowitsch, Tugan-Baranowski . . . Oho! . . . die ganze armselige antimarxistische Literatur.«

Er wandte sich Gustylew zu und verstand alles, als er seine gekränkte Miene wahrte. »So, so . . . Wie im 'Revisor'; welche unangenehme Überraschung! Hast dich wohl zu den Ökonomen verirrt?«

»Ich betrachte das nicht als Verirrung, erwiderte Gustylew. Er sah zur Seite, sprach aber mit entschlossener Miene. »Im Gegenteil, ich bin davon überzeugt, daß es für den russischen Marxismus nur einen Weg geben kann, und zwar den, den die Ökonomen weisen: die Teilnahme, das heißt, richtiger gesagt,

die Unterstützung des Wirtschafts-, er betonte dieses Wort besonders, des Wirtschaftskampfes des Proletariats und die Teilnahme an den oppositionellen Bestrebungen der Liberalen. – Ja, ja, wir fürchten uns nicht vor den Worten: „Liberal-oppositionell“! Das ist der Weg des echten demokratischen Marxismus. Aber das, was euer Lenin als Marxismus bezeichnet und durch seine „Iskra“ zum Ausdruck bringen will, der intolerante, negierende Marxismus, ist die schädlichste Richtung, die uns noch tiefer in den illegalen Kampf treibt, der uns vernichten wird. Die politische Organisation der Arbeiterklasse! . . . Da kann man ja verrückt werden! Nur in Genf, abseits vom russischen Leben, konnten diese irrsinnigen Ideen entstehen.“

Baumann lächelte und setzte sich auf den Tischrand. „Beruhige dich, mein Lieber, das habe ich schon hundertmal gehört! . . . Ich verstehe nur nicht, daß euer Moskauer Oberhaupt, Grigori Wassiljewitsch, mich in die Irre führte. Er bezeichnete dich als einen Anhänger der „Iskra“. Wollte er mich, wie ein eifriger Stationsvorsteher einen unvorhergesehen eingetroffenen Zug, in eine Sackgasse schieben? Oder hofft er, daß ich dir die Absichten und Pläne der „Iskra“ verrate, und daß du . . .“

„Er ist einfach verschlossen, wie es sich für einen Parteiführer gehört“, sagte Gustylew mit nachlässigem Achselzucken.

„Selbstverständlich!“ Baumann lachte und baumelte mit den Beinen. „Formell habt ihr die ganze Angelegenheit in Kriegszustand versetzt.“ „Auf Kriegspfadens von Ryschew fiel ihm dabei ein. „Willst du mir übrigens keinen Tee geben? Offen gestanden bin ich nach der langen Reise durchgefroren. Also, wie ist es mit den Plänen?“

Gustylew lächelte gereizt.

„Mit euren Plänen? Aber Lenin hat sie doch mit größter Offenheit zur allgemeinen Kenntnisnahme veröffentlicht. Die vierte Nummer der „Iskra“ bringt im Artikel „Womit fängt man an?“ eine genaue Darstellung der Gründe, weshalb er Funktionäre schickt. Es ist überhaupt seine Art, immer laut zu denken.“

„Ja, unbedingt!“ bestätigte Baumann keltblütig. „Weil er sich

nicht, wie andere, auf fremde Unterstützung verläßt, sondern zielbewußt aus seinem eigenen großen Wissen heraus handelt. Und da er eine Wahrheit verkündet, kann man laut und offen davon reden.“

Wieder wurde die Haustür zugeschlagen, und gleich darauf ertönte schnelles, leichtes Klopfen. „Wer ist da?“ schrie Gustylew schrill. Er tat es der Form wegen, denn er wußte genau, wer es war.

Eine tiefe Frauenstimme antwortete: „Irina.“

„Ah, Gsowskaja!“ – Baumann schob den vor der Tür stehenden Koffer mit dem Fuß beiseite und drückte auf die Türklinke, ehe Gustylew Zeit fand, seinen Mund zu öffnen. „Bitte schön.“

Irina stand auf der Türschwelle und betrachtete ihn überrascht. Kosuba runzelte hinter ihrem Rücken die Stirn und warf einen mißbilligenden Blick auf den ausländischen Anzug des Fremden. Die Bügelfalten waren tadellos, die Stiefel geputzt, aus der Rocktasche lugte ein roter Taschentuchzipfel hervor. Rot war die Revolutionsfarbe, die Farbe der Aufständischen, und dieser Geck wollte sich in einem roten Tuch die Nase putzen!

Baumann grüßte mit der süßlichen Liebenswürdigkeit von Verkäufern, die Frauen in einem Kurzwarenladen bedienen. „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle, Drobatschew, Vertreter der Firma Kursner & Co., Berlin. Bin hergekommen, um die Muster der hiesigen Fabrik kennenzulernen.“

Kosuba beantwortete den Gruß gar nicht. „Wir kommen wegen der Rechenbücher zu Ihnen, Herr Buchhalter“, brummte er und zog die dichten Augenbrauen zusammen. „Da stimmt etwas nicht. Da Sie aber Besuch haben, machen wir es lieber später.“

„Aber nein, weshalb?“ rief Baumann eilig aus. „Ich kann es nicht zulassen, daß Sie und das Fräulein meinetwegen noch einmal kommen, und noch dazu am Sonntag. Sie arbeiten sogar an Feiertagen? Bitte, Ihre Bücher, es wird alles sofort erledigt.“ Er streckte die Hand aus und sprach ganz ernst, nur die Augen lachten. Kosuba blickte noch düsterer. Das mit den

Büchern war unnütz gewesen. Sie waren ja gar nicht da, und wie sollte der Buchhalter sie ohne die anderen Unterlagen in seiner Wohnung prüfen? Sogar dieser Fremde hatte erfaßt, daß etwas nicht stimmte, denn es war klar, daß er sich über sie lustig machte. Wie sollte er sich herausreden? Und Gustylew stand auch noch wie ein Steinklotz da!

Kosuba verzichtete auf eine Ausrede. Er wandte sich einfach ab und schritt auf die Tür zu. Irina folgte ihm. Aber Baumann rief leise: »Gowskaja!»

Sie wandte sich um. »Einen Gruß von Mark«, sagte er nunmehr ohne Lachen und sehr ernst.

Irina fuhr zusammen und sah Gustylew fragend an. Er nickte unwillig. Irina reichte Baumann die Hand. »Ich bin tatsächlich darauf hereingefallen und dachte, daß Sie ein Reisender sind. Kosuba, trotz seiner Menschenkenntnis, ebenfalls.«

Baumann sah den Arbeiter, der sich ihnen zugewandt hatte, freundlich und aufmerksam an. »Gehört er zu uns?»

Kosuba kniff das linke Auge zu. »Ich gehöre nur mir selbst.«

»Sie sind gerade im richtigen Augenblick eingetroffen, beeilte sich Irina diese Unterhaltung abubrechen. »Vielleicht können Sie sich mit Genossen Gustylew beraten, was wir tun sollen. Der Fabrikbesitzer hat die Löhne gesenkt.«

Gustylew unterbrach sie gereizt: »Nicht er allein. Sämtliche Fabrikanten des Kreises ebenfalls. Und wenn es sogar in großen Fabriken, wie z. B. in der Morosowschen, durchgeführt wurde, so konnte man natürlich in einem so kleinen Betrieb wie dem von Proschin keinen Widerstand leisten. Die Arbeiter haben sich doch einverstanden erklärt, nicht wahr?»

»Nicht alles«, erwiderte Irina aufgeregt. »Malenkin und Taras waren dagegen.«

»Na, und?»

Irina senkte den Blick. »Die Polizei hat sie verhaftet.«

»In Gegenwart der anderen Arbeiter?» fragte Baumann. Seine Stirn legte sich in Falten, und sein Gesichtsausdruck wurde plötzlich düster.

Irina nickte, ohne ihn anzusehen.

»Ich habe ihr noch heute früh gesagt . . .«, begann Gustylew.

»Deiner Meinung nach ist das wohl in Ordnung?« unterbrach ihn Kosuba.

Gustylew antwortete mit einem Achselzucken. »Die Arbeiter haben sich einverstanden erklärt«, sagte er nach einer kurzen Pause. »Und Sie haben doch selbst gesagt, daß ihr Wille Gesetz sei.«

»Ihr Wille?« rief Irina heftig aus und warf den Kopf zurück. »Meinen Sie etwa, daß es ihr Wille sei, zu verhungern? Sind sie nicht gezwungen worden, weil sie nicht wußten, wie sie sich verteidigen sollten? Und wir, wir Sozialdemokraten? Wir haben keinen Finger gerührt, statt ihnen einen Weg zu weisen. Das ist eine Schande! Hier unter uns muß ich es offen sagen, daß es Ihre Schuld ist. Sie haben es zugelassen, daß die Arbeiter überumpelt wurden.«

»Ich?« Gustylew trat entrüstet einen Schritt zurück und ging zum Tisch. »Was hätte ich Ihrer Ansicht nach tun sollen? In der Fabrik . . .« Er zog das Rechenbrett zu sich heran. »Tausend . . . dreihundert . . . einundachtzig Arbeiter . . . von denen . . .«

Die Holzkugeln klirrten unter seinen geübten Fingern. »Neun, acht, sieben – 987 Frauen, also an sich reaktionäre Elemente.«

Kosuba stieß Irina mit dem Ellbogen an. »Bist also ein reaktionäres Element.«

»Organisiert sind«, fuhr Gustylew fort und schob langsam die Kugeln vor, »elf Personen. Zieht man Taras und Malenkin ab, so sind es noch neun, diesmal klirrten die Kugeln laut und höhnisch. »Im Verhältnis zur Masse ist das gar nichts.«

Er schob das Rechenbrett mit gewohnter Buchhaltergeste fort. Die Holzkugeln klirrten leise.

Baumann lachte. »Eigenartig, wie geschickt Sie mit Menschen rechnen können. Das Sprichwort, daß wir den Kopf zum Rechnen hätten, bewahrheitet sich.«

Kosuba sagte, sich räuspernd: »Du meinst wohl, daß wir uns schlafen legen sollen, weil es sich sowieso nicht lohnt?«

«Es gibt ein Sprichwort, das noch besser paßt, wandte sich Gustylew mißmutig an Baumann, «das Sprichwort von den Leuten, die nach der Prügelei mit der Faust drohen.»

«Hat die Prügelei schon stattgefunden?»

Auf diese listige Frage wandten sich Irina und Kosuba gleichzeitig interessiert um. «Meinen Sie, daß man sich prügeln soll?»

Baumann erwiderte sehr ernst: «Was glaubt ihr denn, weshalb ich hier bin?»

Irina schlug sogar die Hände vor Begeisterung zusammen. Gustylews Lippen zitterten. «Sich prügeln?» rief er. «Sie meinen wohl streiken? Sind Sie wahnsinnig geworden? Das ist Jakobinerium! Eine revolutionäre Phrase! Sie werden sich keinen einzigen Tag halten können. Es ist Winter. Die Arbeiter müssen nicht nur für Essen, sondern auch für Kleidung und Heizung sorgen. Machen Sie sich die Mühe, durch die Arbeiterwohnungen zu gehen. Die Hälfte der Kinder liegt im Bett, weil sie keine Schuhe haben. Sie weinen . . . Tränen kommen einem in die Augen, wenn man sie sieht. Ich sage Ihnen, daß die Leute sich keinen Tag werden halten können. Abgesehen davon ist es überhaupt Wahnsinn, in einem Augenblick, wo es tatsächlich eine Krise gibt, zu streiken . . . Selbst die 'Russischen Nachrichten' haben diese Krise bestätigt.»

«Natürlich.» Baumann lächelte spöttisch. – «Sie hätten auch noch die 'Moskauer Nachrichten' zitieren sollen. Selbstverständlich unterstützen die Liberalen den Feldzug der Kaufleute; von ihnen werden sie ja ernährt. Für die Moskauer Textilfabrikanten wäre es eine Katastrophe, wenn jetzt gestreikt würde, deshalb schreien diese Blätter um so lauter von der Krise. Morosow, Kon-schin und Proschin haben soeben einen Vertrag für einen großen, eiligen Staatsauftrag für die Armee unterschrieben. Erfüllen sie ihn nicht, so wird er Betrieben in Petersburg oder Lodz erteilt; Moskau bekommt ihn dann jedenfalls nicht. Sie werden alles tun, um diesen Auftrag zu erhalten . . . Sie wissen ja, daß man mit der Armee die größten Geschäfte macht und viel Geld verdient.»

«Ein Auftrag? Woher wissen Sie das?» murmelte Gustylew.

«Da müßte ich Sie fragen, weshalb Sie es nicht wissen! Wie kann man einen Kampf führen, wenn man nicht im Bilde ist, was im feindlichen Lager vor sich geht? Vielleicht wissen Sie auch nicht, daß das zaristische Heer in China die Chinesen mit Hilfe japanischer Soldaten ausplündert?»

Irina wechselte einen Blick mit Kosuba und sagte zögernd: «Ich bin doch sehr überrascht . . . Ob das mit dem Auftrag wirklich stimmt? Ist es der Fall, dann wäre es doch dumm von ihnen, diesen Konflikt zu riskieren, der ihnen so gefährlich werden könnte? Weshalb senken sie den Lohn?»

«Weil sie überzeugt waren, daß es zu keinem Konflikt kommen würde», erwiderte Baumann. «Sie besitzen doch ihre Agenten in den Betrieben und handeln nicht aufs Geratewohl. Sie haben eben gehört, daß nicht irgendein Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, sondern eine organisatorisch führende Persönlichkeit der Partei dieses Kreises mit seinen Tausenden von Webern uns bewiesen hat, daß man nicht streiken dürfe, daß man sich ergeben müsse. – Aber wir können den Beweis erbringen, daß sie die Lohnsenkung nur deshalb durchführten, weil sie wußten, daß sie ihnen gelingen würde. Um das zu beweisen, müssen wir sie schlagen.»

«Demagogie!» schrie Gustylew. «Sie müssen doch verstehen, daß wir sie nicht schlagen können. Die Masse ist nicht organisiert.»

«Nur im Kampf organisiert sich die Masse», erwiderte Baumann sicher und ruhig.

«Gehen wir.» Kosuba setzte mit einer schwerfälligen und entschlossenen Bewegung die Mütze auf. «Ich habe den Genossen auf alle Fälle Anweisung erteilt, sich auf dem Trockenboden zu versammeln. Dort besprechen wir alles . . . Wie hat man dich getauft, Genosse?»

«Gratsch.»

* Грач (spricht: Gratsch) = Krähe, Saatkrähe. In vielen Gegenden Rußlands wechselt im Winter die Krähe in wärmere Zonen. Ihre Rückkehr kündigt den Frühling an; die Krähe ist sein Vorbote.

«Gratsch!» wiederholte Kosuba nachdenklich. «Gratsch ist ein Frühlingsvogel. Ein guter Name, Genosse.»

Er schwieg und fügte dann mit einem Blick auf Gustylew deutend hinzu: «Bist nicht von dieser Sorte?»

«Nein», erwiderte Baumann lachend. «Das bin ich nicht. Weder bin ich ein Ökonomist noch ein opportunistischer Kleinbürger. Ich bin ein Anhänger der „Iskra“. Kennen Sie sie?»

«Gehört habe ich von ihr, ja, das habe ich», erwiderte Kosuba und kniff das linke Auge zu, anscheinend eine alte Gewohnheit von ihm. «Aber ich weiß nichts Näheres. Es ist wirklich schwer, euch zu verstehen, denn jeder redet anders. Und auch das, was geschrieben wird, ist oft unverständlich... Bleibst du lange hier?»

«Das werden wir noch sehen.» – Baumann betrachtete lächelnd den düsteren Gustylew. – «Inzwischen können wir uns ja mit den Kameraden unterhalten. Habt ihr irgend etwas zum Vervielfältigen?»

«Nicht nur irgend etwas, sondern einen richtigen Vervielfältigungsapparat», erwiderte Irina stolz. «Er ist mein Eigentum. Ich kann in einer Nacht 100 bis 200 Abzüge machen.»

Nach Gustylews Voraussagen hätten sich neun Personen auf dem Trockenboden einfinden müssen, elf weniger zwei Verhafteten, es waren jedoch über hundert Mann. Sema teilte Kosuba besorgt mit, daß er sich die größte Mühe gegeben hätte, die Betreffenden heimlich zu benachrichtigen, aber irgendwie hätten es die anderen Kameraden erfahren und darauf bestanden, mitzukommen. Übrigens könnte das nicht schaden, weil es zuverlässige Leute seien.

Das war erstaunlich. Aber noch überraschender war das Erscheinen von Taras und Malenkin, die man wieder freigelassen und denen der Verwalter sogar versprochen hatte, ihnen das freche Benehmen nicht nachzutragen und sie zu behalten, wenn

sie sich mit dem neuen Lohn einverstanden erklärten und das Versprechen geben würden, keinen Aufruhr zu stiften.

«Ich habe es versprochen», sagte Taras lachend. «Wie ich mein Wort halte, ist meine Angelegenheit. Und wenn ich ihnen gegenüber einen Eid breche, so strafen mich weder Gott noch Teufel, das ist meine Ansicht.»

Gratsch begann seine Ansprache mit einem Hinweis auf die Entlassung der beiden Kameraden, die ein Beweis für die Furcht des Besitzers vor Komplikationen sei. Und als er den Arbeitern den Grund derselben mitteilte, hellten sich die düsteren Gesichter auf. Es sah wirklich danach aus, daß Proschin im Falle eines Streiks nachgeben müßte.

Selbstverständlich fürchteten sie sich davor, diesen Entschluß zu fassen, denn noch nie hatte es in Proschins Fabrik einen Streik gegeben. Der Gedanke, die Webstühle außer Tätigkeit zu setzen, die sie, wenn auch schlecht, doch immerhin ernährten, erschien ihnen ungeheuerlich.

«Logischerweise müßte er nachgeben. Und wenn er es doch nicht tut? Wenn er die Fabrik tatsächlich schließt?»

Aber sofort widerlegten sie diesen Gedanken selbst. Ausgeschlossen, daß er diesen Verdienst einem anderen Fabrikanten gönnen und die Erteilung des Auftrages an andere riskieren würde. Das wäre gegen seine Einstellung als geschäftstüchtiger Fabrikant.

«Und wenn er die Kosaken kommen läßt? Der Gouverneur hat doch den alten Proschin nicht ohne Grund hierher begleitet. Er wollte zeigen, daß er, ein General, ihn schützt.»

Die Jugend lachte. «Was beweist das schon! Jeder weiß das heutzutage. Vor langer Zeit sangen schon die Morosowschen Arbeiter:

„Dem Kaufmann gehört jetzt das ganze Land,
der Kampf gegen Mammon ist schwer.“

«Halt! Aber wie machen wir es übrigens mit dem Mammon? Auch während des Streiks brauchen wir Geld und müssen essen

und trinken. Proschin wird nicht sofort nachgeben und sich wenigstens um des Scheines willen widersetzen.»

Aber auch darauf fanden die Arbeiter selbst eine Antwort. Sie erhielten doch ihren Lohn stets für eine Woche im voraus. Eine Woche konnten sie durchhalten, denn sie hatten eben ihren Lohn bekommen. Sema schlug auf alle Fälle vor, am nächsten Tage alles im Laden einzukaufen, was sie für die nächste Woche brauchten. Kredit hatte man ihnen schon früher gegeben. Sollte man nicht jetzt noch eher dazu bereit sein, da man einen Konflikt befürchtete? Das Geld wollten sie lieber für Einkäufe auf dem Markt verwenden.

«Weshalb auf dem Markt?» unterbrach ihn Irina. «Wir kaufen für alle beim Grossisten und verteilen die Waren. Dann kommt es billiger, nicht wahr, Genosse Gratsch? Und für die Kinder müssen eine Aufsicht und Mahlzeiten organisiert werden. Die Streikenden im Ausland handeln immer so.»

Der Gedanke des gemeinsamen Einkaufs en gros und der Fürsorge für die Kinder fand allgemeinen Beifall. Die meisten der Anwesenden waren ledig, aber sie verstanden, wie wertvoll diese Hilfe für die Familienväter sein würde.

«Dann zahlen wir auch das Geld in eine gemeinsame Kasse ein.»

«Selbstverständlich, in den Streikfonds. Es wird schon alles klappen.»

«Wir werden auch von anderer Seite unterstützt werden. In Moskau wird man ebenfalls für uns sammeln.»

«Und die Partei wird das ihrige dazu beizutragen, erklärte Gratsch. «Ich habe einige Rubel mit. Auch andere Fabriken werden uns helfen, dafür sorgt schon die Partei, denn jeder Widerstand gegen die Besitzer ist eine Arbeiterangelegenheit und muß von allen Arbeitern unterstützt werden.» Er sprach von der Partei, deren Aufgabe es sei, solche sich entwickelnden Arbeiterangelegenheiten fördernd zu leiten.

Sie beschlossen, sofort mit den Vorbereitungen in den Wohnkasernen zu beginnen, jedoch mit größter Vorsicht, damit die

Spitzel des Besitzers nichts erfahren und sie nicht anzeigen. Gratsch wollte morgen in den Kreis gehen und die Morosow- und Konschin-Arbeiter zum Streik auffordern. Kosuba erbot sich, ihm Namen von Männern zu nennen, an die er sich wenden konnte. In den Fabriken von Konschin und Morosow befanden sich kleine sozialdemokratische Organisationen. Baumann wollte alles innerhalb von zwei Tagen erledigen, damit der Streik dann gleichzeitig in allen Fabriken ausbrechen konnte. Da protestierten aber die Proschin-Arbeiter. «Weshalb gleichzeitig? Warum sollen wir warten, bis die Morosow-Arbeiter mit dem Streik beginnen? Nein, wir sind zuerst auf die Idee gekommen und fangen als erste an. Die Arbeiter von Konschin und Morosow können unserem Beispiel folgen. Sie brauchen tatsächlich zwei Tage zur Vorbereitung, bis die vielen Leute, die dort arbeiten, gewonnen sind. Schneller kann es dort nicht gehen. Uns genügt ein Tag. Morgen besprechen wir alles, sorgen für Vorräte, und übermorgen früh tritt niemand zur Arbeit an. Wir versammeln uns alle und übernehmen die Leitung des Streikkomitees.»

Alles schien glatt zu gehen, aber nun gab es doch ein Hindernis. Als sie von der Leitung sprachen, sahen alle Baumann an, und Kosuba erklärte als Ältester und von den Arbeitern am meisten Geachteter im Namen aller: «Halt! Wie ist es mit der Leitung, wenn du wegfährst? Wer leitet dann das Streikkomitee?»

«Du.»

«Ich?» Kosuba war so überrascht, daß er sich unbewußt von seinem Stuhl erhob. Aber in den Reihen der Arbeiter summt es beifällig. Baumann lachte.

«Nun? Fürs erste wirst du doch fertig werden!»

«Meinst du?» fragte Kosuba langsam. «Immerhin eine politische Angelegenheit. Und was bin ich für ein Politiker?»

Baumann nickte. «Eine politische Angelegenheit, das stimmt. Und was für ein Politiker du bist, wird der Streik zeigen.»

Kosuba kniff spitzbübisch das linke Auge zu. «Schön! Abgemacht!»

Wieder ging ein erfreutes Raunen durch die Reihen der

Jugendlichen. Malenkin schlug Kosuba auf den Rücken: »Vorsicht, Alter! Bring nicht den Bären im Sarafan ganz um.«

»Warum nicht?« unterbrach ihn Taras. »Wo soll er hin? Er kann sich doch nicht vor uns retten. Ich habe noch nie erlebt, daß ein Bär fliegt.«

Gustylews Unterlippe hing schlaff herab, mit gekränkter Miene hörte er zu. Er hatte auf dieser Besprechung keine Rolle gespielt und war überhaupt nicht beachtet worden. Gratsch leitete die Versammlung und leitete sie so, daß es Gustylew sofort klar wurde, daß er gegen diesen Mann nichts unternehmen konnte, so begeistert lauschten ihm die anderen. Übrigens trat Gustylew auch aus einem anderen Grunde nicht auf. Er glaubte nicht an einen Erfolg des Streiks und hielt es für günstig, diese hoffnungslose Angelegenheit den Anhängern der »Iskra« zu überlassen. Wenn der Streik zusammenbrach und die ausgehungerten Arbeiter zu ihren Webstühlen zurückkehrten, würde er die »Iskra«-Anhänger entlarven und den Kameraden zeigen, wozu Lenins Ansichten führten, und wie sie ihre Not nur noch vergrößerten.

Er ergriff nur einmal das Wort, um nachher um so besser gegen diesen Mann auftreten zu können. Er wies darauf hin, daß der Streik unbedingt polizeiliche Repressalien zur Folge haben würde. Bei jedem Streik waren bisher Verhaftungen vorgekommen. Er wollte nichts gegen den Streik einwenden, nur das zu bedenken geben.

Aber die Art, wie seine Worte aufgenommen wurden, kränkte ihn noch mehr. »Seine« Leute wandten den Blick von ihm ab, als schämten sie sich, daß er als Parteiorganisator derartiges sagte. Manche dachten: Weshalb hat sich dieser Buchhalter hier eingeschlichen?, und waren überzeugt, daß er feige sei. Ein junger Bursche meinte sogar offen: »Verhaftungen? Was ist dabei? Kein Krieg wird ohne Opfer geführt. Wir wollen so kämpfen. Wer Angst hat, gehe – wir brauchen ihn nicht, vor allem nicht, wenn er Büroangestellter ist.«

Gustylew schluckte diese Kränkung ohne Widerspruch. Er

würde doch seine geheimsten Gedanken nicht verraten! Baumann war sowieso illegal hier, der konnte alles riskieren, aber für ihn hatte es keinen Zweck. Und dann war er überhaupt nur für eine legal auftretende Partei. Deshalb schwieg er und öffnete seinen Mund nicht mehr, bis die Versammlung geschlossen wurde.

So kam es ganz von selbst, daß Gratsch zum Übernachten nicht zu dem alten Kameraden aus der Verbannung zurückkehrte. Gustylew hatte ihn auch gar nicht dazu aufgefordert, obwohl sie vor vier Jahren wegen derselben Angelegenheit, ihrer Mitarbeit am »Kampfbund zur Befreiung der Arbeiterklasse« verhaftet und in das kleine Städtchen verbannt wurden, das nicht einmal auf jeder Karte verzeichnet war: Orlow im Gouvernement Wjatka. Damals sahen sie sich täglich. Und jetzt fehlte es ihnen an Gesprächsstoff für eine halbe Stunde.

Sprach man sich aus, so konnte die Situation peinlich werden. Glücklicherweise hatte Kosuba das alles vorher überlegt, und als es dunkel zu werden begann, schickte er, nachdem er mit Gustylew geflüstert hatte, in dessen Wohnung nach Baumanns Koffer. Nach der Versammlung gingen die Leute paarweise und einzeln, wie es sich nach einer geheimen Zusammenkunft gehört, auseinander, und als Gratsch zu überlegen begann, was er nun tun sollte, und sich umsah, verstand ihn Kosuba. Er drückte Gustylew die Hand und wandte sich dann Gratsch zu. »Gehen wir.«

Baumann verabschiedete sich auch von Gustylew und erkundigte sich dann: »Mein Koffer?«

»Ist bei mir«, erwiderte Kosuba und ging mit ihm fort.

Kosuba besaß nur ein Zimmer in einem windschiefen Häuschen am Rande der Fabriksiedlung. Hinter dem Hause zogen sich Felder entlang. Es war eine dunkle Nacht, nur der Schnee schimmerte blau in der Finsternis. Gratsch mußte an seinen Grenzübergritt denken, und da erschien ihm der heutige Tag – er gab sich

keine Rechenschaft darüber weshalb – besonders schön und erfreulich. Wie herrlich war es, zu leben!

Kosuba berichtete während des ganzen Weges über die Ortsangelegenheiten und die Menschen. Er drückte sich kurz, aber sehr klar aus, und Gratsch kam immer mehr zu der Überzeugung, daß er der richtige Mann zur Leitung dieser noch rückständigen, halb bäuerlichen Weber sei. Und er sagte es ihm auch.

Sie betraten in diesem Augenblick Kosubas Zimmer. Er hielt Baumann an der Türschwelle zurück und schritt in die Finsternis des Zimmers hinein. »Hier ist es eng«, sagte er. »Warte, bis ich Licht gemacht habe, sonst zerbrichst du etwas oder brichst dir noch ein Bein.« Ein Streichholz flammte auf und Glas klirrte. Kosuba zündete die Lampe an. Er wandte sich dem Gast zu und sah ihn im zuckenden, blaßgelben Licht liebevoll an. »Meinst du, daß ich mich dazu eigne? Irrst du dich nicht? In dir habe ich mich im ersten Augenblick getäuscht, habe nicht viel von dir gehalten. Ich sah nur den Kragen, den Schlips, die Stiefel und dachte: Ein Geck. Aber in Wirklichkeit bist du ganz anders.«

»Wie bin ich denn?« erkundigte sich Baumann lachend.

Die Lampe brannte nun stärker, und im Zimmer wurde es hell. Baumann sah sich um und freute sich, daß er diesen Mann gefunden hatte.

In seinem winzigen Zimmer konnte man sich kaum zwischen dem rohen Holztisch, dem großen, plumpen Bett, dem Koffer und den zwei Schemeln mit dem großen, den ganzen Durchgang versperrenden Koffer von Baumann bewegen. Es war arm und eng, aber ordentlich, und von jener Sauberkeit, die da herrscht, wo das Zimmer nicht um des Scheins, sondern um des Eigentümers willen aufgeräumt wird. Kosuba war bestimmt ein Mensch, wie er sein sollte. Wohnte er allein?

Nein, auf dem Bett ruhte eine Frau mit aufgelösten schwarzen Zöpfen. Sie hatte die Decke bis zu den Ohren hinaufgezogen. »Guten Tag . . . Drehen Sie sich bitte um, ich stehe auf und koche Tee.«

»Ausgezeichnet«, billigte Kosuba und erklärte Gratsch, ob-

wohl es gar nicht mehr notwendig war: »Das ist meine Alte. Setz dich, jetzt trinken wir Tee.«

»Wozu?« lehnte Baumann ab. »Es ist späte Nacht.«

Aber das Bett knarrte schon. Die »Alte« erhob sich flink, und Kosuba erwiderte unerbittlich: »Einem Gast nicht einmal Tee geben? Das geht nicht! Wir werden nicht viel Zeit damit verlieren. Meine Njura ist flink. In einigen Minuten haben wir den Tee. Er kann dir nicht schaden.«

»Tee hat noch keinen Russen vergiftet«, unterstützte ihn Njura, die am Herd kniete. »Reiche mir die Streichhölzer, Kosuba.«

Kosuba gab ihr die Schachtel und schob Baumann einen Schemel hin. »Ich dachte, du würdest Gustylew die Leitung übergeben . . . Meiner Ansicht nach muß ein Mitglied der Partei auch einen Parteimann in den Vordergrund stellen. Und du hast das Parteimitglied beiseite geschoben und einen Parteilosen genommen.«

Baumann rümpfte die Nase. Dieses Thema schien ihm nicht zu behagen. Aber er erwiderte sofort: »Deine Ansicht ist richtig, aber du mußt eins bedenken: wir haben noch keine richtige Partei, wir gründen sie erst. Vorläufig denken noch alle verschieden, und es gibt Parteimitglieder, die im Grunde genommen gar kein Recht dazu haben, sich Parteimitglieder zu nennen. Man versucht allerdings, die besten, der Idee am meisten ergebenden Revolutionäre in der Partei zusammenzuschließen, aber das besagt nicht, daß es nicht auch außerhalb der Partei Menschen gibt, die ihr Leben der Revolution und der Arbeiterklasse zu opfern bereit sind.«

Kosuba nickte. »Richtig! Das sage ich auch den Kameraden. Hört nicht auf Gustylew, er ist kein Arbeiter.«

»Aber, aber, Kosuba«, sagte Baumann und drohte mit dem Finger. »Ich bin auch kein Arbeiter.«

Kosuba grinste. »Bei dir ist es etwas anderes. Ich spreche im allgemeinen. Und außerdem wiederholte ich nur das, was Marx in seinem . . . wie heißt das nun? . . . Manifest geschrieben hat . . .«

»Hast du es gelesen?»

»Ja. Da steht es ganz klar: Außer dem Proletariat sind alle anderen Klassen Dreck!»

Baumann brach in schallendes Gelächter aus. »Das hat Marx nun doch nicht gesagt, das hast du dir selbst ausgedacht.«

»Doch, das hat er gesagt«, beharrte Kosuba. »Schade, daß ich das Buch zurückgegeben habe, sonst hätte ich dir die Zeile gezeigt.«

»Ich kenne Marx auswendig, brauchst mir nichts zu zeigen. Anscheinend hast du ihn sehr flüchtig gelesen, aber immerhin ist es gut, daß du ihn überhaupt gelesen hast. Was er schreibt, ist richtig, nicht wahr?»

»Ja . . . es scheint so . . .« erwiderte Kosuba gedehnt und warf einen Blick auf seine Frau.

»Wieso scheint es so? Womit bist du nicht einverstanden?»

»Ich habe nicht gesagt, daß ich nicht einverstanden bin«, erwiderte Kosuba ebenso langsam. »Ich sage nur ‚es scheint‘, weil ich erst sehen und alles überlegen muß . . . Ich beeile mich nicht gern, wenn ich denke. Sicherer ist es, Schritt für Schritt vorzugehen . . . Nun, das ist ein schweres Gespräch und eignet sich nicht vor dem Schlafengehen. Sage mir nur eins, das interessiert mich sehr: bist du immer so vergnügt?»

Baumann lachte, setzte sich auf den Fußboden und öffnete den Koffer. »Ja, immer.«

»Weshalb?»

Baumann erwiderte mit einem Achselzucken. Seine Augen wurden sehr ernst. »Ich weiß, daß ich im Recht bin und das richtige Leben führe.«

»Das richtige?« – Kosubas Augenbrauen gingen steil in die Höhe. »Warum glaubst du, daß du recht hast? Bist du selbst darauf gekommen?»

Baumann richtete sich über dem geöffneten Koffer auf.

»Nein, Lenin hat mir dazu verholfen.«

»Lenin?« murmelte Kosuba und wandte den Blick ab. »Auf dem Trockenboden hast du auch immer Lenin genannt. Weiß

dein Lenin wirklich, worin die Wahrheit besteht und wie man sie im Leben verwirklichen kann? Ich weiß nicht einmal, womit ich anfangen soll.«

Baumann schob die obenliegende Wäsche beiseite und holte einen Packen Zeitungen hervor. Es war die »Iskra«. Nummer vier lag obenauf, und Baumann reichte sie Kosuba. Kosuba las mit zugekniffenem linken Auge die schwarze Überschrift: »Womit fängt man an?»

Er lächelte. »Gut! Das wollen wir lesen. Ist das alles für uns?« erkundigte er sich erfreut, als er sah, daß Baumann die Zeitungen auf den Tisch legte. »Ausgezeichnet! Du kannst dir nicht vorstellen, wie wir Fabrikarbeiter nach Wahrheit lechzen. Jedes Blättchen reißt man einem aus der Hand.« Er bemerkte Baumanns besorgten Blick und lachte. »Brauchst nicht zu meiner Frau hinzuschauen, sie gehört zu uns. Lesen kann sie nicht, aber sie versteht alles. Njura, versteck das vorläufig.« Er beugte sich über Baumanns Schulter und schaute in den Koffer. »Eine Menge hast du.«

Dann pffte er vielsagend. »Reicht für zweimal Zuchthaus, wenn man erwischt wird.«

Baumann lächelte und schloß den Koffer. »Auch aus dem Zuchthaus führen Wege.«

Njura stellte den verbeulten, alten, aber sauberen Samowar auf den Tisch.

»Bist du schon davongelaufen?»

»Ja, ich war verbannt.«

»Hast du auch im Gefängnis gegessen?»

»In der Peter-Pauls-Festung. Es gibt so ein Gefängnis in Petersburg, auf einer Insel.«

»Hast lange gegessen?»

»Beinah zwei Jahre.«

»Und warst immer vergnügt?»

Baumann lachte. »Nein, ich habe geweint.«

Kosuba schüttelte den Kopf. »Bist ein merkwürdiger Mensch! Noch nie habe ich so einen gesehen. Es kann wohl kaum ein schwereres Leben geben als das, welches du führst. Jeden Augenblick

drohen dir Handfesseln. Ich würde überhaupt nicht mehr zu atmen wagen. Und du? – Du lachst.»

Baumann lachte immer noch. »Trinken wir Tee, und dann gehen wir schlafen. Sonst läufst du sofort davon. Und dabei behauptest du, du müßtest Schritt für Schritt gehen.«

Mit lila Buchstaben stand auf den Abzügen des Vervielfältigungsapparates nicht sehr deutlich, aber immerhin lesbar:

«Forderungen der Arbeiter der Proschin-Fabrik.

1. Der Lohn wird nicht herabgesetzt, sondern um drei Kopeken erhöht.
2. Frauen und Tagelöhner erhalten 20 Kopeken.
3. Die Arbeitszeit darf nur noch 10 Stunden betragen.
4. Im Betrieb muß ein Krankenzimmer eingerichtet werden. Geht das nicht, so hat ein Bett im Krankenhaus für Arbeiter der Proschin-Fabrik zur Verfügung zu stehen.
5. Gesetzlicher Arbeitsschutz.
6. Minderjährigen wird keine schwere Arbeit zugeteilt, da sie gesundheitsschädlich ist.
7. Die Verwaltung hat die Arbeiter höflich zu behandeln.
8. Die alten Destillierkolben werden durch neue, verzinnete ersetzt, die einmal in der Woche gewaschen werden.
9. Das Klosett wird ausgebessert und in einen hygienischen Zustand versetzt.
10. In den Arbeitsräumen sind Uhren anzubringen.
11. Das zum Trinken bestimmte Wasser muß abgekocht werden. Die Wassertonne ist für Trinkwasser ungeeignet.
12. Die auf der Liste genannten Mitglieder der Verwaltung, gegen die sich die Mehrheit der Belegschaft ausgesprochen hat, sind zu entlassen.
13. Die oben angeführten Forderungen stimmen mit denen der Arbeiter anderer Betriebe überein.»

Der Stil dieser Forderungen ließ zu wünschen übrig, aber Kosuba schrieb absichtlich nicht nur den Sinn, sondern den genauen Wortlaut der von den Arbeitern geäußerten Forderungen auf. Und wenn es auch schlecht klang, die Hauptsache war, daß die Betreffenden das Empfinden hatten, an den allgemeinen Beschlüssen beteiligt zu sein. Und das bedeutete einen Halt für die Arbeiter.

Die letzte Forderung war von Malenkin und Taras verlangt worden, als Zeichen dafür, daß die Arbeiter der Proschin-Fabrik nicht nur für sich, sondern im Namen aller Fabrikarbeiter sprachen. Diese Forderung verursachte keinen Streit zwischen den Anwesenden. Warum sollte man nicht darauf hinweisen, da sie *alles* beteiligt waren?

Kosuba hatte Baumann versprochen, zwei Tage mit dem Streik zu warten, bis die Arbeiter der Morosow-Fabrik zum Streik bereit seien, aber es gelang ihm nicht, die Jugend und vor allem Taras auf der Versammlung dazu zu überreden. Sie verlangten den sofortigen Beginn des Streiks. Kosuba hütete sich, ernstlich zu widersprechen; er fürchtete, ihre Begeisterung zu dämpfen, denn so ganz leicht war es nicht gewesen, den Arbeitern der Proschin-Fabrik den Rücken zu steifen. Allerdings widersprach niemand offen, aber viele blickten düster und ernst, die Frauen seufzten und die Greise ächzten. Kosuba wagte es lange nicht, über den Beschluß zum Streik abstimmen zu lassen, aber erst, als Gustylew mit der Nachricht eintraf, daß die Verwaltung die Flucht ergriffen habe, zögerte niemand mehr, denn nun wurde es allen klar, daß es kein Zurück mehr gab.

Der Kampf hatte begonnen!

Die Streikenden wählten einmütig, mit Ausnahme einer Stimme, Kosuba zum Streikleiter. Und als ihnen mitgeteilt wurde, daß es einen Streikfonds gäbe und daß sie auch weiterhin drei Viertel ihres Lohnes aus diesem erhalten würden, hellten sich die Gesichter auf. Die Einkäufe im Laden waren schon getätigt, so konnten sie in Ruhe fünf Tage lang die Ereignisse abwarten. Fünf Tage waren jedoch eine lange Frist, und die Arbeiter waren

es in ihrem schweren Leben nicht gewohnt, länger vorzusorgen. Sie gingen singend auseinander.

Am nächsten Tage traf die Nachricht ein, daß auch die Arbeiter der Koschin- und Morosow-Fabrik in den Streik getreten waren. Das munterte die Proschin-Arbeiter vollends auf. Es war ein herrliches Gefühl, zu wissen, daß man nicht allein marschierte, und daß rechts und links Kameraden Schulter an Schulter mit ihnen gingen.

15

Es dämmerte bereits.

Michaltschuk stand auf der Chaussee, eine halbe Werst von der Kurve vor der Proschin-Fabrik entfernt, trat von einem Fuß auf den anderen und fror.

Im Winter wird es schnell dunkel. Immer dichter wurde das Grau, das die Birken hinter den Schneewehen einhüllte. Schwarz gähnten die Löcher auf dem ausgefahrenen Weg, und Michaltschuk mußte seine Augen immer mehr anstrengen, um die gewundene Chaussee zu überblicken. Nein, er sah immer noch keine Reiter. Inzwischen wurde es ganz dunkel, nun konnte er nichts mehr erkennen und mußte sich auf sein Gehör verlassen. Sein Herz schlug unruhig und furchtsam. Wie konnten die Fabrikanten Konschin, Morosow und Proschin nachgeben? Der Direktor hatte gesagt: »Die Zeit ist schlecht für einen Streik, denn er gefährdet einen großen Auftrag.« Beinahe hätten ihn die Fabriken in Lodz erhalten. Was in der Fabriksiedlung vor sich ging, ließ sich schwer beschreiben . . . Kosuba wurde auf Händen getragen. Und er, Michaltschuk, hatte die große Dummheit begangen, die Partei des Besitzers zu ergreifen. Nun würde er kein Leben mehr in der Fabrik haben! Vielleicht verjagten sie ihn sogar?

Der Direktor sagte allerdings, daß sich alles nach kurzer Zeit wieder beruhigen und ins alte Geleise kommen würde. Den Lohn würden sie schon wieder senken, wenn es so weit wäre, und die alte Ordnung wieder einführen. Aber wenn das noch lange

dauerte? Und ob das Alte wiederkam? Ging man heute durch die Siedlung, so erkannte man die Arbeiter nicht wieder, sie waren wie umgewandelt, seitdem sie durch den Streik gesiegt hatten.

Das waren so die Gedanken, denen Michaltschuk nachging; sie lenkten ihn dermaßen ab, daß er nicht bemerkte, wie sich drei Männer von hinten, aus der Richtung der Fabrik, näherten. Als sie Michaltschuk bemerkten, verlangsamten sie ihre Schritte und schlichen vorsichtig und leise an ihn heran. Er wandte sich erst um, als ihn der erste bei der Schulter faßte.

»Wen erwartest du, Freundchen?»

Michaltschuk setzte sich vor Überraschung in den Schnee. Zwischen den ungepflegten Bartzotteln schimmerten die gelben Wolfszähne. Er ballte die schwere Hand zur Faust, senkte sie jedoch sofort, denn vor ihm standen drei Mann. Und der erste, derjenige, der ihn an der Schulter festhielt, war Jegor Nikiforow, im ganzen Kreise durch seine Körperkraft bekannt. Wenn sich die Fabrikarbeiter im Ringen maßen, gab es nicht einmal unter den Moskauern einen Mann, der so stark war wie Nikiforow.

Der zweite war Taras, den dritten hatte Michaltschuk noch nie gesehen, sonst hätte er ihn in Erinnerung behalten, denn sein Gesicht, die klaren Augen und die Narbe auf der Nase mußten auffallen.

Taras wandte sich respektvoll an den Fremden und sagte leise: »Gehen Sie langsam diesen Weg geradeaus, Genosse, wir holen Sie gleich ein. Wollen nur mit diesem hier unter vier Augen sprechen.«

Die klaren Augen betrachteten Michaltschuk unverwandt. Der Fremde erwiderte:

»Nein, ich bleibe hier. Was ist los?»

»Was los ist?« wiederholte Nikiforow. »Ja, eigentlich gar nichts.«

Er beugte sich über Michaltschuk: »Hast du meine Frage verstanden? Wen erwartest du?»

Michaltschuk zog seinen Kopf wie ein Fuchs zwischen die Schultern und murmelte mit einem Blick auf Nikiforow und

den Fremden: »Laß mich los . . . Wen sollte ich denn erwarten? Ich gehe nur spazieren.«

»Spazieren?« wiederholte Jegor höhnisch und preßte seine Finger so um die Schulter, daß Michaltschuk den eisernen Griff durch den dicken Pelz spürte. »Hast wohl ein Liebchen, mit dem du spazierengehen willst? Verrate mir, weshalb du gestern nach Moskau gefahren bist!«

Der Hals des Gefragten verschwand noch tiefer im Pelzkragen. Nikiforow ließ die Schulter los und zog den gestrickten Fausthandschuh aus.

»Ich war bei . . . meiner kranken Schwестere,« flüsterte Michaltschuk starr vor Angst, und schloß die Augen.

»Sie liegt wohl bei den Gendarmen, deine kranke Schwester? Du bist gesehen worden, als du in die Gendarmerie schlichst, Judas!« Die kräftige Hand packte ihn am Mantel, Haken und Knöpfe fielen in den Schnee. Michaltschuk schrie wie ein Irrsinniger.

»Das ist ein Irrtum. Gott ist mein Zeuge . . . Ich schwöre es bei allen Heiligen . . . Weshalb sollte ich in die Gendarmerie gehen?«

»Das wüßten wir auch gern!« sagte Taras dumpf. »Beichte, Krötenherz, wen du verraten hast! Daß du es getan hast, sieht man deiner Fratze an, auch wenn du es nicht zugibst . . . Du schweigst? Also, Jegor . . .«

»Halte,« sagte der Fremde rasch und hielt Jegors Hand fest. »So macht man das nicht.«

»Wie denn?« erkundigte sich Taras wütend. »Schlägt man die Schlangen nicht, so haben die Menschen kein Leben.«

Er brach ab und lauschte. Michaltschuks Augen leuchteten freudig auf. In der Ferne ertönten Glockengeläut, Pferdegetrappel und Stimmen.

»Der Polizeivorsteher! Er allein fährt mit einem Zweigespann. Den hast du also erwartet!«

Ohne auszuholen, schlug Jegor Michaltschuk einmal ins Gesicht. Michaltschuk sackte, ohne einen Laut von sich zu geben,

zusammen. Taras beugte sich über ihn. Aber das Pferdegetrappel kam drohend immer näher. Gendarmen . . .

»Schnell, Jegor, in den Wald, da kommen die Pferde nicht durch.«

Jegor stieß mit dem Fuß nach dem unbeweglich liegenden Michaltschuk. »Du entkommst uns nicht, wir reden noch miteinander.«

Er sprang den beiden Kameraden über eine Schneewehe nach. Gleich darauf hielten Pferde, schweißgebadet, vor dem ausgestreckten Körper.

»Halt!« rief eine heisere Stimme.

Der Kutscher riß die Zügel zurück. Der Haken der rasch zurückgeworfenen Pelzdecke schlug gegen den Schlitten, und ein großer Offizier mit einer dunkelblauen Gendarmenmütze mit roten Streifen sprang aus dem Wagen. Der dicke Polizeivorsteher keuchte hinter ihm her.

»Halt! Sonst schießen wir.«

Der Gendarm zog tatsächlich den Revolver. Aber der Schatten, der über den Weg gehuscht war, verschwand schon im Dickicht des Waldes, der sich bis an die Chaussee heranzog.

»Schnell, den Spuren nach!«

Die inzwischen herangerittenen Gendarmen wollten dem Befehl folgen; aber der Schnee war tief, die Pferde wichen zurück.

»Wir kommen nicht durch, Euer Hochwohlgeboren. Wie findet man sie in dieser Finsternis im Walde? . . . Und dann der Schnee! Ein Mensch schafft es noch irgendwie, aber für die Pferde ist es ausgeschlossen.«

Der Polizeivorsteher beugte sich keuchend über den ausgestreckten Körper. Michaltschuk öffnete sofort die Augen.

»Die Kanaille lebt,« sagte der Polizeivorsteher enttäuscht. »Das Blut stammt aus seiner Nase. Steh auf, was liegst du hier herum, Idiot? Wir dachten schon, man hätte dich ermordet.«

»Um ein Haar wäre es auch geschehen, Euer Hochwohlgeboren,« erwiderte Michaltschuk schwer atmend und erhob sich schwankend. »Schlimmes ist passiert, Euer Hochwohlgeboren. Der

Teufel hat einen dieser Fabrikarbeiter vor die Gendarmerie gestellt, als ich dort hineinging. Sie haben mich gesehen. Deshalb hat mich Nikiforow beinahe totgeschlagen.»

«Er wird dich eines Tages vollends umbringen», sagte der Polizeivorsteher und nickte bekräftigend. «Mit Verrätern machen sie kurzen Prozeß. In Orechowo haben sie vor kurzem zwei Agenten in einem Eisloch ertränkt. Da soll dann unsereiner hinterher herauskriegen, wer es war.»

«Wir – sie, sie – uns», bestätigte der Rittmeister und ging zum Schlitten. «Übrigens brauchst du dir keine Sorgen zu machen... wie heißt du? ...»

«Michaltschuk», sagte der Polizeivorsteher.

Der Offizier nickte.

«Du wirst hier natürlich verschwinden müssen, aber wir werden dich in Moskau besser unterbringen. Deinen Familiennamen ändern wir auch auf alle Fälle. Sie geben die Namen solcher Leute gern bekannt... Wir nennen dich, sagen wir mal... nicht Michaltschuk, sondern Michalin. Rasierst dich, schneidest dir das Haar kürzer, und kein Teufel erkennt dich.»

Michaltschuk grinste erfreut. «Ergebensten Dank, Euer Hochwohlgeboren.»

«Siehst du», sagte der Rittmeister gnädig, «der Dienst für den Zaren bleibt nie unbelohnt. Und diesen Nikiforow kaufen wir uns; wir wollen ihn zu der Gemeinschaft der Heiligen zählen. War er allein?»

«Nein», beeilte sich Michaltschuk zu erwidern. «Taras Prochowow war auch dabei, und der dritte war ein Fremder.»

«Ein Fremder?» Der Rittmeister horchte auf. «So... so... – Halt, Fjodor», rief er dem Kutscher zu, der im Begriff war, loszufahren. «Kannst du dich des Gesichtes entsinnen?»

Und er reichte Michaltschuk eine Photographie, die er aus der Brieftasche hervorholte.

«Ilja Petrowitsch, ein Streichholz! Nun, ist es dieselbe Fratze?»

Beim flackernden Schein erblickte Michaltschuk das Bild eines jungen Mannes in einem leichten Tuchmantel, mit einem wei-

chen, tief in der Stirn sitzenden Hut, einem kurzen Bart und zwei Koffern in der Hand. Augen und Nase konnte man nicht erkennen.

«Nein, Euer Hochwohlgeboren, er hat keine Ähnlichkeit mit ihm.»

«Er müßte ihm ähnlich sein», erwiderte der Offizier streng. «Man weiß bestimmt, daß er sich in diesem Kreise aufhält. Er ist vor kurzem in der Morosow- und in der Konschin-Fabrik gewesen. Ich könnte schwören, daß er auch hier alles angezettelt hat. Betrachte dir das Bild noch einmal. Ilja Petrowitsch, bitte noch ein Streichholz.»

Wieder wurde das Bild beleuchtet. – Im Walde war es still. Die Pferde schnauften leise. Sollte er es zugeben, daß es derselbe war? Nein, dann zieht man ihn noch zur Rechenschaft, weshalb er es nicht schon früher gesagt habe.

«Nein, ich habe ihn nie gesehen.»

«Nie gesehen», äffte ihn der Offizier nach. «Du Esel!»

«Der Wald grenzt an die Eisenbahnlinie, wenn sie nur nicht die Station erreichen, während wir uns hier unterhalten», sagte der Polizeivorsteher besorgt. «Sollen wir nicht umkehren? Und Michaltschuk wacht vor dem Dorfeingang?»

Michaltschuk wurde blaß vor Entsetzen. Hier allein bleiben? Nein!

«Euer Hochwohlgeboren, zur Station wollen sie nicht. Sie hatten keine Sachen und waren nur gekommen, um mich zu erwischen; das kann ich beschwören... Aber das Dorf erreichen sie vielleicht vor uns und warnen dort die Leute.»

«Zum Teufel... hast wohl recht...» Der Offizier runzelte die Stirn und befahl: «Stell dich auf die Schlittenkufen, führst uns in die Wohnungen. Brauchst dich sowieso nicht mehr zu verstecken, hast dich ja schon verraten. Fahr los, Fjodor.»

Der Kutscher zog an den Zügeln, die Glöckchen klingelten, und hinter dem Schlitten galoppierten die Gendarmen auf ihren mageren Gäulen, bemüht, die feurigen Rosse des Polizeivorstehers einzuholen.

Irina kehrte munter und vergnügt in ihr Zimmer zurück.
«So, jetzt sind sie fort.»

Er sollte nicht von dieser Station abfahren, sondern erst von der nächsten. Sie hätte ihn gern dorthin begleitet, und Kosuba, sowie alle anderen Kameraden und Genossen, die ihn kannten, ebenfalls.

«Gratsch ist ein Frühlingsvogel.» Unwillkürlich stahl sich ein Lächeln auf ihre Lippen.

Sie hatten beschlossen, vorsichtig zu sein und nicht mitzugehen. Taras und Nikiforow waren die einzigen Begleiter, sie sollten ihn im Falle einer plötzlichen unangenehmen Begegnung schützen.

Den leeren Koffer hatte Semuschka allein auf die Bahn gebracht, die illegale Literatur war schon vorher im ganzen Kreise verteilt worden.

Wieviel Tage waren seitdem vergangen? Sie zählte an den Fingern ab. Der Kreis war nicht mehr wiederzuerkennen. Wo kamen nur die Menschen her, die ihnen halfen. Jahrelang hatten sie Seite an Seite gelebt und nichts voneinander gewußt, wie in einem Traumreich. Und was das für prächtige Menschen waren! Semuschka gehörte zu ihrem Kreis. Und sie hatte ihn stets für einen unbedeutenden Burschen gehalten. Aber jetzt! Gratsch hatte nur einmal kurz mit ihm gesprochen, und er war nicht wiederzuerkennen. Gustylew war gekränkt. Weder Kosuba noch Taras oder Sema verstanden sich mit ihm. Er sprach schon davon, nach Moskau umzusiedeln. Gratsch meinte, daß es dort viele seiner Art gäbe, weder Fisch noch Fleisch.

Irina nahm das Kopftuch ab und schaute in den Spiegel.
«Mein Gott, wie unordentlich ich aussehe.»

Sie kämmte sich und ging zur Kommode am anderen Ende des Zimmers. Das war keine gewöhnliche Kommode. Die Einrichtung des Zimmers war armselig. Das Gehalt einer Volksschullehrerin gestattete keine Neuanschaffungen und reichte

kaum zum Leben. Ein Bett stand im Zimmer, ein Tisch, ein Bücherbrett, ein Waschtisch, über dem ein Spiegel hing; das war die ganze Einrichtung. Man konnte sie in einer halben Stunde verpacken und auf einem Wagen fortbringen. Alles war billig, nur die Kommode war groß und klobig, aus teurem Mahagoni, sicherlich hatte eine reiche Kaufmannsfrau ihre Aussteuer in ihr aufbewahrt.

Ein Liedchen summend, ging Irina zur Kommode. Aber in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und eine alte, sehr bescheiden angezogene Frau mit einem schwarzen Spitzenhäubchen auf dem weißen Haar trat ohne anzuklopfen ein, seufzte und schüttelte den Kopf.

«Warum kommst du jetzt immer so spät? Du bist nie zu Hause. Das paßt sich nicht für ein junges Mädchen... Niemand heiratet eine Frau, die so gar nicht häuslich ist.»

Irina lachte, lief zu der alten Frau und umarmte sie. «Du verstehst gar nichts, Mütterlein! Mache dir keine Sorgen, es ist alles in Ordnung. Und wenn ich selten zu Hause bin, dann nur deshalb, weil ich viel Arbeit habe. Du kannst dir nicht vorstellen, was ich alles zu tun habe!»

Sie führte die Mutter wieder zur Tür. «Und auch jetzt habe ich eine eilige Arbeit vor.»

Vor der Türschwelle küßte sie die Mutter noch einmal, die besänftigt fragte: «Du wirst doch wenigstens essen. Hast bestimmt kein Mittagessen gehabt?»

«Nein, das habe ich nicht», gestand Irina. «Und ich habe tatsächlich einen Bärenhunger... Mach das Essen warm, Mütterchen. Aber bring es hierher. Ich habe so viel zu tun. Ich esse dann beim Arbeiten.»

Die alte Frau seufzte bekümmert, schüttelte den Kopf und verließ das Zimmer. Irina verschloß hinter ihr zweimal die Tür, kehrte wieder zur Kommode zurück und öffnete den untersten Kasten. Er war leer. Nur ein Paar stark gestopfte Strümpfe lagen drin. Irina hob den Boden an und holte dünnes Papier, einen Vielfältigungsapparat und hellila Farbe hervor. Dunklere, wie sie

die richtigen Druckereien verwandten, hatte sie nicht bekommen können. Sie arbeitete schnell. Die geübte Hand zog ein Blatt heraus, schob ein neues, sauberes hinein, drückte auf den Hebel, und wieder war ein Flugblatt fertig.

Drücken, loslassen, drücken, loslassen . . . Wie an einem Webstuhl. Wie Margarethe im »Faust« stand sie da, ebenso blond, mit zwei Zöpfen, die ihr auf die Schultern fielen. Sie mußte auch an Margarethe denken und sang erst leise, dann immer lauter: »Es war ein König in Thule« . . . Halt! Irgend etwas stimmt nicht mit dem Vervielfältigungsapparat. Irina zog das Blatt heraus.

Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

An die Arbeiter des Moskauer Textilbezirkes.

Genossen!

Unser Streik endete mit einem Sieg. Die Kapitalisten gaben dem einheitlichen Auftreten der Weber nach. Der Streik beweist durch sein leuchtendes Beispiel, welche Kraft die Arbeiterklasse darstellt, wenn sie organisiert in Massen auftritt. Genossen, diese Einheit wollen wir weiterhin aufrechterhalten, auch jetzt, nachdem der Streik beendet ist. Sie soll gestärkt werden. Wir müssen Verbindungen mit den Genossen anderer Bezirke und Gouvernements suchen. Uns alle vereinigt dieselbe Aufgabe, wir haben alle denselben Klassenfeind. Vergeßt nicht, Genossen, daß die Stärke des Feindes nicht in seiner eigenen Kraft, sondern in unserer Zersplitterung liegt.

Darunter stand ziemlich unleserlich und sehr blaß:

»M . . . oros . . . ka 82 . . . S . e . l b s t h e r r . . . «

Irina schüttelte bekümmert den Kopf und legte den Abzug beiseite. Nun mußte sie den Vervielfältigungsapparat in Ordnung bringen, eine mühsame Arbeit. Und die Blätter sollten bis zum

nächsten Morgen fertig sein, deutlich und leserlich, gerade diesmal, weil die Worte so siegesbewußt klangen und dieser Aufruf der letzte war, den Baumann hier in der Proschin-Fabrik verfaßt hatte, ehe er sie verließ, um die Arbeiter an anderer Stelle zum Kampf aufzurufen, so wie er es hier getan hatte, dieser Frühlingsvogel Gratsch.

Es klopfte. Irina antwortete unwirsch: »Sofort, Mama.«

Es wurde lauter und dringender geklopft. »Wie ungeduldig du bist!«

Irina stellte den Vervielfältigungsapparat auf die Kommode, ging zur Tür und sumnte: »Es war ein König in Thule.«

Das Schloß schnappte einmal. Jemand stieß gegen die Tür, aber sie öffnete sich nicht, denn sie war zweimal verschlossen. Irina lachte: »So eine Ungeduldige!«

Sie drehte den Schlüssel zum zweitenmal um, drückte mit der Schulter gegen die Tür und öffnete nur einen Spalt, durch den sie die Hand hinausstreckte. »Gib den Teller, hier darfst du nicht herein. Ich habe Geheimnisse.« Aber ihr Arm wurde oberhalb des Ellbogens von behaarten Fingern wie in einem Schraubstock zusammengepreßt. In ihrer Bestürzung kamen ihr die Finger wie die eines Riesen vor. Die Tür wurde brutal aufgerissen und stieß hart gegen Irinas Schultern.

»Wir wollen uns Ihre Geheimnisse ansehen, Fräulein.«

Der Rittmeister der Gendarmerie, groß und sehnig, mit aufgezwickeltem Schnurrbart, ließ Irinas Arm nicht sofort los. Ihm folgten noch andere Polizisten ins Zimmer. Hinter ihnen tauchte Michaltschuks gemeines Gesicht auf.

Der Rittmeister winkte Michaltschuk heran und fragte mit einem Blick auf Irina: »Ist sie das?«

Das Gesicht zuckte und nickte zustimmend, dann verschwand es wieder hinter den Rücken der anderen. »Sie ist es.«

Der Rittmeister wandte sich der Kommode zu, erblickte den Vervielfältigungsapparat, die Walze und krächzte erfreut: »So-o-o! Eine ganze Druckerei.«

Er trat langsam heran und untersuchte den Vervielfältigungs-

apparat. »Ausgezeichnet! Habe noch nie so ein Exemplar gesehen! Haben Sie ihn selbst ausgedacht?«

Irina wischte sich angeekelt den Arm ab. Oberhalb des Ellbogens hatte sie einen blauen Fleck vom derben Griff des Rittmeisters. Sie bestätigte kaltblütig: »Ja, natürlich selbst.«

Der Rittmeister nickte beifällig: »Sie hätten Ingenieur werden müssen.«

»Das werde ich noch«, erwiderte Irina.

Der Rittmeister warf den Kopf zurück und brach in schallendes Gelächter aus. »Die Aufgabe der Frau ist der Haushalt und die Bedienung des Mannes. Zum Staatsdienst ist die Frau, wie Ihnen bekannt sein dürfte, im russischen Imperium nicht zugelassen.«

Irina zuckte die Achseln. »Wenn ich Ingenieur werde, dann nicht im russischen Imperium und auch nicht sofort, sondern erst in einigen Jahren, wenn es dieses Imperium nicht mehr gibt.«

Die Polizisten traten ein und durchsuchten das Zimmer. Der dicke Wachtmeister klirrte mit einem Schlüsselbund, öffnete den Schreibtisch, holte Schullefte, Papier und Briefe hervor ... Irina runzelte die Stirn. Die Briefe waren ungefährlich, sie stammten von Freundinnen und Bekannten, aber es war ihr widerlich, daß sie von fremden, ekelhaften Menschen gelesen wurden.

Unter der Matratze zogen sie einige Nummern der »Iskra« hervor. Da steckten sie also! Wie konnte sie nur vergessen, wohin sie sie gelegt hatte! Seit der erfolgreichen Beendigung der Streiks und Gratschs Abreise war sie ganz verwirrt. Und Gratsch hatte sie doch gewarnt und ihr geraten, die illegale Literatur gut zu verstecken, weil mit Haussuchungen und Verhaftungen zu rechnen sei.

Der Rittmeister zählte langsam und bedächtig die Nummern der »Iskra«. Ein spöttisches Lächeln lag auf seinem Gesicht. »Eine Druckerei ... ein Lager illegaler Literatur ... Propaganda unter dem Deckmantel der Sonntagsschule. Sie unterrichten doch nicht nur in der Volksschule, sondern auch in der Sonntagsschule?

Und ich bin überzeugt, mein Fräulein, daß Sie sich dort nicht über die Macht und Herrlichkeit des Hauses Romanow unterhalten haben! Wissen Sie, wonach das riecht? Nach Zuchthaus.«

Irina antwortete nicht. Mußte sie jetzt packen? Sollte sie fragen, was man ins Gefängnis mitnehmen durfte? Wäsche? Bücher? Bücher wohl kaum.

Der Rittmeister setzte sich an den Tisch, holte aus einer Mappe einen weißen Bogen heraus und schrieb:

»Protokoll. Proschino. Nr. 47.

Ich, Rittmeister des Gendarmerie-Sonderkorps ... »

Er betrachtete Irina. Ein hübsches, gutgewachsenes Mädchen mit zwei Zöpfen. Und lustig! Er legte die Feder hin. »Wie konnten Sie das nur tun, Fräulein? Sind noch so jung, und Ihre Mutter ist so sympathisch.«

Ja, die Mutter! Warum war sie nicht hier im Zimmer? Ließ man sie nicht herein? War sie auch verhaftet? ... Oder wollte sie nicht hereinkommen? Der Rittmeister ergriff von neuem die Feder und schrieb mit kleiner, zierlicher Schrift das Protokoll über das, was er hier vorgefunden hatte. Die übrigen Hüter der Ordnung standen schweigend an der Wand. Michaltschuk war verschwunden. Er hatte seine Angelegenheit erledigt, hatte sie verraten und versteckte sich nun. Jedenfalls schien er sich zu schämen. Schämte er sich seines Gewerbes oder nur vor ihr? Voriges Jahr hatte er sie um Geld gebeten; seine Schwester war krank gewesen. Er hatte sie so innig gebeten und sogar geweint. Es fiel ihr sehr schwer, denn ihr Gehalt reichte nicht für zwei Personen, aber sie gab ihm doch etwas. Und er ...

Der Rittmeister hörte auf zu schreiben, holte eine Brieftasche und aus dieser eine Photographie hervor. »Haben Sie die »Iskra« von diesem Räuberhauptmann erhalten?«

Das war Gratsch mit seinen Koffern, mit dem weichen Hut, lächelnd und vergnügt. Wie gut er aussah! Eine Momentaufnahme! Gut getroffen. Nach der Revolution mußte man dieses Bild aus dem Archiv der Polizei holen, da wird es sich wohl befinden!

Sie lächelte beinah bei dem Gedanken. Aber der Rittmeister beobachtete sie scharf. Ihre Lippen und Augen zuckten nicht einmal, und sie verriet nichts.

«Ich weiß nicht, wer das ist.»

Der Rittmeister wandte seinen Blick nicht von ihr. «Leugnen Sie es lieber nicht. Er ist eben im Dorf von uns verhaftet worden. Es kann nicht sein, daß Sie keine Verbindung mit ihm gehabt haben. Ich frage Sie doch nicht ohne Grund, sondern nur zu Ihrem Nutzen. So ein ausgekochter Verbrecher wie dieser konnte Sie leicht in eine solche Angelegenheit verwickeln. Sie sind noch so jung und unerfahren . . . Wir ziehen das doch alles in Betracht. Ein offenes Geständnis wird das Urteil mildern, Ihr Geschick erträglicher gestalten.»

«Kümmern Sie sich lieber um Ihr eigenes Geschick und nicht um meins», erwiderte Irina schroff über die Schulter hinweg und wandte sich von dem Offizier ab. «Letzten Endes wird es Ihnen schlecht gehen und nicht mir . . . Soll ich packen?»

Sie trat zum Spiegel und setzte ihr Hütchen auf. Hinter der Wand, direkt vor ihr, als stehe sie hinter dem Spiegel, hörte sie plötzlich das leise, bittere Schluchzen der Mutter. Irinas Gesicht zuckte, die Augenbrauen zogen sich zusammen, und die Lippen zitterten. Sie klopfte an die Wand.

«Mutichen, Liebstes, weine nicht . . . Auf Wiedersehen.»

17

Kosuba kniete vor einem Koffer und warf eilig die Sachen heraus. Njura stand mit gerunzelter Stirn an der Türschwelle und sagte: «Im Dorf suchen die blauen Hosen. Sie haben Aslan, den alten Morkowjew, der auch gestreikt hat, mitgenommen. Eben sind sie in der Schule bei Irina Dimitriewna. Halten sich schon recht lange dort auf!»

«Ich weiß», erwiderte Kosuba, «du siehst ja, daß ich alle Vorbereitungen treffe.»

98

Njura kniff die Augen zu. Sie stand noch immer an der Schwelle und stützte den Kopf auf die Hand. «Wo willst du denn noch hin . . . Sage mir, wo du hinwillst.»

Kosuba stand auf und hielt die herausgenommenen Sachen im Arm. Er gab seiner Stimme absichtlich einen sorglosen Klang: «Habe keine Lust, hinter Gittern zu sitzen. Da gehe ich lieber.»

Njura stand regungslos da. Ihre Stimme klang ruhig, beinah gleichgültig. «Du gehst? Wohin?»

Kosuba lachte und umarmte die Frau: «Dahin . . . Du denkst ja sowieso schon das Richtige, Alte. Wir werden ein neues Leben anfangen, nicht wahr? Dasselbe, das Gratsch führt . . . Wie froh und leicht lebt er, weil er richtig lebt. So werden wir es auch tun . . .»

Njura schüttelte den Kopf. «Ich hab' es gewußt. Ich habe in der ersten Nacht gemerkt, daß er dich ganz verwirrt. Seitdem er aufgetaucht ist, hört man von dir nichts anderes wie Gratsch und immer wieder Gratsch. Früher hast du deinen eigenen Verstand gebraucht, aber jetzt . . .»

Kosuba runzelte die Stirn. «Was ist jetzt? Meinst du, ich wiederhole nur fremde Worte? Nein, meine Liebe, ich denke immer noch selbständig. Aber ich habe durch eigenes Denken erkannt, daß der echte Arbeiter in heutigen Zeiten nur für die Revolution arbeiten kann, etwas anderes gibt es nicht für ihn. Darin hat Gratsch recht. Ehe wir den Zaren nicht davonjagen, können wir auch mit unseren Herren nicht fertig werden. Und was für ein Leben wir unter den Herren führen, siehst du ja selbst.»

«Ich habe es gesehen und sehe es auch noch.» Njura nickte, und ihre Augen blitzten spöttisch. «Aber wir haben immerhin gelebt, bis Gratsch kam. Du hast nicht fliehen müssen. Was hat es übrigens für einen Zweck? Man fängt dich doch! Überall wird man die Behörden benachrichtigen: „Haltet den Mann, diesen Kosuba, fest, wenn er auftauchen sollte.“»

«Aber wo wird dieser Kosuba sein?» Er lachte und schlug sich mit einem neuen Paß auf die Knie. «Da ist das Dokument! Lies:

7*

99

„Nikolaj Nikolaew Gratschew.“ Ein Paß, der bis auf weiteres ausgestellt ist und mit dem ich in die Hauptstadt und überallhin komme. Und dort finde ich meine Genossen. Das mußt du verstehen, Njura . . . Es ist nicht so wie früher, daß man allein dasteht und nicht weiß, was man anfangen soll. In jeder Stadt, in die ich komme, finde ich nun Genossen vor, Menschen, die mir helfen. Und wie die Hand aussieht, die sie einem reichen, hast du ja an Gratsch gesehen.«

„Schöne, erwiderte Njura absichtlich grob, aber ihre Augen lächelten wieder. „Während du hier Reden schwingst, werden sie dich wie ein Küken einfangen. Gib mir die Wäsche. Hast du die Hemden schon eingepackt? Ich habe sie vor kurzem gewaschen.“

„Höre, Alte, ich sage es nur dir, darfst es aber niemandem verraten. Ich fahre nach Kiew, Gratsch hat mir dort eine Adresse gegeben.“

„Siehst du, wieder Gratsch . . . Ich sage dir ja, daß du ohne ihn nichts tun kannst.“

„Allerdings ist auch Gratsch dorthin gefahren. Übrigens brauchst du das aber nicht zu wissen. Es war unnütz, daß ich es dir gesagt habe . . . Zu ändern ist es nun nicht mehr. Nach Kiew fahre ich also, und du fährst nach Moskau und wartest dort bei deiner Schwester ab. Ich gebe dir Nachricht und komme dann selbst nach. Hier hast du auf alle Fälle zwanzig Rubel.“

Njura preßte die zerknüllten roten Scheine in der Faust.
„Woher so viel?“

„Schluß, sagte Kosuba. „Sonst wirst du mich wieder quälen, weshalb ich immer von Gratsch rede . . . Nun schnell! Auf Wiedersehen in einem neuen Leben.“

Die Trommler der ersten Reihe der Kapelle, die dem Bataillon des Semenowschen Leibregiments voranschritt, hatten das düstere Gebäude des Innenministeriums erreicht. Ob sich

nun der Chef des Gendarmeriekorps, der Herr Minister, in den Räumen dieses Hauses befand oder nicht, sie durften nicht ohne Ehrenbezeugungen vorbeimarschieren. Der Kapellmeister wandte sich unter Trommelwirbel links um, marschierte rückwärtsgehend weiter, hob die Hand im weißen Handschuh, winkte, und durch die frostklare Luft schmetterten die versilberten Riesentrompeten den stolzen, herrisch und übermütig klingenden Semenowmarsch. Die Soldaten nahmen stramme Haltung an, in gleichmäßigen Reihen schimmerten die Bajonette, und die schweren Soldatenstiefel traten fester auf den von Pferdehufen und Schlittenkufen festgestapften Schnee.

„Links, links, eins, zwei, eins, zwei!“

Der Minister saß über ein dünnes Blatt gebeugt an seinem großen Schreibtisch aus geschnitztem Eichenholz und hob mißmutig den Kopf, als der Marsch so plötzlich unter seinem Fenster aufklang und seine Gedanken unterbrach. Es war ein wichtiger Staatsgedanke gewesen – was kann denn ein Minister für andere Gedanken haben –, und weil er ihn plötzlich vergessen hatte, erschien er ihm besonders wichtig, vielleicht sogar entscheidend für das Schicksal des Zaren und des Vaterlandes. Der neben seinem Sessel stehende General der Gendarmerie bemerkte den unzufriedenen Ausdruck auf dem Gesicht seines Chefs, setzte sofort eine düstere Miene auf und warf einen vorwurfsvollen Blick auf das von schweren Vorhängen verdeckte Fenster, hinter dem die Trompeten schmetterten und seinen Bericht übertönten. Der Minister bemerkte die Geste und zuckte zustimmend mit den Augenbrauen. Der Untergebene mußte in Gegenwart des Chefs dessen Ausdruck genau widerspiegeln.

„Links, links, eins, zwei, eins, zwei!“

Das Bataillon marschierte vorbei, und das Orchester verstummte. Dumpf klang der Trommelwirbel aus der Ferne. Aber der große Gedanke kehrte nicht wieder. Der Minister sagte düster:

„Bitte fahren Sie mit Ihrem Bericht fort. Also treffen sich diese Herren auf einer Konferenz in Kiew?“

Die Generalsspooren schlugen eilig aneinander, und der Kopf senkte sich in ehrerbietiger Verbeugung.

«So ist es, Exzellenz! Geheimberichten unserer Agenten zufolge hat der Kiewer Rechtsanwalt Krochmal, in sozialdemokratischen Kreisen 'Schöner' genannt ...»

Der Minister hob den Kopf. «Heißt er nur so oder ist er es wirklich?» Er richtete sich stramm auf und schob die dicke Unterlippe vor, um zu zeigen, wie ein schöner Mann auszusehen habe. Der General nickte eilig und diesmal ein wenig schelmisch.

«Auf seiner Photographie – er ist noch nicht verhaftet – sieht er tatsächlich gut aus. Dieser erwähnte Krochmal – gestatten Sie mir fortzufahren – hat eine Rundreise gemacht, auf der er auch Moskau aufsuchte, um die Organisation der Konferenz zu besprechen.»

«Zu besprechen? Wann und wo?»

Der General machte eine bedauernde Geste. «Leider wissen wir nicht mehr. Krochmal wird scharf beobachtet. Im Gegensatz zu den anderen entwickelt er – soweit es sich um die Geheimhaltung seiner Tätigkeit handelt – einen großen Leichtsinns.»

Seine Exzellenz geruhte zu lächeln.

«Ein Leichtsinns, der schönen Männern eigen ist.»

Der General lachte nicht allzu laut, aber immerhin so, daß der Minister sehen mußte, wie sehr er seinen Scharfsinn zu schätzen wußte, ohne jedoch durch seine Haltung die Ehrerbietung fehlen zu lassen, die er seinem Vorgesetzten auch in den Augenblicken größter Intimität schuldig war. «So ist es, Exzellenz. Dadurch ist die Konferenz ...»

«Hängt diese Angelegenheit», unterbrach ihn der Minister, «mit den ausländischen Ideen eines gewissen Herrn Lenin zusammen?»

Die Lider des Generals zuckten nervös. «Verzeihung ... ich verstehe nicht ... wovon Sie sprechen ...»

«Ich spreche darüber, daß Herr Lenin uns offen und entschieden den Krieg erklärt. Haben Sie gelesen?»

Der Minister strich mit seinem stumpfen Nagel über das vor

ihm liegende Blatt, so daß das Papier zerriß. «Da ... Ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie dieses Blatt nicht in der Hand gehabt haben. Übrigens ist mir erst eben über diese Nummer berichtet worden, obwohl sie im Mai vorigen Jahres erschienen ist. Das ist ungeheuerlich! Wozu zahlen wir unseren ausländischen Agenten Geld?»

Der General setzte eilig seinen Kneifer auf die dicke Nase. Wieder diese «Iskra»! Welcher Teufel hat sie dem Minister in die Hände gespielt?

«Da, von diesem Absatz an, in dem die Kerle erwähnt werden, die er nach Rußland schickt ... Bitte, lesen Sie laut vor. Diese Sozialisten haben so einen Stil, daß ich, offen gestanden, nicht alles verstanden habe.»

Der General räusperte sich. «Befehlen Sie von hier ab zu lesen? Das Netz der örtlichen Beauftragten unserer Partei, die sich in lebendigen Wechselbeziehungen untereinander befinden und einen Überblick über die allgemeine Lage haben, führt regelmäßig die unter den Beauftragten aufgeteilten Funktionen der allgemeinen russischen Aufgaben durch und stiehlt die Kräfte für die Organisation dieser oder jener revolutionären Handlung. Dieses Netz von Vertrauensleuten wird das Gerippe gerade einer solchen Organisation bilden, wie wir sie brauchen: genügend groß, um das ganze Land zu erfassen ...»

«Hören Sie!» Der Finger des Ministers schnellte warnend in die Höhe. «Das ganze Land ...»

«... genügend breit und vielseitig, um eine strenge und detaillierte Arbeitsteilung durchzuführen; genügend standhaft, um unter allen Umständen, bei allen 'Wendungen' und Überraschungen ihre eigene Arbeit unbeirrt zu leisten; genügend elastisch, um zu verstehen, einerseits einer offenen Feldschlacht gegen einen an Kraft überlegenen Feind, wenn er alle seine Kräfte an einem Punkt gesammelt hat, auszuweichen, und andererseits die Schwerfälligkeit dieses Feindes auszunutzen ...»

Die Lippen des Ministers zitterten höhnisch. Der General schnaufte gekränkt.

«Warum lesen Sie nicht weiter? Fahren Sie fort, Exzellenz.»
»... und ihn dort anzugreifen, wo der Überfall am wenigsten erwartet wird...«

Der Minister legte seine Hand auf das Blatt, um damit die Beendigung der Lektüre anzudeuten. «Eine formelle Kriegserklärung, nicht wahr? Sozusagen eine strategische Auseinandersetzung.»

Der General schob die Lippen vor, um seine Mißachtung auszudrücken. «Eine strategische Auseinandersetzung? Sie erweisen ihnen zu viel Ehre. Eine Schar Obdachloser und Hungerleider, ohne Geld und irgendwelchen Besitz ... fordert wen heraus? Mit einer großartigen Geste hob er die Schultern mit den silbernen Achselstücken. «Das größte und mächtigste Reich der Welt.»

Der Minister senkte den Blick und stellte aus irgendeinem Grunde den schweren Briefbeschwerer, einen silbernen Bären auf einem schwarzen Marmorsockel, auf einen anderen Platz. «Selbstverständlich! Aber wissen Sie, eine Schar ist ungefährlich, solange sie allein ist ... Aber wenn es zu solchen Ereignissen kommt wie dem bewaffneten Aufstand der Arbeiter in Obuchow, zu Unruhen auf der ‚Baltischen Reederei‘ und zu diesen endlosen Streiks, an denen schon Zehntausende von Arbeitern teilnehmen, dann ist es keine kleine Schar mehr. Und jetzt, wo die Männer der ‚Iskra‘ in ganz Rußland herumreisen ...»

«Sie werden sich in Kiew treffen, wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu berichten», fuhr der General einschmeichelnd fort. «Sie werden dort zusammenkommen, aber nicht mehr auseinandergehen.» Er machte eine Geste mit der Hand und schnalzte mit der Zunge, als wollte er eine Mausefalle darstellen.

Aber der Minister warf ihm keinen sehr freundlichen Blick zu. «Sind Sie von General Nowitzki so überzeugt? Er ist doch Leiter der Gendarmerie in Kiew. Sind Sie sicher, daß er sie nicht laufen läßt und die Verhaftungen nicht versäumt?»

«Auf keinen Fall», wandte der General hastig ein und hob beschwörend die Hände. «Er ist ein sehr zuverlässiger und tüchtiger

Mann. Und wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen mitzuteilen, ist man dank der Unvorsichtigkeit dieses Krochmal vielen seiner Genossen auf die Spur gekommen und beobachtet sie bereits. Zu diesen Leuten, mit denen er in Verbindung steht, gehören auch die ausländischen ‚Beauftragten‘. Er hat sich z. B. in Moskau mit Baumann getroffen.»

Die Lippen des Ministers verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln. «Mit diesem Kerl, den man aus dem Textilbezirk laufen ließ? ‚Die Schwerfälligkeit ausnutzend‘, hieß es nicht so oder ähnlich in diesem Blättchen? Leider haben sie das richtige Wort geprägt, diese Literaten der ‚Iskra‘. Also ist Baumann verhaftet worden? Endlich! Ich erinnere mich jedoch nicht, daß mir darüber berichtet wurde.»

«Er ist in Wilna entdeckt worden», murmelte der General, «aber es ist ihm leider gelungen, seine Spur wieder zu verwischen, die Agenten verloren sie jedenfalls. Das schadet übrigens nichts, denn er hatte eine Unterredung mit Krochmal – das ist festgestellt worden – und wird sich bestimmt in Kiew einfinden. Nowitzki wird ihn fassen, er hat einen festen Griff.»

«Sollte es Nowitzki gelingen, die Konferenzteilnehmer zu verhaften, so werde ich Seine Majestät bitten, ihm die Führung der ‚Iskra‘-Angelegenheit zu übertragen. Dann ist seine Karriere gemacht; denn die Regierung mißt dieser Bewegung große Bedeutung bei. Denken Sie daran, General, und handeln Sie danach. Wir werden mit dem Geld nicht sparen. Diese Pest muß vernichtet werden. Sollten die Mittel nicht reichen, so können wir dem Geheimfonds eine Summe entnehmen, die zur besonderen Verfügung Seiner Majestät steht. Da sie weder einer Revision noch einer Abrechnung unterliegt, kann es keine Nachfrage geben.»

Die Augen des Generals leuchteten freudig und gierig auf. «Wenn das Geld da ist, werden wir es schaffen, Exzellenz. Und machen Sie sich bitte keine Sorgen, auch in Kiew wird alles klappen. Nowitzki wird schon seinen Mann stehen, und ich werde mich selbst dieser Angelegenheit annehmen ... Die Falle schnappt rechtzeitig zu.»

Tatsächlich schnappte die Falle rechtzeitig zu. Baumann hatte sich um eine halbe Stunde verspätet, und als er sich nun dem Haus näherte, in dem die vierte außerordentliche Konferenz stattfinden sollte, bemerkte er sofort jene eigentümliche, für den Uneingeweihten nicht wahrnehmbare Unruhe auf der Straße, die stets der Umzingelung von Häusern durch die Polizei oder Massenverhaftungen vorausgeht. Zwischen den gewöhnlichen Fußgängern, die sorglos dahineilten, fielen ihm typische Agentengestalten auf. Vor den Toren standen die Pförtner mit sauberen Schürzen und Blechmarken auf der Brust, die ihren Dienstgrad bezeichneten. Eine für die ruhige kleine Stadt viel zu große Menge von Droschken wartete vor den Häusern. Sie boten sich nicht wie gewöhnlich den Fußgängern an, und das bewies, daß auch sie den an dieser Stelle konzentrierten Polizeikräften angehörten, die zu einem großen Schlag ausholten.

Baumann überblickte sofort die gefährliche Lage. Der Gegner handelte schon offen, bereit, jeden Augenblick zum Angriff überzugehen und in das Haus einzudringen, um die Versammelten zu verhaften. Jeder Augenblick war wertvoll. Er mußte unter allen Umständen, ohne eine Sekunde zu verlieren, die Konferenzteilnehmer warnen. Vielleicht gelang es ihnen doch noch, zu entfliehen, obwohl das Haus schon faktisch von Polizeiaagenten umzingelt war. Jedenfalls war es notwendig, den Versuch einer Rettung zu unternehmen, die gefährlich, aber immerhin besser als die sichere Verhaftung war. Baumann ging langsam und nachlässig und schwang sein Päckchen hin und her.

Dieses Päckchen befand sich nicht zufällig bei ihm, denn so ein Päckchen spielte in der illegalen Praxis bei weitem keine gleichgültige Rolle. Agenten wandten ihm stets ihre besondere Aufmerksamkeit zu, und das war verständlich, denn das, was der Mensch in der Hand hält, bildet gewissermaßen den Schlüssel zu ihm und seinen Absichten. Es ist bestimmt nicht gleichgültig, was er trägt – ein kleines Holzpferdchen, einen Packen

Papier, der eventuell Aufrufe enthält, oder zum Beispiel eine Wurst.

In Baumanns Päckchen befand sich tatsächlich eine Wurst, und zwar eine Teewurst. Man konnte das deutlich an den Umrissen des Päckchens sehen. Der Anblick dieser Wurst beruhigte die erregten Gemüter der Agenten, an denen Baumann vorbeischrift, wenn der scharfe Blick ihrer Augen auf sie fiel. Er näherte sich dem Hause auf der anderen Straßenseite, wie es die Vorschriften der illegalen Geheimerarbeit verlangten, um besser zu sehen, was im Hause vor sich ging, und ob das Signal zu sehen sei. Das Signal, eine Flasche mit Weidenkätzchen auf dem Fensterbrett des zweiten Stockwerks, war da und bedeutete, daß keinerlei Gefahr bestehe. Also waren die Versammlungsteilnehmer noch nicht verhaftet und wußten nicht, was sie bedrohte. Bei der geringsten Gefahr hätten sie die Flasche mit den Weidenkätzchen eingezogen.

Sollte er auf die andere Seite gehen und heranschleichen? ... Das war am schwierigsten, weil es den Agenten, die auf dem versteinerten und verschneiten Bürgersteig standen und den Droschkenkutschern auf ihrem Bock besonders auffallen mußte, wenn ein Mann die Straße direkt vor dem umzingelten Hause überqueren würde. Trotzdem ...

Baumann verließ den Bürgersteig, aber in diesem Augenblick stürzte ein Polizist Hals über Kopf aus dem Hause, hielt seinen Degen fest und lief an der Wand des Hauses entlang zum Eisentor, das sich direkt Baumann gegenüber befand und nun von dem Polizisten mit einem Degenstoß geöffnet wurde. Baumann erblickte hinter dem Tor eine in dieselben schwarzen Mäntel gekleidete Schar Polizisten, einige blaue Gendarmenmützen und einen grauen Offiziersmantel. Er schaute zum Fenster hinauf. Die Flasche war verschwunden.

«Gehen Sie weiter, mein Herr, hier gibt es nichts zu sehen.»

Baumann hatte das Herankommen des bärtigen Pförtners mit dem tiefen Baß nicht wahrgenommen. Er glaubte im ersten Augenblick, daß sich eine Hand nach ihm ausstrecken und auf

seine Schultern legen würde . . . Aber anscheinend war der Hausknecht durch das seltene Schauspiel gefesselt; denn er schaute wieder auf das Tor und auf die Fenster, hinter denen – so schien es wenigstens – dunkle Schatten huschten.

Das war wohl das Ende. Von der Straße aus konnte man in die Zimmer des zweiten Stockwerks nicht hineinschauen. Und wozu auch? Es war ganz klar, sie waren alle verhaftet worden. Ein Glück, daß die Polizei sich so beeilt hatte. Eine Stunde war erst seit Beginn der Versammlung vergangen, sicherlich hatten sich manche verspätet. Jetzt war das Signal nicht mehr zu sehen, also würde niemand mehr das Haus betreten. Höchstens die Allerleichtsinnigsten.

In diese Gedanken versunken, schritt Baumann immer weiter die Straße entlang. Er sah sich nicht um. Auf einer Straße, die von Spitzeln wimmelte und auf der Massenverhaftungen vorgenommen wurden, durfte man sich nicht umsehen. Er ging und schwang sein Päckchen nachlässig hin und her, und es war offensichtlich, daß sich in diesem Päckchen eine Teewurst befand.

Er mußte Kiew noch heute verlassen, und zwar ohne sich vorher mit seinen Genossen zu treffen, denn jede Zusammenkunft war nun verdächtig. Mit dem Abendzug mußte er abreisen.

Die Konferenz war mißglückt. Krochmal besaß kein Organisationstalent, nicht einmal ein Drittel der Männer, die für die Versammlung in Frage gekommen wären, hatte zugesagt. In der ersten Sitzung hatte es deshalb eine wütende Auseinandersetzung gegeben. Und nun stellte es sich heraus, daß es so besser war. Natürlich war es eine große Niederlage. Aber sie hätte noch größer sein können.

Baumann machte einen großen Umweg durch stille Straßen und erreichte schließlich den Kretschatik. Langsam bummelte er durch den Kaufmannspark zu seinem Hotel. Es hatte keinen Zweck, sich zu beeilen, der Zug fuhr erst am Abend.

In seinem Zimmer packte er, schrieb einige Worte auf einen Bogen Papier und klingelte. Der Zimmerkellner trat ein, warf einen Blick auf den Koffer und fragte:

»Sie wollen abreisen?»

»Ja. Hier ist ein Telegramm. Schicken Sie es bitte ab. Den Rest können Sie behalten. Und sagen Sie im Büro, daß man mir sofort die Rechnung ausstellt. Ich fahre mit dem Zug, der nach Odessa geht.«

Der Diener warf einen Blick auf die Uhr. »Der Zug fährt erst um acht. Sie haben noch viel Zeit.«

»Ich habe vorher noch etwas zu erledigen.«

Der Kellner entfernte sich eilig und las im Gehen das Telegramm: »Odessa Handelshaus Aschkenasi. Bestätige Einkauf von 30000 Pud Weizen, reise heute zwecks Empfang der Ladung mit dem Schnellzug ab, Kurilow.«

Auf dem Bibikow-Boulevard verließ Baumann die Droschke, kehrte zum Kretschatik zurück und begab sich zum Friseur.

Der Friseur schwang den Frisiermantel. »Haare schneiden? Und wie ist es mit dem Bart? A la Henri quatre?»

Baumann betastete nachdenklich seinen Bart und schaute in den Spiegel. »Ja, das geht . . . Übrigens kann ich diesen Bart nicht mehr sehen.«

»Dann schneiden wir ihn ab«, rief der Friseur erfreut aus. »In einem Augenblick ist es geschehen. Natürlich macht Sie der Bart alt.«

Baumann verzog das Gesicht und überlegte. Erwartungsvoll strich der Friseur mit dem Kamm durch Baumanns Bärtchen. Kürzer schneiden kostet halb soviel wie abschneiden!

»Wenn Sie mir erlauben, Ihnen zu raten, so würde ich an Ihrer Stelle den Bart abnehmen lassen. Das wird Ihnen sehr gut stehen.«

»Meinen Sie? . . . Schön, nehmen Sie ihn ab.«

Der Bart verschwand. Baumann atmete erleichtert auf, als er im Spiegel seine glattrasierten Wangen erblickte. »Eigenartig wirkt das«, sagte er. »Der Schnurrbart sieht ohne Bart ganz verwaist aus. Eigentlich ist es häßlich.«

»Sie haben recht!« rief der Friseur erfreut aus und warf den

Kopf zurück. »Gestatten Sie, daß ich den Schnurrbart auch abrasiere!«

Der Zug nach Odessa ging um acht Uhr. Aber Gratsch fuhr nicht nach Odessa, wie er angegeben hatte, als ihm der Büroangestellte des Hotels seinen Paß aushändigte. Er löste eine Fahrkarte für den Zug nach Charkow, der zehn Minuten früher abging.

20

Kiew-Char'kow-Kursk-Woronesh-Grjasi-Elez-Tula. Auf diesem Umwege wollte Gratsch nach Moskau gelangen, damit die Verfolger seine Spur verloren. Charkow und Kursk lagen mit dem Umsteigen auf diesen Stationen glücklich hinter ihm. Nun näherte sich der Zug Woronesh.

Mehrere Male waren schon Gendarmen und Schaffner angeblich zur Kontrolle durch den Zug gegangen und hatten ihre frechen Spitzelaugen auf sein Gesicht geheftet. Dann zogen sie sich jedoch wieder zurück. Wie hätten sie auch in diesem glattrasierten Militärbeamten, der seine schmalen Schultern an den grauen Samt des Sitzes in der zweiten Klasse schmiegte, den lebhaften, strammen Baumann mit dem buschigen dunkelblonden Bart und dem klaren Blick der grauen Augen erkennen können? Denn den Kaufmann Kurilow gab es auch nicht mehr. Hier reiste der Militärbeamte Oswald Meise. Eine schwarze Schirmmütze saß tief über den zugekniffenen Augen, die keine Augenbrauen hatten, denn sie waren schon nach dem ersten Umsteigen im Waschraum abrasiert worden. Die runde Kokarde hob sich vom roten Rand ab. Im Gepäcknetz lag, allen sichtbar, der Degen, und die silberne Schnur der Degenquaste schimmerte über dem vergoldeten Degenknauf. Der Beamte gehörte einem militärischen, besonders zuverlässigen Verwaltungsressort an. Seinem Alter und seinen streng zusammengepreßten Lippen nach zu urteilen war er mindestens Titularrat.

Der Beamte las den »Wecker«, eine humoristische Zeitschrift. Dieses war auch ein gutes Zeichen. Ein Unzuverlässiger liest den

110

»Wecker« nicht, denn diese Zeitschrift lacht nur über das, worüber man lachen darf oder soll, zum Beispiel über die Juden oder andere Fremdstämmige, Tataren, Armenier, und die als »Kleinrussen« bezeichneten Ukrainer. Diese kleinen Völker gehörten ja einer niedrigeren Stufe an und waren dazu da, dem Herrenvolk der Großrussen zur Belustigung zu dienen. In jeder Nummer des »Wecker« gab es einen Witz über die Juden und einen über die Armenier.

Dann durfte man über Schwiegermütter, Köchinnen, Handwerker, Schuhmacher und Kleinkaufleute, die nicht der Gilde angehörten, aber selbstverständlich nicht über Beamte, Gutsbesitzer und über den Adel lachen oder sie karikieren. Der »Wecker« hielt sich daran. Deshalb lasen ihn politisch Unzuverlässige nicht, und aus diesem Grunde verloren auch die Augen der Fahrkartenkontrolleure den suchenden, eisigen Ausdruck, wenn ihr Blick auf den »Wecker«, die Beamtenmütze und den Degen fiel.

Ein Zuverlässiger! Weiter.

Die Gendarmensporen klirrten den Gang entlang, und die zurückgeschobene Beamtenmütze enthüllte eine hohe Stirn. Die klaren Augen lachten vergnügt; die Gestalt richtete sich auf und wirkte wieder kräftig und stramm. Denn vor den Mitreisenden war keine Verstellung notwendig, sie waren alle sehr harmlos.

Es waren drei Personen, eine aufgetakelte Dame mit ihrer zwölfjährigen Tochter und ein dicker, ehrwürdiger Priester.

Kaum war sie über die Schwelle des Abteils geschritten, schnatterte die Dame auch schon los, und eine halbe Stunde später kannte Baumann ihre ganze Lebensgeschichte.

Sie besaß ein Gut im Kreise Sadonsk im Gouvernement Woronesh, ein Erbgut, das Katharina die Große ihren Vorfahren geschenkt hatte. Auf diesem Gut befand sich eine Schnapsbrennerei. Ihr Mann, Baron von Rügenau, war Adelsmarschall, aber selbstverständlich lebten sie nicht im Kreis, ja, nicht einmal in Woronesh, obwohl sie dort ein Haus besaßen, sie fuhren nur ab und zu hin, wenn es unbedingt notwendig war, wie zum Beispiel jetzt. Zur Zeit fanden in Woronesh Wahlen statt. Mikki -

111

das war ihr Mann – mußte wiedergewählt werden, denn der Titel eines Adelsmarschalls war doch nicht zu verachten, nicht wahr? Für Mikki war es jedenfalls wichtig, er hatte viel mit Banken zu tun und war sogar Mitglied der Verwaltung einer Bank, genau wußte sie es nicht, denn sie mischte sich nie in die Angelegenheiten ihres Mannes. Eine Frau mußte weiblich sein, nicht wahr?

Mikki mußte wiedergewählt werden, deshalb fuhr sie nach Woronesh. Ihre Pflicht war es, ihrem Manne zu helfen. Vor den Wahlen mußte sie den Adel zu einem Diner einladen, nach den Wahlen zu einem Ball und Abendessen. Keiner übertraf sie in der Kunst, ein gutes Diner zu geben und einen reizenden Ball zu veranstalten; man konnte direkt sagen, daß es ihre Berufung war, die Gabe, die ihr Gott verliehen ... Aber das war doch das Wichtigste im Leben.

»Selbstverständlich!« Der Beamte nickte, und die Dame plauderte weiter.

Auf ihrem Gut verbrachten sie nur einige Wochen im Frühling, bevor sie in ein ausländisches Bad zur Saison fuhren. Aber auch das war nicht jedes Jahr der Fall. Offen gestanden, war der Landaufenthalt heutzutage für einen Gutsbesitzer keine reine Freude mehr. Früher, als es ... – comment dit-on – ein Idyll des ländlichen Lebens gab, als die Bauern im Gutsherrn ihren Vater sahen, war es anders; aber jetzt wurden die Bauern von Tag zu Tag dreister und grüßten kaum noch, obwohl sie sich erst vor kurzem beinahe bis zum Erdboden verneigt hatten. Und das war noch nicht das Schlimmste. Voriges Jahr warf man Mikki einen Stein in den Wagen, als er vorüberfuhr. Glücklicherweise traf er nur den Rücken. Wäre es die Schläfe gewesen, so hätte er tot sein können, nicht wahr? Baumann stimmte bereitwillig zu. Die Dame fuhr eifrig fort:

»In Rußland kann man nur in Petersburg leben. Und nur dort kann man seinen Kindern die richtige Erziehung zukommen lassen. Meine Tochter Kleo ...« – eine auf die Tochter hinweisende Geste, und Kleo machte mit manierlich auf der Brust gefalteten Händen und gesenktem Blick einen tiefen Knicks, wobei

ihre Zöpfe in die Höhe wippten, genau so wie ein wohlerzogenes Mädchen, das in Gegenwart von Erwachsenen nicht reden darf und stumm wie ein Fisch sein muß, grüßen soll.

Die Mutter lächelte zufrieden. Der Knicks war richtig, obwohl der Wagen so schaukelte, weil der Zug schneller fuhr.

»Voilà! Man sieht es ihr sofort an: un enfant bien née. Man könnte sie doch unmöglich in irgendeinem staatlichen Gymnasium erziehen lassen, und noch dazu in einer so entlegenen Provinzstadt wie Woronesh oder Kursk ... Ich bin selbstverständlich gerecht und gebe zu, daß das Unterrichtsministerium sein möglichstes tut, um die Aufnahme einfacher Kinder in höheren Schulen zu verhindern, aber trotzdem kann man sich nicht darauf verlassen, daß neben Kleo nicht die Tochter einer Köchin sitzen wird, denn trotz aller Maßnahmen gelingt es ihnen doch, irgendwie hereinzukommen. Es ist ganz eigenartig, weshalb sie sich so danach drängen, zu lernen, wenn sie weder beim Militär noch im Staatsdienst Karriere machen können. Abgesehen davon, daß es der Beruf des Weibes ist, Hausfrau und Mutter zu sein, und daß diese Mädels deshalb kein Gymnasium zu besuchen brauchen.«

»Aber Ihre Tochter besucht doch ein Gymnasium«, sagte Baumann spöttisch. »Da handeln Sie nicht folgerichtig.«

»Ein Gymnasium?« rief die Dame entsetzt aus. »Sie ist in einer Pension, in der einzigen, in der sie darin unterrichtet wird, was sie im Leben braucht. Sie ist in der Pension Madame Trubá.«

»Trubá?« fragte Baumann und unterdrückte nur mühsam das Lachen. »Madame Trubá? Was für ein komischer Name.«

»Sie kennen ihn nicht?« – Die Baronin betrachtete Baumann kühl und mißtrauisch. »Für einen Petersburger ist das sehr merkwürdig ... Übrigens ... Sind Sie unverheiratet? Ja? Das erklärt alles. Sie haben keine Kinder und brauchen nicht schlaflose Nächte mit Grübeleien über deren Erziehung zu verbringen. Aber merken Sie sich für die Zukunft: Wenn Sie wollen, daß Ihre Tochter eine echte Idealfrau wird, und wer von den Eltern

* Trubá – auf russisch Schornstein

wünscht das nicht, und wenn Sie über die nötigen Mittel verfügen, denn ohne Geld läßt sich das nicht erreichen, dann lassen Sie sie von Madame Trubá erziehen. Das ist eine Privatpension, in der die Erziehung den Forderungen des Lebens entspricht. Da wird den Mädchen nicht Algebra oder Geometrie eingepaukt, als sollten sie Landvermesser oder Gelehrte werden. Und wenn auch Gelehrsamkeit sehr schön ist, wozu braucht eine Frau sie? Dort lernt man nur das, was im Leben nützlich ist, lernt es praktisch, verstehen Sie? Da wird zum Beispiel nicht einfach erklärt, wie man sich in den Wagen setzt. Nein, in einer Klasse steht ein Wagen, und die Schülerinnen lernen, graziös und bescheiden ein- und auszusteigen, in Kleidern mit Schleppe und ohne Schleppe, im Pelzmantel und Pelzumhang . . . Und dann die Kunst, zu essen! Sie lernen Austern essen, Artischocken, verschiedenen Fisch, Langusten, und zwar mit siebzehn verschiedenen Serien Gabeln, die auf einem Paradediner aufgelegt werden. Und dann das Servieren, Handarbeiten, Zeichnen auf Atlas, Musik, Klavierspiel, und außerdem das schöne Saiteninstrument . . . »

«Gitarre» unterbrach Baumann sie. Madame Trubás Programm begann ihn zu interessieren, obwohl er keine Tochter besaß.

Die Dame schlug entsetzt die Hände zusammen, «Sie scherzen wohl! Ein Mädchen, das auf einer Gitarre spielt, ist eine Zigeunerin, eine Spanierin, ein – Kleo, hör nicht zu – ein verdorbenes Frauenzimmer. Nein, es handelt sich natürlich um eine Mandoline.»

«Eine Zither», flüsterte die Tochter und machte eine Bewegung mit den Fingern, als spiele sie.

«Ja, eine Zither», wiederholte die Mutter und nickte. «Und was lernt ihr noch? Wissenschaften werden selbstverständlich auch gelehrt, aber nur soweit man sie für die Konversation braucht. Dann Sprachen: Englisch, Französisch, vor allem Französisch, und sogar Religion . . . Kleo, sage etwas Erhebendes von Corneille oder Racine auf.»

Kleo sagte das «Erhebende» durch die Nase auf, hielt die

Händchen manierlich auf der Brust gefaltet und warf nach jeder Zeile die mit Bändchen verzierten Zöpfchen zurück. Der Pope beobachtete sie mit seinen öligen Äuglein voller Wohlgefallen und nickte zustimmend, obwohl er kein Wort verstehen konnte.

Wenn er auch äußerlich einen großen Gegensatz zu der eleganten, enggeschnürten Dame bildete, hatte Baumann das Empfinden, daß er irgendwie zu ihr paßte, obwohl alles an ihm auseinanderzugehen schien, die kirschrote Seidensoutane, der dicke Bauch, die Wangen, der Bart und sogar der rötliche, breite Stiefelschaft. Bei ihr dagegen wirkte alles eingeschnürt. Auch war sie lebhaft und beweglich, er aber fett und behäbig, schwerfällig und still, während sie die ganze Zeit redete. Ihre Stimme war schrill und überschlug sich, seine brummte in einem melodischen, angenehmen Baß. Ihr sah man das blaue Blut, die aristokratische Abstammung an, ihm die von Popen und Diakonen. Sie waren die größten Gegensätze, die man sich vorstellen konnte, und trotzdem war eine innere, unerklärliche Verwandtschaft wie zwischen Bruder und Schwester offensichtlich.

Wenn sie sich an ihn wandten, antwortete Baumann kurz, gemessen und freundlich, denn die erste Forderung der illegalen Arbeit war, den Widerspruch des Gegners, mit dem der Zufall einen zusammenbrachte, nicht zu reizen und den Eindruck zu erwecken, daß man derselben Meinung sei. Daher war es das Beste, sich schweigsam zu verhalten und die Fragen kurz und gleichgültig, aber freundlich zu beantworten. Gratsch handelte danach.

«Woronesh!»

Baumann beeilte sich, die rotumrandete Mütze aufzusetzen und den Mantel anzuziehen. Er schloß die Tür, nachdem die Dame mit ihrer Tochter ohne Abschied ausgestiegen war, und setzte sich in die Ecke. Vor jeder größeren Station nahm er auf diese Art «Kampfstellung» ein, um den Zug im Falle der Not schnell verlassen zu können.

Aber auch der Aufenthalt auf dieser Station neigte sich schon seinem Ende zu. Doch nach dem zweiten Glockenzeichen knackte plötzlich laut – es klang beinah wie ein Schuß – das Schloß der stürmisch aufgerissenen Tür, und ein riesengroßer, breitschultriger Mann in einem zottigen Bärenpelz stürzte in das Abteil. Mit offenem Munde schnappte er wie ein Fisch nach Luft, warf einen kleinen Koffer ins Gepäcknetz und schob sich seitwärts ans Fenster. Er bemühte sich, sicher und fest aufzutreten, aber Baumanns geschultes Auge stellte sofort fest, daß dieser Mann sich vor jemand auf dem Bahnsteig fürchtete und versteckte.

Baumann erhob sich und warf hinter dem Rücken des Fremden einen Blick auf den Bahnsteig.

Gendarmen!

Unmittelbar dem Wagen gegenüber, nur einige Schritte entfernt, um die Reisenden beim Ein- und Aussteigen nicht zu stören.

Ein Rittmeister, drei würdevolle Unteroffiziere mit langen Schnurrbärten, wie es sich für einen Unteroffizier der Gendarmerie mit Sonderaufgaben gehörte. Ein dünner Mann in einem schäbigen Herbstmantel stand vor ihnen. Er trat von einem Fuß auf den anderen. Ein Spitzel! Ein Irrtum war ausgeschlossen, er war so typisch, man hätte ihn direkt als Modell für ein Bild nehmen können. Der Spitzel redete eifrig drauflos und wies auf den Wagen; Gratsch schien es, als ob er dieses gemeine Gesicht schon auf dem Bahnhof von Kursk oder bei der Fahrkartenkontrolle gesehen hätte.

Es klingelte zum drittenmal. Schrill ertönte der Pfiff des Bahnhofsvorstehers, die Lokomotive heulte auf, und langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Die Plattform bebte und rollte zurück. Gratsch sah, wie der Spitzel aufgeregt hin und her lief; die mit roten Achselstücken verzierten Schultern bewegten sich, und der Rittmeister winkte mit der weißbehandschuhten Hand und rief dem Lokomotivführer etwas nach. Baumann las von seinen Lippen und erriet aus den drei weißen Dampfvolken, die über ihnen aufstiegen, das Wort:

«Auf-hal-ten!»

Einer der drei Unteroffiziere lief dem Zuge nach, der aber immer schneller fuhr. Lauter ratterten die Räder auf den Schienen. Die Wasserpumpe huschte an ihnen vorbei. Der Mann im Bärenpelz seufzte erleichtert auf, und es klang beinah wie das Heulen der Lokomotive . . . Er warf den Pelz auf die Bank, strich sich über das Bäuchlein, machte einige kreisförmige Bewegungen mit dem kurzen, dicken Bein, kniff die Augen selig zu, schaute in den Spiegel in der Tür des Abteils und sang sogar mit scherzhafter Miene ein Couplet aus einer Operette:

«Wenn über den Weg,
wenn über den Weg
ein Kater geht,
ein Kater geht,
daß jemand stirbt,
daß jemand stirbt,
ein jeder gleich versteht.»

«Störe ich Sie nicht?»

Ehe Baumann antworten konnte, veränderte sich das vergnügte Gesicht im Spiegel, zitterte, verzerrte sich und wurde mit dem dunklen Spiegelrahmen in die Wand geschoben. An seiner Stelle tauchte das magere Profil eines Gendarmen mit einem langen Schnurrbart in der Türöffnung auf. Eine dunkelblaue Mütze mit rotem Rand, ein grauer Mantel, silberne Achselstücke, Sporen . . ., der Rittmeister, der auf dem Bahnsteig von Woronesh gestanden hatte.

Und hinter ihm schauten gelbe Augen mit verschlagenem Blick in das Abteil. Der Rittmeister wandte sein Gesicht dem Abteil zu, ließ den Blick über die Reisenden schweifen, kam aber nicht herein. Er ließ die Tür offen, ging in den Gang zurück, klappte den Notsitz herunter, setzte sich und holte langsam, den Mantelsaum zurückschlagend, ein silbernes Zigarettenetui mit einem Monogramm hervor. Er wandte sich dem Fenster zu und rauchte gelangweilt seine Zigarette.

Die Lage wurde ernst. Ohne Grund sprangen die Gendarmen nicht in den fahrenden Zug, vor allem nicht im Range eines Rittmeisters.

Baumann hielt eine Zeitung hoch und beobachtete über den Rand hinweg den Fremden, der sich beim Erscheinen des Gendarmen schwerfällig neben dem Popen niedergelassen hatte. Er bemühte sich, das Lächeln auf seinen dicken Lippen zu bewahren, schlug ein Bein über das andere und sang halblaut vor sich hin:

»Wenn über den Weg,
wenn über den Weg
ein Kater geht . . .«

Aber die leichtsinnige und heitere Melodie klang wie ein Trauermarsch, und die lackierte Schuhspitze zitterte verräterisch. Ganz offensichtlich fürchtete er sich, und sein Gesicht zuckte ängstlich. Also wußte er, daß er verfolgt wurde. Aber wer war er, und weshalb war man hinter ihm her? Er sah nicht im geringsten wie ein »Politischer«, wie ein Illegaler aus, eher wie ein kleiner Gutsbesitzer, der gern auf Jagd geht, ißt und trinkt, oder vielleicht ein kleiner Kaufmann, aber bestimmt kein Revolutionär, deshalb schon nicht, weil er eben mehr tot als lebendig da- saß. Seine Hände zitterten. Es war einfach widerlich, ihn anzusehen. Mußte er ausgerechnet in dieses Abteil steigen? Nun würden die Gendarmen am Ende ihre Aufmerksamkeit auch Baumann zuwenden. Und wieder schien es ihm, daß er die Teufels- fratze des Spitzels, der eben durch den Gang schritt, schon irgendwo gesehen hätte.

Der Priester erhob sich plötzlich und eilte dem Ausgang zu. Gratsch bemerkte den Ausdruck gieriger Hoffnung, mit dem der Fremde ihm nachsah; vielleicht würde er die Tür schließen. Nein, er tat es nicht. Der Rittmeister am Fenster sah sich nicht einmal um, als der Pope an ihm vorbeistampfte und sich in den Waschraum begab. Er saß ganz unbeweglich da und blies blaue, ringförmige Rauchwolken durch die Nase.

Der Dicke erhob sich und setzte sich, ohne den Blick vom

Gendarmen zu wenden, mit einer Leichtigkeit, die bei der Schwere seines Körpers verblüffte, neben Baumann. Er flüsterte, kaum die Lippen bewegend: »Obwohl Sie ein Beamter und sogar eine Militärperson sind, sehe ich Ihrem Gesicht die Anständigkeit Ihres Charakters an. Deshalb will ich mit Ihnen offen sprechen. Haben Sie den Graublauen bemerkt? Er ist hinter mir her. Eine Falle.«

Die Schultern des Gendarmen bewegten sich nicht mehr, er horchte. Sollte er dieses Subjekt warnen? Nein, zum Teufel mit ihm. Aber der Dicke hatte es schon selbst bemerkt. Sein Flüstern klang noch dumpfer, und er sprach schneller:

»Ich bin Abgeordneter einer Kreisverwaltung und muß gestehen, daß ich als »Roter« gelte. Ich gebe auch offen zu, daß ich für die Konstitution bin. Es ist doch peinlich, wenn man heutzutage nicht fortschrittlich gesinnt ist. Vor einem Monat kam mir plötzlich die Idee, auf einer Versammlung zu erklären: »Die Monarchie in allen Ehren, aber – es lebe die Konstitution!« Es war nach dem Essen, ich muß zugeben, daß wir getrunken hatten. Selbstverständlich fand noch in derselben Nacht eine Haus- suchung bei mir statt . . . Dieser Rittmeister war damit beauf- tragt. Ich mußte unterschreiben, daß ich die Stadt nicht ver- lassen würde. Aber sehen Sie, ich habe es doch riskiert, und nun bin ich hineingeflogen. Vor diesen Leuten kann man sich nicht verbergen.«

Er machte eine verzweifelte Geste. »Sie jagen einen wie einen Hasen. Haben Sie gesehen, was auf dem Bahnsteig vor sich ging?«

Der Gendarm bewegte sich, als wollte er aufstehen. Ja, er tat es auch, blieb aber vor dem Fenster stehen und schaute hin- aus. Der Abgeordnete zog unter der Weste ein dünnes Heftchen, eine Zeitschrift hervor, die viermal zusammengelegt und klein bedruckt war, entzog sie mit seinem gewaltigen Körper dem Blick des Gendarmen und schob sie plötzlich in Baumanns Manteltasche. Dann rückte er rasch ab.

»Helfen Sie mir um Gottes willen! Auf Sie fällt kein Ver- dacht! Ich würde diese verfluchte Zeitschrift gern in den Wasch-

raum bringen, aber er wird mich ja nicht durchlassen. Sie brauchen keine Angst zu haben; es ist eine harmlose Zeitschrift, 'Die Befreiung'; Struve gibt sie für die Liberalen heraus. Es steht nichts Schlimmes drin, nur wird sie im Auslande gedruckt und gilt deshalb als illegales Blatt. Ich habe sie einfach zum Lesen mitgenommen, und sie könnte mir nicht schaden, wenn die Haussuchung nicht . . . » Er war so komisch in seiner Furcht, daß Gratsch es nicht übers Herz brachte, ihm die illegale Zeitschrift zurückzugeben. Und während er überlegte, ob dieses Mitleid nicht unangebracht sei, stapfte der Pope wieder ins Abteil, und nun war es zu spät, denn dem Priester folgte der Rittmeister.

Mit ausgesprochener Höflichkeit – schade, daß die Baronin Rügenau nicht da war – grüßte der Rittmeister und setzte sich hin. Er betrachtete den Popen, den Abgeordneten, sein Blick glitt über Baumann, und die verschlagene Art, mit der sein Blick ihn streifte, bestärkte Gratschs Ahnung, daß die Falle nicht für den harmlosen und ungefährlichen Abgeordneten abgetan war. Wie hatte er nur daran glauben können, daß dieser Narr verfolgt wurde?

Und dann der Spitzel. Baumann wußte nun ganz genau, daß er ihn in Kursk auf dem Bahnsteig gesehen hatte. Er hatte einen Kuchen mit Marmelade, die auf seinen Mantel tropfte, gegessen, und vor ihm hatte eine Bettlerin mit einem kleinen Mädchen gestanden, beide gierig in den Anblick des Essenden vertieft. Deshalb hatte er wohl auch, durch dieses Schauspiel abgelenkt, gar nicht an eine Verfolgung gedacht. Der Agent hatte Glück gehabt. Deshalb sah er so zufrieden aus, als er vorbeiging. Prüfen wir es noch einmal!

Baumann rückte seine Mütze zurecht, knöpfte den Pelzmantel zu und erhob sich. Die Augen des Gendarmen verrieten Unruhe. Er stand auf und steckte die Hand eilig in die Tasche. Ob er

einen Revolver hatte? Oder eine Pfeife, um die im Zug verborgene Polizei zu alarmieren? Allein mit dem Spitzel wird er die Reise wohl nicht angetreten haben.

Baumann ging zum Fenster, nahm zur Beruhigung des Gendarmen die Mütze wieder ab und setzte sich hin, sich fester in den Mantel hüllend. Zweifellos wollte man ihn auf der nächsten Station verhaften.

Auf dem Sitzpolster lag ein Fahrplan. Gratsch griff danach, blätterte darin herum und fühlte wieder den beobachtenden Blick unter den halbgeschlossenen Lidern des anscheinend von Müdigkeit übermannen Gendarmerieoffiziers. Woronesh, Moskau. Gratsch hatte die gewünschte Fahrverbindung gefunden. Woronesh, Ostroshka, Somowo, Treswjatskoe, Grafsskaja, Beljaewo, Umanj, Moskowka, Drjasgi, Pribytkowo, Grjasi . . . Zwischen Ostroshka und Grjasi keine Haltestelle. Ostroshka lag schon hinter ihnen. Also würden sie versuchen, ihn in Grjasi zu verhaften. Bis dahin waren es noch zwei Stunden und zwanzig Minuten.

Er schob die Hand in den Ärmel, lehnte sich bequemer in die Kissen und schloß die Augen, um besser überlegen zu können. Aber die Ruhe war ihm nicht vergönnt. Der Abgeordnete fragte sofort mit süßlicher Stimme: »Was ist mit Ihnen? Hier ist es so warm, daß man kaum atmen kann, und Sie hüllen sich in Ihren Pelz.«

Gratsch schüttelte sich, als ob er fror. »Malaria«, erwiderte er dumpf und abgerissen, als hindere ihn der Anfall am Sprechen. »Ich habe in Merwa und Turkestan gedient. Da stirbt die Hälfte der Garnison an tropischen Fiebern. Es hat auch mich erwischt. Ich bin schon ganz taub vom vielen Chinin, verspüre aber keine Besserung.«

»Besserung durch Chinin?« rief der Abgeordnete aus und schlug sich auf das Knie. »Diese Apothekerwaren heilen kein Fieber. Ich werde Ihnen ein Volksmittel verraten, und noch dazu ein ganz einfaches: Spinnewebe.«

Baumann antwortete nicht. Er saß regungslos da und lehnte

sich an die Kissen. Ein richtiger Anfall, der ihn schwächte; man sah es sofort, sogar das Gesicht wirkte plötzlich eingefallen, sah gelb und lang aus.

«Spinnewebe?» fragte der Rittmeister laut.

Der Abgeordnete fuhr zusammen und beugte den Kopf mit dem dicken Stiernacken unterwürfig vor. Er wagte es jedoch nicht, den Blick zum Rittmeister zu erheben, obwohl dessen Stimme wohlwollend und beinahe intim geklungen hatte.

«So ist es», erwiderte der Abgeordnete eilig. «Ein gewöhnliches Spinnewebe, so wie es in jeder Wohnung zu Dutzenden vorkommt. Man reinigt es vom Staub, entfernt natürlich die Fliegen, rollt es zusammen und nimmt es morgens nüchtern ein. Das Fieber ist dann nach einer Woche verschwunden. Haben Sie es gehört?»

Diese Frage war offensichtlich an Baumann gerichtet. Baumann erwiderte mit geschlossenen Augen:

«Ich höre. Spinnewebe auf nüchternen Magen . . . Aber eben denke ich an etwas anderes. In einem Schnellzug müßten sich ein Arzt, eine Apotheke und ein Krankenraum für unvorhergesehene Erkrankungen befinden. Sollte sich mein Zustand verschlimmern, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich dahin begleiten würden.»

«Aber, mein Lieber . . .», fing der Abgeordnete an. Der Rittmeister unterbrach ihn jedoch, sichtlich erfreut:

«Selbstverständlich, mein Herr. Es wird mir eine Ehre sein, Ihnen zu helfen . . . Sollten wir nicht gleich gehen? Weshalb wollen Sie sich noch länger quälen?»

«Vielen Dank», erwiderte Baumann. «Ich warte noch ein wenig. Professor Sacharjin, der meinen Vater zur Zeit behandelt, sagte immer, wichtiger als jedes Medikament sei der innere Widerstand gegen eine Krankheit. Man muß gesund sein wollen. Ich erinnere mich noch so gut an seine Worte. Ehe man sich ergibt und hinlegt, muß man sich abzulenken versuchen.»

«Bravo!» rief der Abgeordnete aus. «Eine goldene Regel. Es hat schon seinen Grund, weshalb Sacharjin sogar unseren Zaren

behandelt hat. Das darf ich nicht vergessen. Man muß gesund sein wollen! Erstaunlich. Versuchen wir, Sie also abzulenken! Was könnte man da anfangen? Am besten wäre ein Kartenspiel. Leider habe ich keines mit.»

Der Priester hustete plötzlich. «Ich glaube, ich habe welche.»

Der Abgeordnete schlug sich auf das Knie. «Großer Gott der russischen Erde! Sie sind ein vernünftiger Mann. Fangen wir gleich an.»

Der Priester hob die Soutane und holte aus der Tasche einer sehr wenig priesterlich anmutenden Hose zwei in den «Patriarchalischen Nachrichten» eingewickelte Kartenspiele hervor. Er nahm sie vorsichtig aus der Zeitung heraus und überreichte sie dem Abgeordneten. Sie waren abgegriffen und schmutzig.

Der Dicke schnalzte übermütig mit der Zunge. Er übertrieb im Bestreben, sorglos zu erscheinen. «Also, was spielen wir? Makao? Erfordert keine allzu anstrengende Gehirntätigkeit, ist nicht zu gefährlich für unsere Geldbeutel und doch ein Glücksspiel. Ziehen Sie eine Karte, Hochwürden, wer anfangen muß.»

Da ertönte wieder laut und klar die Stimme des Rittmeisters: «Gestatten Sie, Hochwürden, daß ich mich auf Ihren Fensterplatz setze . . . Ihnen ist es doch gleichgültig, Sie schauen nicht zum Fenster hinaus, aber ich liebe die Winterlandschaft – Schnee, Tannen, Fichten und Häschen. Bin sonst im Dienst und habe so selten Gelegenheit, das zu sehen. Ich befinde mich ja meist in einem . . . hmm . . . geschlossenen Raum.»

«Bitte!» Der Priester nickte bereitwillig, und Baumann spürte die Knie des Gendarmen dicht an seinen. Der Rittmeister hatte sich von seinem Platz aus vorgebeugt und fragte: «Und Sie, Herr Kranker, spielen Sie mit? Ihretwegen ist ja das Kartenspiel veranstaltet. Darf ich Ihnen eine Karte reichen?»

«Bitte», erwiderte Baumann mit schwacher Stimme. «Viel leicht lenkt es mich wirklich ab.» Er streckte die Hand nach den fächerförmig ausgebreiteten Karten aus, und seine Finger berührten die gepflegten Hände des Rittmeisters. Ohne eine Aufforderung abzuwarten, zog der Offizier, den kleinen Finger mit

einem Smaragdring gespreizt, gleichzeitig mit Baumann eine Karte, als wäre das selbstverständlich.

«Neun in Coeur, das ist die höchste Karte. Ich fange an.»

Er spielte sich als Herr auf, und auch sein Ton war herrisch.

«Worauf spielen wir?»

Er ließ den Blick über das Gepäcknetz gleiten und betrachtete mit schadenfrohem Lächeln Baumanns Koffer. «Der . . . wäre sehr bequem. Wir stellen ihn aufrecht, das wird dann wie ein Tisch sein. Gehört er Ihnen, Hochwürden?»

Der Priester warf den Kopf zurück, schaute hinauf und seufzte bekümmert und neidisch: «Wie komme ich zu so einem Koffer! Er gehört ihm.»

Das höhnische Lächeln des Gendarmen vertiefte sich. «Gestatten Sie?»

Er sprang mit leichter Bewegung auf, holte den Koffer herunter, und die kräftigen Finger trommelten dabei mit gewohntem Griff über den Kofferboden. «Wirklich ein schöner Koffer. Der ehrwürdige Vater hat richtig gesehen; ausländische Arbeit, das sieht man sofort.»

«Ja, ja, man sieht es sofort, daß es ein ausländischer Koffer ist», bestätigte der Abgeordnete und kicherte devot.

Sie stellten den Koffer aufrecht zwischen den Sitzen hin und versperrten dadurch den Durchgang zur Tür. Der Offizier legte seine Hand mit einer sicheren und dreisten Geste darauf, stellte die Füße an beide Seiten des Koffers und sah Baumann zum erstenmal direkt in die Augen.

Im Koffer befand sich ein doppelter Boden. Hatte der Gendarm ihn beim Abklopfen bemerkt? Übrigens war es gleich, der Koffer war sowieso verloren, den rückte der Gendarm nicht mehr heraus. Ein Glück, daß er keine illegale Literatur enthielt, nur Wäsche, Schlipse, Kragen und Toiletteartikel. Wenn der Ritt-

meister das wußte, würden seine kräftigen Beine den Koffer nicht so krampfhaft umklammern. Er glaubte wohl, etwas Außergewöhnliches erbeutet zu haben. Übrigens hatte er seinen Mantel auch nicht ausgezogen. Sollte man ihn fragen, ob er auch Fieber habe?

Der Rittmeister warf die Karten nachlässig hin, der Abgeordnete betrachtete seine weißen Finger, die widerwillig die klebrigen Karten berührten, und der Priester holte aus seiner unergründlichen Tasche ein Häufchen Kupfer- und Silbermünzen nach dem andern heraus. Dann warf er das an einer schweren Goldkette hängende Kreuz mit einer malerischen Bewegung von der Brust auf den Rücken. Der Abgeordnete sah ihn überrascht an. «Weshalb, Hochwürden?»

«Es paßt sich nicht», erwiderte der Geistliche und seufzte bekümmert, als bereite ihm sein eigenes Benehmen Sorgen. «Auf dem Kreuze ist der Heiland abgebildet, und hier auf den Karten ist das Kreuz als Treffkarte zum Spielen. Hängt er auf dem Rücken, so sieht er es sozusagen nicht.»

«Zehn in der Bank», sagte der Rittmeister vergnügt. Das Spiel begann.

Bis Grjasi waren es nur noch eine Stunde und vierzig Minuten. Die Räder ratterten eifrig und gleichgültig, die schmutzigen Karten knisterten dumpf und unheilverkündend, und hinter den Fenstern schlummerte der Wald wie eine endlose weiße Wand.

Der Zug bremste stark. Baumann beugte sich zum Fenster, dessen unterer Rand mit Eis bedeckt war. Sofort wandte sich auch der Rittmeister dem Fenster zu. Aber draußen war nichts Besonderes zu sehen, nur Schnee, Wald und ein grauer Himmel.

«Warum schauen Sie hinaus? Was gibt es da?» Gratsch lächelte, so deutlich verriet sich die Unruhe des Gendarmen. Er konnte sich nicht beherrschen und erwiderte mit erstauntem Stirnrunzeln: «Sie haben es nicht gesehen? Krähen sind vorbeigeflogen.»

«Krähen?» rief der Geistliche. «Ausgeschlossen! In dieser Jahreszeit?»

Baumann schüttelte sich und wandte sich an den Abgeordneten: «Ich friere wieder. Erlauben Sie mir, mich auf Ihren Platz zu setzen. Vom Fenster zieht es so.»

«An der Tür zieht es noch mehr», beeilte sich der Rittmeister zu warnen. Aber der Abgeordnete hatte sich schon bereitwillig erhoben, und Baumann setzte sich auf dessen Platz. Befriedigt stellte er fest, daß die Lippen des Rittmeisters unruhig zuckten.

Hinter dem Fenster glitt mit schwarzen Buchstaben auf weißem Schild »Umanj« vorbei. Bis Grjasi war es keine Stunde mehr, und die Situation hatte sich noch nicht verändert.

Das wichtigste war, nicht zu früh aus dem Spiel auszuscheiden. Baumanns Plan, der in dem Augenblick, als er die Hand nach der Karte ausgestreckt hatte, plötzlich entstanden war, wurde vernichtet, wenn er vor dem richtigen Augenblick verlor. Das konnte leicht geschehen, denn er hatte wenig, sehr wenig Geld. Nach seiner Abreise aus Kiew waren ihm nur fünf Rubel geblieben. Mit dieser Summe konnte man beim Kartenspiel nicht lange durchhalten, vor allem, wenn die Partner Zehner setzten. Nur der Geistliche war eine Rettung, er setzte auch kleine Summen. Seufzend schob er fünfzig Kopeken hin und mischte in Gedanken vertieft die Karten. »Jetzt setze ich, Gott sei mir gnädig.«

Endlich!

Zum erstenmal während des ganzen Spiels wurde hoch gesetzt. Bis dahin war das Spiel nach der ersten, zweiten oder dritten Runde beendet worden, nun war es schon die siebente. Der Gendarm hielt die Bank und spielte wild, den Schnurrbart immer wieder aufzwirbelnd. . . . Auf dem Koffer lag das Geldhäufchen des Geistlichen, das vom Sofa auf den »Spieltisch« übergesiedelt war, der Abgeordnete hatte schon eine Menge verloren, und in der Bank befanden sich nun zweihundert Rubel.

»Faites le jeu.«

Der Abgeordnete schüttelte den Kopf und legte zwei Fünfundzwanzigrubelscheine hin. Baumann schob absichtlich verstohlen einen zerknitterten Rubelschein – den letzten, den er

hatte – unter die dicke, allen sichtbar daliegende Brieftasche, aus der die schwarze Ecke des Passes verführerisch hervorlugte. »Vielleicht habe ich Glück, wenn ich heimlich setze. Kusch, unter die Brieftasche!«

Der Geistliche überlegte mit vorgeschobener Lippe und sagte plötzlich mit lauter und deutlicher Predigerstimme: »Ich setze«, wobei er drei Hundertrubelscheine auf den Spieltisch legte, die er einem dicken Packen Scheine aus dem Koffer entnahm. Die Blicke des Gendarmerieoffiziers und des Abgeordneten ruhten voller Neid und Achtung auf dem Gelde.

Im Abteil wurde es still. Der Bankhalter kniff das rechte Auge zu und betrachtete seine Karte, ihren Rand vorsichtig hochhebend. Vielleicht war es eine Acht oder Neun – das ist eine schlimme Karte in Makao, schlägt alle übrigen.

Nein.

Der Rittmeister seufzte wütend. »Gebe noch Kaufkarten ab.«

Der Abgeordnete kaufte. Dann verfiel er in tief sinnige Betrachtungen. Der Einsatz war hoch. Sollte er es wagen und in der Hoffnung, eine Neun zu ziehen, eine dritte Karte nehmen oder sich mit der fünften zufrieden geben?

Der Geistliche rutschte nervös hin und her und strich sich über den Bart.

Baumann erhob sich.

»Ich kaufe nicht zu. Entschuldigen Sie . . . ich entferne mich auf einen Augenblick. Der Waschraum ist doch rechts? Nicht wahr?«

»Nehmen Sie die Mütze mit«, sagte der Priester gedehnt und beobachtete die nervösen Finger des Rittmeisters, der die Karten mischte. »Draußen ist es sehr kalt.«

»Lohnt sich nicht, ich komme ja sofort wieder. Tun Sie mir bitte den Gefallen, meine Karte aufzudecken, falls ich mich verspäten sollte.«

Das Spiel war im Gang, der Bankhalter konnte nicht riskieren, in diesem Augenblick wegzugehen. Eine Unterbrechung war unmöglich. Damit hatte Baumann gerechnet, als er seinen Plan

entwarf. Unterbrach man jetzt das Spiel, so überließ man nach den Spielregeln die Bank den anderen. Der Gendarm würde sich eher umbringen, als auf vierhundert Rubel zu verzichten. Baumann schritt zur Tür. Er sah nicht das Gesicht des Rittmeisters und hörte nur hinter seinem Rücken die heisere Stimme des Abgeordneten: »Geben Sie mir noch eine Karte.«

Und gleich darauf piepste die erschrockene Stimme des Geistlichen, dessen Schrecken den Rittmeister in freudige Erregung versetzte: »Kaufe noch eine Karte.«

Der Gang war leer. Baumann schritt lautlos über den Läufer nach rechts, ging am Waschraum vorbei und erreichte die Plattform. Er riß an der schweren, eisbedeckten Tür. Sie gab nicht nach... War sie abgeschlossen? Sollte er auf die Puffer steigen? Wieder riß er mit aller Kraft, und die Tür öffnete sich mit einem Ruck. Eisige Luft strömte Baumann entgegen. Ein verkümmerter Wald, verschneite Sümpfe huschten an ihm vorbei. Gratsch stieg auf die unterste Stufe und stieß sich mit aller Kraft ab...

»Eine Acht? Ihr Glück, Hochwürden.«

Der Rittmeister bemühte sich, eine gleichgültige Miene zu bewahren, warf die Karten auf den Koffer und schaute gleichmütig auf, aber seine Finger zitterten. Der Geistliche schob die Scheine und Kopeken zu sich heran, hob Baumanns Brieftasche und holte den zerknitterten Rubelschein hervor. »So einer spielt mit!... Und ist noch Beamter!« Und er kicherte verächtlich, zog den Paß heraus und las: »Oswald Genrichowitsch Meise. Ein geiziger Mann, nicht wahr, Herr Offizier?«

Aber der Rittmeister beachtete ihn nicht. Er stieg mit einem großen Schritt über den Koffer und legte mit seinem Mantelsaum die Scheine vom Sitz. Auf sein Sporenklirren antwortete sofort das seiner Untergebenen auf der linken Korridorhälfte. Zwei Unteroffiziere der Gendarmerie eilten aus dem Dienstabteil, gefolgt von dem Spitzel, dem die zerzausten Haare in das erschrockene Gesicht hingen. Der Rittmeister runzelte die Stirn, gab ihnen ein Zeichen, und sie begaben sich zum Waschraum.

In der Mitte des Ganges überholte sie der Polizist, der eilig an den würdig schreitenden Gendarmen vorbeilief.

Der Rittmeister drückte auf die Klinke der Waschraumtür. Sie öffnete sich.

Der Waschraum war leer. Die hochgehobene Brille bebte von der schnellen Fahrt und schien einem Ungeheuer zu gleichen, das mit zahlosem Maul lautlos und höhnisch lachte. Dem Spitzel fielen vor Entsetzen beinahe die Augen aus dem Kopf. Der Rittmeister wandte sich um und fragte dumpf: »Wo ist er?« Und ohne eine Antwort abzuwarten, schlug er dem Spitzel die Faust ins Gesicht.

Der Schnee war tief, weich und locker und dämpfte den Fall, als Baumann aus dem Zug sprang und zu seinem Glück den Abhang hinunter in eine Schneewehe rollte, die sich längs des Waldsaumes hinstreckte. Sobald der Zug nicht mehr zu hören war, erhob er sich. In seinem Kopf und seinen Ohren brauste es noch; das Blut hämmerte in den Schläfen, der ganze Körper schmerzte, und ein bitterer Geschmack stieg im Munde auf; aber das freudige Bewußtsein, gerettet zu sein, war stärker als jedes Schmerzempfinden.

Wie im Märchen von Kolobok: »Vom Großvater bin ich fortgelaufen, von Großmutter bin ich fortgelaufen und vor dir, grauer Wolf, werde ich erst recht fortlaufen.«

Rechts und links, wo man nur hinschaute, erhoben sich die klimmerlichen Birken am Rande eines Sumpfes. Die nackten Hände und der bloße Kopf schmerzten in der strengen Kälte. Gratsch holte eine kleine runde Mütze aus der Pelztasche, die er als Kurilow getragen hatte, und setzte sie auf.

Halt, nun mußte er überlegen. Die Türen des Zuges öffneten sich nach dieser Seite, man würde ihn also hier suchen. Besser war es also, auf die andere Seite der Schienen zu gehen, vor

allem, weil man sowieso eine ganz andere Richtung einschlagen und die Südwestliche Eisenbahnlinie erreichen mußte, um nach Jeletz und von dort nach Moskau zu fahren.

Aber nun hatte er doch kein Geld mehr? Keinen einzigen Rubel! Hatte alles als Einsatz für seine Rettung im Kartenspiel verloren. Gratsch lächelte. Im ganzen war ihm diese Rettung nicht teuer zu stehen gekommen. Fünf Rubel waren nur in der Brieftasche gewesen. Gratsch suchte die Taschen durch. Nein, er besaß nichts mehr. Es lohnte sich gar nicht, im Portemonnaie nachzusehen, er wußte, daß da nur 25 Kopeken gewesen waren. Schadet nichts! Er mußte nun weitergehen. Unterwegs würde ihm etwas einfallen.

Er schüttelte den Schnee aus den Ärmeln und aus dem Kragen – kalte Bächlein liefen über den erhitzten Körper – und stieg den Eisenbahndamm hinauf. Auch auf der anderen Seite zog sich dichter Wald hin. Gratsch stieg nicht wieder hinunter. Er durfte nicht unnütz Spuren hinterlassen. Er schritt über die Schwellen in der Richtung nach Woronesh zurück, bis sich rechts von ihm ein schmaler, ausgetretener Pfad herunterschlangelte. So schnell er konnte, schritt er diesen Pfad entlang und trat in die großen, breiten Spuren mächtiger Filzstiefel. Die Spur war schon alt. Hier ging wohl selten jemand. Um so besser. Während einer Flucht ist nichts gefährlicher als eine Begegnung mit Fremden. Man muß möglichst einsame Wege suchen.

Der Pfad führte immer weiter in den Wald hinein. Die mit Rahreife bedeckten Zweige hingen tief herab. Irgendwo krächzte ein Rabe hungrig und dreist. Baumann wußte nicht, wie spät es war. Seine Uhr war stehen geblieben. Sicherlich war das Werk durch die Erschütterung entzweigegangen. Und das war vielleicht das Schlimmste. Es ist schon unangenehm genug, ohne Geld unterwegs zu sein, aber noch schlimmer ist es ohne Uhr.

Über den Pfad lief eine eilige, ängstliche Hasenspur und verlor sich nach vielen Windungen im Walde. Gratsch beobachtete sie und lächelte. Vielleicht hatte der Hase noch in der Nähe Schutz gesucht. Er klatschte in die Hände. Die unbewegliche Luft

erzitterte, als wäre ein Schuß gefallen, aber nichts rührte sich. Nur die Raben krächzten wieder.

Er ging noch rascher. Der Wald wurde dichter, die Hasenspur häufiger und verworrener.

Waren eine oder zwei Stunden vergangen? Endlos zog sich der Wald hin. Es wurde immer dunkler. Ob es der Abend oder der dichter werdende Wald war? Schließlich führte der Pfad an einen Weg. Sollte er nun nach rechts oder nach links gehen? .. Gratsch hatte schon längst die Orientierung verloren. Wie sollte er sie auch auf dem Pfad behalten, der sich zwischen den Bäumen des Waldes dahinschlängelte? Er mußte Woronesh links liegenlassen, sich also mehr nach rechts halten ... Oder wäre es einfacher, nach Woronesh zu gehen? Dort existierte die Gruppe wohl hoffentlich noch. Da war ja auch seine neue Bekannte, die Baronin von Rügenau! Wie hatte er sie vergessen können. Also für den schlimmsten Fall ... Er mußte lachen, als er an sie dachte. Das wäre ein Witz, wenn er ihr tatsächlich einen Besuch machen würde. Er stellte sich den nach letztem Schick ausgestaffierten Salon vor, ein billiger Schick allerdings, denn der Adel besaß nicht mehr viel Geld, ihre Güter ernährten sie nicht mehr, die herrschende Schicht stand vor einer Wirtschaftskrise ...

In Gedanken sah er weiße Tüllgardinen mit Hirten und weißen Schäfchen vor den Fenstern. An den Wänden standen dünnbeinige, goldverzierte Stühle, in der Ecke ein verguldeter Käfig mit einem grünen Papagei, der allerdings nicht sprach, aber Brehm zufolge sprechen lernen konnte. Über dem mit Seidenstoff bezogenen Sofa hing eine Kopie von Aiwassowskis »Sturm« oder der »Hochzeit des Bojaren« von Makowski. Die Baronin würde ihn empfangen ... Da käme ihm die Beherrschung der französischen Sprache gut zustatten, denn nur in der Sprache Racines, Corneilles oder Molières konnte er das Abenteuer erklären, wieso er nach Woronesh gekommen sei.

»Kleo, trag etwas „Erhebendes“ vor.«

Baumann schritt lächelnd in der – wie er glaubte – Woronesh entgegengesetzten Richtung weiter. Er malte sich die ganze Zeit

den Besuch bei der Baronin aus, der damit enden würde, daß er den Adelsmarschall um fünfzig Rubel anpumpfte. Weniger wäre peinlich gewesen . . . obwohl zehn Rubel genügen würden, um nach Moskau zu gelangen. Aber es machte einen unsoliden Eindruck, ihn um zehn Rubel zu bitten. Übrigens waren sie ja seinem Paß zufolge Landsleute, also mußte er sich dort deutsch unterhalten.

In diesem Augenblick dachte Baumann daran, daß es ja gar keinen Meise mehr gab, da sein selbstangefertigter Paß im Zuge liegengeblieben war. Also konnte er sich nicht für einen aus dem Baltikum stammenden Beamten ausgeben, denn der dritte Paß lautete auf den Namen Nikolai Wassiljewitsch Petrow.

Es wurde immer kälter und dunkler. Die Finsternis schien aus dem Grau des Himmels auf die Erde herniederzuschleichen. Schwarz gähnten die breiten Schlittenspuren im Schnee. Die Bäume schienen spärlicher zu werden. Zwischen ihnen lag die graue Dämmerung des Abends. Baumann betrat eine Lichtung.

Endlos dehnte sich vor ihm das bläulich schimmernde Weiß der Schneefelder. Die ersten Sterne funkelten am Himmel. Der Weg teilte sich nach rechts und links. Am Waldrand liefen Fußstapfen und Schlittenspuren entlang. Baumann schlug ohne zu zögern den Weg nach links ein, denn er wollte sich so weit wie möglich von der Eisenbahnlinie nach Woronesch entfernen.

Plötzlich verspürte er Schmerzen im Kreuz und im Knöchel des linken Fußes. Das Auftreten fiel ihm schwer, und nachdem er zehn Schritte gegangen war, begann er zu hinken.

Also war der Sprung aus dem Zuge doch nicht so gut abgelaufen, wie es anfangs schien. Es ist meist so, daß man in der Erregung keinen Schmerz verspürt, herumläuft und hinterher feststellt, daß man einen Bruch, einen Riß oder eine Erschütterung davongetragen hat.

Wieviel Zeit mochte inzwischen vergangen sein? Seiner Uhr zufolge war er um 2.17 Uhr abgesprungen, und das mußte schon lange her sein, denn es war bereits dunkel. Wahrscheinlich hatte er die Verletzung nicht gespürt, weil sie nicht schwer gewesen war,

eine Schnenzzerrung vielleicht, die sich durch sein Marschtempo verschlimmert hatte. Wie ein Irrer war er gelaufen und hatte sich keine Ruhe gegönnt. Bestimmt waren es 20 oder 25 Kilometer.

Doch das allerdümmste war, daß er sich im Walde keinen Stock abgebrochen hatte, weil er erst auf freiem Felde zu hinken begann. Nun konnte er auf einem Bein durch den Schnee hüpfen! Aber das Sprichwort »Lieber hinken als ewig sitzen« fiel ihm ein, und er setzte seinen Weg fort, obwohl es ihm immer schwerer wurde.

Der Frost schien nachzulassen. Der Himmel bedeckte sich mit schwarzem Dunst, und ein schwacher Wind erhob sich. An den Backenknochen schmerzte die Gesichtshaut. Er hatte sie sich beim Grenzübertritt erfroren. Sollte er wieder so einen Schneesturm erleben?

Ein Zeitungsbericht fiel ihm ein: In dieser Gegend hatte ein besonders heftiger Schneesturm gewütet, und der Verkehr war tagelang lahmgelegt. Tausenden aus den Nachbardörfern herbeifohlenen Bauern gelang es nicht, den Eisenbahndamm freizuschaukeln. Wehte nun ein Schneesturm die Wege zu, so fand er sich wohl gar nicht mehr heraus, denn möglicherweise gab es im Umkreis von 30 Werst kein Haus und kein Dorf.

Der Wind wurde immer stärker. Schnee wirbelte in der nächtlichen Stille über den Schneewehen auf und glich weißen Gespenstern. Trotz der Schmerzen, die er empfand, beschleunigte Baumann seinen Schritt. In der Ferne blinkte ein Licht. Der Wind wehte den Geruch von Rauch herbei. Hundegebell ertönte . . ., sicherlich ein Dorf. Baumann spürte starke Müdigkeit und großen Hunger. Aber es war zu gefährlich, nachts hinkend und ohne Geld in Uniform in einem Dorf zu erscheinen. Die Bauern in einsamen Dörfern waren besonders mißtrauisch und vermuteten in jedem, der wie ein Herr angezogen war, einen Feind. Ihresgleichen würden sie aufnehmen, auch wenn es ein Vagabund wäre, aber keinen Herrn.

Nein, es wäre falsch, das Dorf aufzusuchen. Er mußte es umgehen, dann wieder auf den Weg gelangen und ihn bis zum

nächsten Morgen fortsetzen, dann würde sich schon etwas finden.

Er war jetzt zu müde, eine Erklärung auszudenken, wieso er hier gelandet sei, wenn man ihn ausfragte, und das würde zweifellos der Fall sein. Das Hundegebell wurde lauter, heller blinkten die Lichter. Es war Zeit, abzubiegen. Wieder ging es durch Schneewehen wie damals, als er über die Grenze kam. Nein, diesmal war es leichter; der Schnee war gefroren, und man brach nicht ein. Baumann ging und beobachtete die Lichter der Häuser, um nicht zu weit vom Dorf abzuirren. Plötzlich erblickte er in seiner Nähe einen dunklen, eigenartigen Hügel, der groß und geheimnisvoll emporragte. Baumann fuhr erschreckt zusammen. Doch beim näheren Hinsehen glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

Ein Heuschober!

Ein besseres Nachtquartier hätte er sich nicht wünschen können! Warm und ungefährlich! Wenn ihn nur keine Wache erwischte, falls es hier überhaupt eine gab.

Vorsichtig schritt Baumann auf den Heuschober zu und lauschte. Alles blieb still. Nichts ließ darauf schließen, daß sich hier ein Mensch befand! Das trockene Gras raschelte leise im Winde. Gratsch schob das Heu ein wenig auseinander und grub sich ein.

Welche Seligkeit! Einige Stunden konnte er sorglos daliegen, die müden Glieder ausstrecken und fest schlafen. Er durfte sogar schnarchen, wenn er wollte!

25

Ein französisches Sprichwort sagt: »Wer schläft, ißt«, das heißt, daß das Ausschlafen dasselbe bedeutet wie reichliches Essen. Ganz so war es jedoch nicht, denn Baumann war hungrig wie ein Wolf, als er erwachte. Er hatte das Empfinden, nicht imstande zu sein, seinen Weg fortzusetzen, wenn er nicht vorher aß.

Aber hier gab es nur Heu und in der Tasche einen abgerissenen Knopf. Im Geldbeutel hatte er allerdings noch 25 Kopeken und

134

könnte sich Brot in großen Mengen kaufen. Aber im Dorf, das er im rötlichen Licht der Morgendämmerung vor sich erblickte, gab es bestimmt keinen Laden, so winzig war es, nur zwei Dutzend strohgedeckte Hütten, deren Fenster gegen die Kälte auch mit Stroh verstopft waren und die arm und elend aussahen. In so einem Dorf gab es um diese Jahreszeit bestimmt kein Brot mehr, kein eigenes und um so weniger Geld, welches zu kaufen. Die Bauern ernährten sich jetzt von Kartoffelschalen, und es bedeutete nur eine Gefahr, sich da zu zeigen. Er ging weiter, verbarg sich hinter Hügeln und beilte sich, an dem Dorf vorbeizukommen, ehe das Leben erwachte und der eintönige Alltag des Winters in diesen Hütten begann. Als das Dorf nicht mehr zu sehen war, suchte er nach dem Weg und schritt rüstig weiter. Sein Fuß war ausgeruhrt, er spürte keine Schmerzen mehr. Der Weg führte an einem breiten Fluß über eine Brücke. Welcher Fluß mochte das sein? Die lateinischen Verben hatte er im Kopf, aber die Heimat kannte er nicht, dafür hatte sein Schulunterricht nicht gesorgt... Das Gouvernement Wjatka hatte er erst kennengelernt, als er dahin verschickt wurde, und nun irrte er wie ein Blinder durch das Gouvernement Woronesh. Nur den Kreis von Sadonsk kannte er aus dem Geplapper der Baronin.

Baumann war noch niemandem begegnet. Hinter der Brücke holte er einen alten Bettler ein. Sicherlich hatte auch er im Heuschober übernachtet, denn sein Rücken war mit Heu bedeckt.

»Wie weit geht die Reise, Großvater?»

Der Bettler wandte sich um und betrachtete Gratsch erstaunt. Wie kam der Herr bei Morgengrauen auf diesen einsamen Weg? Er lispelte: »Ich gehe nach Sadonsk.« Dann kaute er die trockene Brotrinde weiter, und der Speichel floß ihm aus dem zahnlosen Mund. Gratsch wurde es bei seinem Anblick übel. Hunger und Müdigkeit kehrten in verstärktem Maße zurück.

Sadonsk. Die Baronin, der Adelsmarschall. Eine Station Sadonsk gab es wohl nicht. Anscheinend lag dies Städtchen sehr einsam. Baumann fragte apathisch: »Wie weit ist es bis Sadonsk?»

Der Bettler betrachtete den Himmel, dann den Schnee und

135

wieder den Himmel, der sich ebenso grau wie am Vorabend, von Schneewolken verhüllt, eintönig über ihnen wölbte. »Mit Gottes Hilfe kann ich morgen abend in Sadonsk sein. Auf der Chaussee kommen wir jetzt an den Don, da ist der Weg gut und gleichmäßig.

An den Don? Mein Gott, wo war er? Übrigens stimmte das doch, Sadonsk mußte natürlich hinter dem Don liegen. »Und wo ist Jeletz, Großvater!«

Der Bettler wackelte erschrocken mit dem Kopf. »Jeletz? Was redest du da? Bis Jeletz ist es weit.« Er murmelte noch etwas und schüttelte den Sack auf dem Rücken, es raschelte und knisterte darin wie trockene Brotrinden. Diesen Bettlern, die mit trauriger Stimme unter den Fenstern baten: »Um Christi willen ein Stückchen Brod«, gab man doch meistens trockene Brotrinden.

Wieder stellte sich das Gefühl der Übelkeit ein, als würde der Magen umgestülpt. Verrückt! Er hatte doch nur vierundzwanzig Stunden nichts gegessen! Wahrscheinlich kam es von der Bewegung in frischer Luft. Ein Toter mußte da Appetit bekommen!

»Großvater, kannst du mir Brod für einen Fünfer verkaufen?«

»Brod?« – Der Bettler starrte Gratsch an, und plötzlich hob er den Stock, als wollte er sich verteidigen. »Bei allen Heiligen... fort mit dir, fort mit dir, böser Mann. Hast wohl jemand umgebracht? Gehe, sonst schreie ich um Hilfe! Da, siehst du, da sind Bauern im Felde... Sie werden mir zu Hilfe eilen...« Er sprang in die Schneewehe im Straßengraben und riß den Mund auf, um laut zu schreien. Mit zerzaustem Bart stand er da, die Augen starr vor Entsetzen.

Im Felde waren keine Bauern, der Alte hatte Gratsch einschüchtern wollen. Auf den weißen Schneewehen saßen nur schwarze Raben. Der mit zahlreichen Kerben bedeckte Birkenstock zitterte in den Händen des Greises. Baumann wäre es ein leichtes gewesen, ihn festzuhalten und sich genügend Brotrinden aus dem vollen Sack zu holen. Sadonsk ohne Nahrung zu erreichen war undenkbar.

»Stell dich nicht an, Alter«, sagte Baumann kaltblütig und holte fünf Kopeken aus der Tasche. »Ich bin kein Mörder, sondern Arzt und helfe den Menschen, statt sie umzubringen. Und wenn ich unterwegs plötzlich Lust verspüre, eine Brotrinde zu kauen, so ist das kein Grund, die ganze Umgebung mit deinem Gebrüll in Aufregung zu versetzen. Vielleicht erfülle ich ein Gelübde und suche eine Heiligenstätte auf. Mag sein, daß ich aus diesem Grunde fasten muß.«

Der Sack war schmutzig. Weiß Gott, wer die Rinden gegeben und wo sie vorher gelegen hatten. Aber Baumann kaute sie mit Gemuß. Er fühlte sich wie neugeboren, nachdem er die erste harte, nach Roggenbrod duftende Rinde gegessen hatte, und konnte wieder rüstig weiterschreiten.

Der Bettler hinkte hinter ihm her. Nach der ersten Wegbiegung entschwand er Baumanns Blicken. Gratsch ging absichtlich schnell, obwohl es ihm schwerfiel, weil der linke Fuß wieder zu schmerzen begann und auf steilen Abhängen und in Schneewehen einknickte. Aber der Alte war kein passender Tippelbruder. Baumann hoffte, daß er seine Spur verlieren würde.

Die Landstraße, von der der Bettler erzählt hatte, war nicht weit, erwies sich jedoch als ein zerfahrener Weg, und der kranke Fuß knickte noch öfter um als auf der weichen Schneedecke des Feldes.

Wie lange war er schon gegangen? Er wußte es nicht. Ein Feld nach dem anderen, ein Hügel nach dem anderen, und hin und wieder die bläulich schimmernde Eisschicht eines breiten Flusses, wahrscheinlich des Don. Über Baumann wölbte sich noch immer die unfreundliche, unendliche Weite des grauen Himmels. Baumanns Uhr ging nicht, und er zerbrach sich den Kopf darüber, wie spät es sein mochte.

Ofters fielen Baumann kleine, verschneite Wege auf, die nach rechts zu fernen Dörfern führten, über denen dünne Rauchwolken emporstiegen. Aber an der Chaussee lag kein Dorf, kein Haus, nicht einmal eine Hütte für Chausseearbeiter. Und außer dem Bettler hatte er noch niemand getroffen. Nur einmal erblickte er in der Ferne hinter dem Don ein Dutzend beladener

wieder den Himmel, der sich ebenso grau wie am Vorabend, von Schneewolken verhüllt, eintönig über ihnen wölbte. »Mit Gottes Hilfe kann ich morgen Abend in Sadonsk sein. Auf der Chaussee kommen wir jetzt an den Don, da ist der Weg gut und gleichmäßig.

An den Don? Mein Gott, wo war er? Übrigens stimmte das doch, Sadonsk mußte natürlich hinter dem Don liegen. »Und wo ist Jelez, Großvater?»

Der Bettler wackelte erschrocken mit dem Kopf. »Jelez? Was redest du da? Bis Jelez ist es weit.« Er murmelte noch etwas und schüttelte den Sack auf dem Rücken, es raschelte und knisterte darin wie trockene Brotrinden. Diesen Bettlern, die mit trauriger Stimme unter den Fenstern baten: »Um Christi willen ein Stückchen Brot«, gab man doch meistens trockene Brotrinden.

Wieder stellte sich das Gefühl der Übelkeit ein, als würde der Magen umgestülpt. Verrückt! Er hatte doch nur vierundzwanzig Stunden nichts gegessen! Wahrscheinlich kam es von der Bewegung in frischer Luft. Ein Toter mußte da Appetit bekommen!

»Großvater, kannst du mir Brot für einen Fünfer verkaufen?»

»Brot?« – Der Bettler starrte Gratsch an, und plötzlich hob er den Stock, als wollte er sich verteidigen. »Bei allen Heiligen... fort mit dir, fort mit dir, böser Mann. Hast wohl jemand umgebracht? Gehe, sonst schreie ich um Hilfe! Da, siehst du, da sind Bauern im Felde... Sie werden mir zu Hilfe eilen...« Er sprang in die Schneewehe im Straßengraben und riß den Mund auf, um laut zu schreien. Mit zerzaustem Bart stand er da, die Augen starr vor Entsetzen.

Im Felde waren keine Bauern, der Alte hatte Gratsch einschüchtern wollen. Auf den weißen Schneewehen saßen nur schwarze Raben. Der mit zahlreichen Kerben bedeckte Birkenstock zitterte in den Händen des Greises. Baumann wäre es ein leichtes gewesen, ihn festzuhalten und sich genügend Brotrinden aus dem vollen Sack zu holen. Sadonsk ohne Nahrung zu erreichen war undenkbar.

»Stell dich nicht an, Alter«, sagte Baumann kaltblütig und holte fünf Kopeken aus der Tasche. »Ich bin kein Mörder, sondern Arzt und helfe den Menschen, statt sie umzubringen. Und wenn ich unterwegs plötzlich Lust verspüre, eine Brotrinde zu kauen, so ist das kein Grund, die ganze Umgebung mit deinem Gebrüll in Aufregung zu versetzen. Vielleicht erfülle ich ein Gelübde und suche eine Heiligenstätte auf. Mag sein, daß ich aus diesem Grunde fasten muß.«

Der Sack war schmutzig. Weiß Gott, wer die Rinden gegeben und wo sie vorher gelegen hatten. Aber Baumann kaute sie mit Genuß. Er fühlte sich wie neugeboren, nachdem er die erste harte, nach Roggenbrot duftende Rinde gegessen hatte, und konnte wieder rüstig weiterschreiten.

Der Bettler hinkte hinter ihm her. Nach der ersten Wegbiegung entschwand er Baumanns Blicken. Gratsch ging absichtlich schnell, obwohl es ihm schwerfiel, weil der linke Fuß wieder zu schmerzen begann und auf steilen Abhängen und in Schneewehen einknickte. Aber der Alte war kein passender Tippelbruder. Baumann hoffte, daß er seine Spur verlieren würde.

Die Landstraße, von der der Bettler erzählt hatte, war nicht weit, erwies sich jedoch als ein zerfahrener Weg, und der kranke Fuß knickte noch öfter um als auf der weichen Schneedecke des Feldes.

Wie lange war er schon gegangen? Er wußte es nicht. Ein Feld nach dem anderen, ein Hügel nach dem anderen, und hin und wieder die bläulich schimmernde Eisschicht eines breiten Flusses, wahrscheinlich des Don. Über Baumann wölbte sich noch immer die unfreundliche, unendliche Weite des grauen Himmels. Baumanns Uhr ging nicht, und er zerbrach sich den Kopf darüber, wie spät es sein mochte.

Öfters fielen Baumann kleine, verschneite Wege auf, die nach rechts zu fernen Dörfern führten, über denen dünne Rauchwolken emporstiegen. Aber an der Chaussee lag kein Dorf, kein Haus, nicht einmal eine Hütte für Chausseearbeiter. Und außer dem Bettler hatte er noch niemand getroffen. Nur einmal erblickte er in der Ferne hinter dem Don ein Dutzend beladener

Schlitten, deren verschwommene Umrisse sich undeutlich vom Grau des Himmels abhoben.

Plötzlich vernahm er jedoch das Knirschen von Schlittenkufen und Pferdegetrappel. Er wandte sich um und erblickte einen breiten Schlitten mit ausgebogenen Seiten. Der Bauer, dessen Joppe ein breiter, roter Gürtel zierte, betrachtete ihn mißtrauisch und zog die dichten, mit Rauhreif bedeckten Augenbrauen zusammen. Ehe Baumann ihn zu grüßen vermochte, hieb er mit wildem Schreien auf das kräftige, zottige kleine Pferdchen ein und jagte an Baumann vorbei.

Nachdem er etwa fünfzig Meter gefahren war, hielt er und wartete auf den Fremden, der absichtlich langsam und sorglos dem Schlitten folgte.

«Willst du nach Chlebnoe, Herr?» fragte er mit tiefer, heiserer Stimme.

«Ja», erwiderte Gratsch ohne zu zögern.

«Zum Arzt, Dr. Pjotr Andrejewitsch Weleschow? . . . Setz dich, ich bring' dich hin.»

Baumann stieg in den Schlitten und schob einen großen Sack beiseite, der im Heu lag. Der Sack erbebte, und ein fürchterliches Quietschen verriet den dritten Insassen des Schlittens. Baumann prallte unwillkürlich zurück.

«Laß das Schwein in Ruhe», sagte der Bauer und schielte unzufrieden zum Fremden. «Ein Wolf hört so ein Schwein im Umkreis von zehn Werst.»

«Gibt es hier Wölfe?»

Der Bauer ließ seinen Blick über die Hügel und die auf der linken Seite schimmernde Eisfläche des Dons schweifen, hinter der dunkle Wälder auf schneebedeckten Hügeln emporragten. «Wie soll es denn anders sein? Kein Haus, kein Dorf, nur Wälder und Schluchten. Bald bricht auch die Dunkelheit herein.»

Er schlug auf das Pferd ein. Das Schwein grunzte zufrieden und verstummte. Anscheinend behagte ihm die Schlittenfahrt. Baumann setzte sich bequemer hin und fragte: «Woher weißt du, daß ich zum Arzt gehen will?»

Der Bauer grinste. «Zu wem denn sonst? Im Umkreis von vierzig Werst gibt es nur Bauern.»

Er schwieg, spuckte aus und fuhr fort:

«Ein guter Mann. Sorgt für die armen Bauern.»

Baumann spitzte die Ohren.

«Inwiefern sorgt er für sie?»

Der Bauer wandte sich um und zwinkerte vielsagend mit einem schlaun, bösen Lächeln.

«Sie verstehen schon.»

Und seine Peitsche pliff so um die Ohren des Pferdchens, daß es im Galopp davonjagte.

Der Bauer setzte Baumann am Eingang des Dorfes ab und sagte, daß sich das Haus des Arztes am Abhang, etwas seitwärts vom Dorf befände.

Es war ein Holzhaus mit einem steilen Dach. Der Schnee reichte bis zu den Fenstern. Auch die offene, mit dünnen geschnitzten Säulen verzierte Terrasse war voll Schnee, der am Zaun sogar bis zu den Spitzen der Pfähle reichte. Weder ein schneefreier Weg noch Spuren, noch ein lustiger Schneemann mit dicker Nase und einem Besen im Arm! Baumann rümpfte die Nase. Ein Haus ohne Kinder war kein gutes Haus.

Er ging durch den Hof. Ein Hund steckte träge seinen Kopf aus der Hütte, öffnete das Maul, um zu bellen, verzichtete jedoch darauf und zog sich wieder zurück.

Baumann stieg die Treppe empor und schlug mit dem eisernen Klopfer an die mit Filz beschlagene Tür. Nein, es war kaum zu hören. Er schlug laut und fest mit der Faust. Sofort ertönte eine mürrische Frauenstimme: «Wer ist da? Was machst du für einen Spektakel?»

«Ich will Pjotr Andrejewitsch sprechen», erwiderte Baumann. Aber die Tür blieb verschlossen. «Wer bist du denn?»

«Ich komme von auswärts. Ein Kamerad von Pjotr Andrejewitsch!» Und da sich die Tür immer noch nicht öffnete, fügte er drohend hinzu: «Ich komme aus St. Petersburg, direkt aus der Hauptstadt.»

Das Schloß knarrte. Baumann riß mit der blangefrorenen Hand die Tür auf, und ein heißer Küchendunst wehte ihm entgegen. Ein dickes, dummes Weibergesicht, fett und rund wie ein Pfannkuchen, starrte ihn an. «Weshalb laßt ihr die Leute erfrieren? Man muß ja stundenlang klopfen, bis hier einer aufmacht.»

Er trat über die Schwelle, bestrebt, so schnell wie möglich in die Wärme, an den Herd zu gelangen, den er durch die offene Tür des Hausflurs erblickte und auf dem eine Reihe blankgeputzter Kochtöpfe eng nebeneinander standen. Es duftete verlockend und appetitlich.

Die Frau schwankte in ihrer fetten Fülle vor ihm her, öffnete eine Tür auf der linken Küchenseite und steckte ihren Kopf mit dem bunten Tuch durch den Türspalt. «Einer, der Sie sprechen will.»

Sie flüsterte, als könnte Baumann sie so nicht hören.

Ein leises, böses Lispeln, das Baumann jedoch genau verstehen konnte, erwiderte: «Ich habe doch befohlen, niemand hereinzulassen.»

Die Frau wandte sich um und kratzte sich den Kopf. «Er sagt, er sei ein Kamerad von Ihnen.»

«Ein Kamerad?» Die Stimme klang überrascht.

Baumann schob die Frau beiseite und schritt über die Türschwelle. Er befand sich in einem großen, mit zahlreichen Möbelstücken angefüllten Zimmer. Runde, verschnörkelte, dickbäuchige Kommoden und Schränke, breite Sessel, Sofas mit hohen Lehnen und ein Riesebett, das bestimmt eine Familie aufnehmen konnte, schienen drohend auf ihn einzudringen. Vor einem Tisch mit schmutzigem Geschirr, Karaffen, Flaschen, Einmachgläsern und einem Vogelkäfig stand ein dicker Mann mit einer Glatze und einem angenehmen, aber aufgedunsenen Ge-

sicht, so wie es Nierenkranke haben. Er war unrasiert, in Nachthemd und Hose, und griff im Augenblick, als Baumann eintrat, mit mürrischem Gesicht nach seinen bunten Hosenträgern, die sich grell vom weißen Hemd abhoben.

«Entschuldigen Sie . . . ich bin nicht angezogen.»

Baumann lächelte, so freundlich er konnte. «Unter Kollegen...»

Und als er den erstaunten Blick des Arztes bemerkte, fügte er hinzu: «Auch ich bin Arzt. Mein Name ist Petrow, Nikolai Wassiljewitsch Petrow. Ich komme aus folgendem Anlaß zu Ihnen.»

Weleshow warf einen besorgten Blick auf die Tür, die offen geblieben war.

Baumann lachte sorglos. «Ein im Grunde genommen komischer Anlaß, wie Sie gleich sehen werden. Ich habe mit einem Kameraden gewettet und gehe eben zu Fuß von Woronesh nach Rostow. Irgendwelche Vagabunden haben mich heute früh auf der Chaussee ausgeplündert und mir alles, meine Lebensmittel und mein Geld, abgenommen . . . Ein Glück, daß sie mir noch meinen Mantel und die Mütze gelassen haben. Und bei dieser Gelegenheit habe ich mir meinen Fuß verstaucht. Glücklicherweise hat mich ein Bäuerlein, das ich unterwegs traf, mitgenommen. Er riet mir, mich an Sie als einen besonders hilfsbereiten Mann zu wenden. Und da wir nun beide Mediziner sind . . . Es ist klar, daß es keinen Zweck hat, weiterzugehen, außerdem bin ich gar nicht imstande dazu, solange mein Fuß so schmerzt. Ich wollte Sie bitten, mir zehn Rubel zu leihen, damit ich nach Woronesh zurückkehren kann. Selbstverständlich übersende ich Ihnen das Geld sofort von dort.»

Weleshow beobachtete Baumann aufmerksam, während er sprach, und als er nun schwieg, rief er übertrieben laut und begeistert: «Das ist aber ein Zwischenfall! Diese Schurken!»

Er schritt zur Tür, schloß sie und wandte sich Baumann zu. «Ich könnte gekränkt sein», sagte er langsam und herzlich. «Wozu diese Komödie? Das mit der Wette und den Vagabunden haben Sie ja ausgedacht. Ich sehe es Ihnen doch an, wer Sie sind.»

Er hob mit einer bescheidenen und warnenden Geste beide Hände. »Ich bin natürlich kein Revolutionär und eigne mich nicht zum Helden. Ich bin nur ein bescheidener Arbeiter auf den Erntefeldern meiner großen Heimat, ein kleiner Provinzler. Aber ich kenne meine Pflicht dem armen Bruder gegenüber. Ich weiß, was wir, die Intelligenz, dem Werktätigen schuldig sind, und ich tue, was ich kann. Es hat keinen Zweck, mir etwas vorzumachen. Seien Sie überzeugt, daß Sie mir vertrauen dürfen. Sie können mir furchtlos alles anvertrauen, weshalb Sie hergekommen sind und wer Sie sind. Übrigens brauche ich nicht zu fragen, ich weiß es ja. Sie sind ein sozialistischer Revolutionär und wollen agitieren.«

Er streckte ihm beide Hände mit so offener und herzlicher Geste entgegen, daß Baumann gern einschlug.

»In einer Beziehung haben Sie sich geirrt, sagte er und erwiderte den herzlichen Händedruck. »Ich bin nicht hier, um unter Ihren Bauern zu agitieren. Ich bin kein Volkstümmler. Aber das Wesentliche haben Sie erraten. Ich bin wirklich Revolutionär, kein Sozial-Revolutionär, sondern Sozialdemokrat. Es ist mir gelungen, einer Verhaftung zu entgehen, und ich bin auf dem Wege nach Rostow.«

Weleshow drückte noch einmal Baumanns Hand.

»So ist es richtig, das ist Kameradschaft! Wenigstens ein offenes Wort . . . Nehmen Sie 10, 20, 40 Rubel, soviel Sie wollen, ich werde Ihnen bis zu meinem Tode dankbar sein, daß ich Ihnen helfen durfte. Ich empfinde es als eine Ehre, eine Kleinigkeit zum großen Werk der Volksbefreiung beizutragen . . . Matrjona!«

Die Tür öffnete sich sofort. Durch den Spalt lugte ein neugieriges Gesicht. Die Frau hatte anscheinend gelauscht. Weleshow ließ Baumanns Hand los und sagte mit großer Geste: »Alles, was du hast, kommt auf den Tisch. Blamier dich nicht mit deinem Mittagessen. Der teure Gast muß gut bewirtet werden.«

Die Frau antwortete nicht, schloß die Tür, und Weleshow führte Baumann zum Sessel. »Nehmen Sie Platz, machen Sie es sich bequem.« Er warf einen Blick zur Tür und flüsterte wie ein

Verschwörer: »Bleiben Sie auch weiter aufrichtig. Verfolgt man Sie? Hat man gesehen, daß Sie dieses Haus betreten haben?«

Baumann lachte und schüttelte den Kopf. »Sie können ganz ruhig sein. Ich bin gesucht worden, aber sie haben meine Spur verloren, verfolgen mich in anderer Richtung, und der Bauer, der mich hierherbrachte, ist aus einem anderen Dorf. Er bog vor Chlebnoe ab; niemand hat mich gesehen, und keiner weiß, daß ich hier bin.«

Der Arzt nickte erleichtert und erfreut. »Sind Sie sehr müde? Wollen Sie sich vielleicht hinlegen?«

Baumann warf einen Blick auf das ungemachte Bett. Die dicke Steppdecke war auf den Boden geglitten, und auf dem Kissenbezug sah man Spuren des fettigen, schmutzigen Haars. Er beeilte sich, abzulehnen.

»Dann nehmen Sie hier Platz. Ich muß auf einen Augenblick fort, einen Verband in der Ambulanz anlegen. Es ist eilig. Ich wollte schon gehen, als Sie kamen, und hatte deshalb mit meiner Toilette begonnen.« Er schnappte mit den Hosenträgern auf der fetten Brust und zog den Rock an.

»Entschuldigen Sie bitte. Das Krankenhaus ist nebenan. Ich bin sofort wieder da. Und Sie ruhen sich inzwischen aus oder necken den Star. Ein amüsanter Vogel. Der ist furchtbar komisch, wenn man ihn reizt.«

Er stieß mit dem Finger in den Käfig, und der Vogel öffnete den Schnabel, um sich zu verteidigen. Weleshow kicherte. »Haben Sie gesehen? Wie Georg, der Drachentöter. Also bis nachher.«

Die Tür fiel zu. Weleshow hatte im Gehen den Mantel angezogen und das Zimmer verlassen. Baumann räkelte sich mit Genuß im weichen, alten Sessel, der noch aus Zeiten Alexanders I. zu stammen schien. Diese Großvatermöbel hatten etwas Einladendes. Ließ man sich in ihnen nieder, so übermannte einen schon der Schlaf.

Aber der Hunger war noch mächtiger. Der Doktor hatte ein Mittagessen versprochen. Wie herrlich, sich wieder sattzuessen!

Wie lange hatte er nicht mehr richtig gegessen, nur gerade das, was zur Hand war.

Die Frau trat ein und räumte das schmutzige Geschirr vom Tisch ab. Ihre Miene verriet so viel Wohlwollen, daß Baumann der Versuchung nachgab und fragte: «Ist das Mittagessen bald fertig?»

«Aber nein», erwiderte die Frau gedehnt. «Wir haben ja erst eben gefrühstückt . . . In drei Stunden ist das Mittagessen fertig, nicht früher.» Als sie den hungrigen Blick des Gastes bemerkte, fragte sie freundlich: «Soll ich Ihnen einen kleinen Imbiß bereiten? Das geht ganz schnell.»

«Da sage ich nicht nein.»

Einige Minuten später standen schon eingemachte Pilze, marinierte Heringe, eine Karaffe Schnaps, gefüllte Paprikaschoten, ein kalter Entenflügel, Schinken und Sülze auf dem Tisch, und auf der Pfanne brodelten fünf Setzeier. Gratsch wurde es schwindlig beim Anblick dieser Köstlichkeiten. Er merkte erst jetzt, wie ausgehungert er war.

Er aß zuerst die Eier, trank dann Schnaps, probierte die Pilze, trank noch ein Gläschen . . . der Appetit wurde immer größer. Auch die Sülze und der Schinken sättigten ihn nicht, obwohl er alles afaß, was auf dem Teller war. Die Frau hatte sich entfernt, und niemand störte ihn.

Als Weleshow zurückkehrte, verschwand gerade der Rest des Entenflügels in Baumanns Mund.

«Ein Imbiß? Das war vernünftig von Matrjona!» rief der Arzt entzückt aus. «Sie hat das Richtige getroffen. In der Eile habe ich gar nicht überlegt, daß es für Sie zu lange dauern wird, bis zum Mittagessen zu warten.»

«Ich glaube, ich kann gar nicht mehr Mittag essen», erwiderte Baumann lachend. «Ich habe genug für eine Woche.»

Der Arzt hob die volle Hand. «Um Gottes willen! Bis zum Mittagessen sind Sie schon längst wieder hungrig. Die Matrjona kocht gut, nicht wahr? Eine einfache Frau, aber im Kochen ist sie Meisterin.»

«Sie kocht fabelhaft», stimmte Baumann zu. «Aber Mittag essen kann ich trotzdem nicht mehr.»

Weleshow räusperte sich und blickte zur Seite. «Wollen Sie schon gehen?» fragte er und fuhr eilig flüsternd fort: «Wenn Sie wollen . . . ich hätte gern noch eine Nacht hindurch mit Ihnen geplaudert und mich der schönen Studentenzeit erinnert . . . Eine herrliche Zeit war das! Gaudemus igitur! Aber ich habe Verständnis für Ihre Lage und wage nicht, Sie zurückzuhalten.»

Baumann dachte in diesem Augenblick gar nicht daran, seine Wanderung fortzusetzen. Er fühlte sich im warmen Zimmer schläfrig. Die überanstrengten Füße schmerzten, und der verstauchte Knöchel ebenfalls. Weshalb sollte er die Nacht nicht hier verbringen? Es war doch keine Gefahr vorhanden.

Aber Weleshows Stimme fuhr dumpf und eilig fort: «Wenn Sie jetzt zur Poststation gehen, sind Sie schon nachts an der Eisenbahn. Jetzt wäre die beste Zeit. Die Bauern sind zu Hause, niemand wird Sie sehen.»

Dieser sympathische Mann fürchtet sich, dachte Baumann verärgert. So ein feiger Spießer. Schön, ich gehe! Zum Teufel mit ihm! Unwillig stand er auf und unterstrich seinen Unwillen durch seine Miene und seine Haltung. Aber Weleshow schien es nicht zu bemerken. Eilig holte er Baumanns Pelz, der am Ofen trocknete. Der Star öffnete wieder den Schnabel, denn der Doktor stand nun ganz nah am Käfig, um Baumann in den Mantel zu helfen.

«Bitte schön. – Bis zur Poststation müssen Sie über die Chaussee gehen und dann am Zaun nach rechts abbiegen, da finden Sie einen Pfad, den Sie nicht verfehlen können. Wenn Sie am Zaun vorbei sind, kommen Sie an einen Pferdestall, ein Haus mit einem Aushängeschild. Sehr, sehr schade ist es immerhin, daß die Umstände Sie so zur Eile treiben . . . Also alles Gute!»

Und wieder drückte er mit beiden Händen Baumanns Hand herzlich und fest und flüsterte: «Haben Sie übrigens nicht etwas illegale Literatur mit? Wir verkommen hier in der Einöde ohne fortschrittliche Lektüre.»

Baumann fiel die Zeitung des Abgeordneten »Die Befreiung« ein. Die war hier am Platze. Unwillkürlich mußte er lächeln. »Zufällig habe ich etwas da.« Er holte die Zeitung heraus. »Leider aber nur in diesem Zustand.«

»Das bügeln wir auf. Matrjona kann nicht lesen; da ist es nicht gefährlich.« Welshow strich liebevoll über die zerknitterten Seiten. »Vielen herzlichen Dank! Also nochmals alles Gute. Oder sagen wir lieber zünftig: Hals- und Beinbruch.« Er faßte Baumann unter den Arm und führte ihn hinaus. Und erst an der Türschwelle, als er Baumanns überraschten und düsteren Ausdruck wahrte, schlug er sich gegen die Stirn.

»Ich bin gut! . . . Das Geld habe ich vollkommen vergessen. Sie haben mich doch um zehn Rubel gebeten.« Er leckte die für einen Arzt sehr unbekloffenen Finger und zählte zehn Scheine, die er Baumann reichte. »Bitte schön. Und vergessen Sie, daß Sie sie erhalten haben. Keine Rückgabe, keine Postanweisung. Das soll sozusagen eine bescheidene Unterstützung der Revolution sein.«

Er ängstigt sich offensichtlich, dachte Baumann. Hat mir zu essen gegeben und mir zehn Rubel in die Hand gedrückt, und nun soll ich spurlos verschwinden. Auch dafür danke ich. Von so einem Menschen kann man nicht mehr verlangen.

In der Küche verhielt der herrliche Duft ein ausgezeichnetes Mittagessen. Dampf stieg aus den Kochtöpfen auf, und in den Pfannen brodelte Butter. Matrjona schlug eilig und irgendwie erfreut die Küchentür hinter Baumann zu. Er stieg die vereiste Treppe in den Hof hinunter. Diesmal knurrte der Hund und bellte einmal kurz und zornig. Baumann bog um das Haus. Welshow stand am Fenster, wieder ohne Rock, im Hemd, von dem sich die Hosenträger bunt ab'oben. Er lächelte und winkte Baumann zu.

Gratsch ging den Hügel hinunter, auf dem sich das Krankenhaus befand. Er beabsichtigte nicht, die Poststation aufzusuchen, denn die Gendarmerie benachrichtigte nicht nur Bahn-, sondern auch Poststationen durch Telegramme, in denen die gesuchte

Person ausführlich beschrieben wurde. Er mußte vorsichtig weitergehen, möglichst unauffällig Sadonsk erreichen, denn von dort aus war es nicht mehr weit nach Jelez. Da konnte er die Eisenbahn benutzen.

Baumann ging zwischen den am Rande des Dorfes liegenden Häusern hindurch, ließ den Zaun seitlich liegen und erreichte die Straße. Sie schien leer zu sein. Nur am anderen Ende schleppte eine Frau Eimer vom Brunnen. Es war nicht angebracht, sich zu beeilen, jemand konnte ihn beobachten. Er schritt daher behäbig, aber immerhin mit großen Schritten, weiter. Er war jedoch kaum 30 bis 40 Schritte gegangen, als ein durchdringender Pfiff die Luft durchschnitt. Eine schwere Faust schlug ihm in den Nacken und warf seine Mütze auf den Erdboden. Baumann schwankte und wäre beinahe nach vorne gestürzt. Er zog die Hände aus den Taschen, um sich zu verteidigen. Aber ehe es ihm gelang, sich umzudrehen, fiel irgendein schwerer Körper von hinten über ihn her, klammerte sich an seinen Rücken, und er spürte heißen Atem in seinem Nacken. Mit hartem Griff umfaßten ihn Hände, die aus Eisen zu sein schienen, und hielten ihn fest. Ein kleiner Mann mit dunkelblondem, von der Sonne ausgebleichnem Bart, an dessen geflickter Joppe ein rundes Blechschild hing, tauchte plötzlich, Baumann eilig überholend, vor ihm auf, während der eiserne Griff ihn noch immer festhielt.

In den in der Nähe liegenden Häusern wurden die Türen aufgerissen. Ein Junge fiel kopfüber von einer Treppe.

»Minjka«, brüllte der Mann mit dem Blechschild sieghaft und triumphierend. »Hole den Polizisten . . . Sage ihm, der Polizeikommissar hätte dich geschickt. Wir haben einen Studenten, einen Politischen, gefangengenommen . . . Er wollte hier Feuer anlegen . . . Sage ihm, der Polizeikommissar und der Dorfschulzengenhilfe hielten ihn fest.«

»Ihr seid wohl wahnsinnig geworden?« sagte Baumann so ruhig wie möglich. »Laßt mich los, ich bin Arzt.«

Die Männer wieherten vor Lachen. Der Polizeikommissar schlug Baumann mit der Faust unters Kinn und sagte: »Bei mir

kannst du reden. Schleppt ihn in den dunklen Keller.« Die Dorfleute liefen schon zusammen. Die alten Frauen hinkten eilig herbei, düster blickten die Augen der Männer. Etwas Unverständliches war in ihrem Gebaren. Die Frauen murmelten etwas vom Antichrist und der heiligen Jungfrau.

Zwei Männer hielten Baumann fest, der dritte durchsuchte seine Taschen. Sie trugen alle Blechschilder auf der Brust, obwohl diese verschiedene Dienstgrade anzeigten. Der Polizist eilte, den Mantel unterwegs zuknöpfend, herbei. Minjka sprang in ausgelassener Freude vor ihm her. Der Polizist ging rasch, und der Degen schlug gegen seine Beine. Er betrachtete Baumann mit dem Blick eines Sachverständigen in studentischen und politischen Angelegenheiten und nickte zustimmend.

Der Polizeikommissar durchsuchte Baumanns Taschen. Er holte alles, bis zum abgerissenen Knopf heraus und übergab es dem Polizisten; Weleschows Geld zählte er sorgfältig und steckte es in die eigene Tasche.

«Her damit», sagte der Polizist drohend und streckte die Hand aus. Aber der Polizeikommissar schüttelte den Kopf. «Pjotr Andrejewitsch hat mir befohlen, ihm das Geld sofort abzunehmen, sobald wir ihn verhaften.»

Pjotr Andrejewitsch, der Arzt! Wutentbrannt stürzte Baumann nach vorne, aber die Männer hielten ihn fest.

Vor dem Tor des schmutzigen, seit langem nicht mehr instand gesetzten Gebäudes mit der stark beschädigten Aufschrift: «Kiewer Gouvernementsverwaltung der Gendarmerie» fuhrten, auf schwachen Federn hin und her schwankend, zwei fest verschlossene Gefängniswagen vor. Sie stießen beinahe zusammen. Die Kutscher schlugen wild auf die elenden Gäule ein, bestrebt, jeder als erster vorzufahren. Die Türen der beiden Wagen öffneten sich gleichzeitig, die ausgebleichen blauen Vorhänge vor den Scheiben flatterten empor. Klirrend traten die Sporenstiefel

der Gendarmen auf das Pflaster. Ein junges Mädchen blieb stehen und schaute zu, obwohl die Wache vor dem Tor sie drohend anrief. Aus dem ersten Wagen sprang Baumann. Er stieg die Treppe empor, zwei Gendarmen an der Seite und einer hinter ihm. Aus dem zweiten Wagen führte man einen Arbeiter mit unbedecktem Kopf und zerrissenem Hemdkragen.

Sie stiegen die Treppe hinauf und trafen oben einen Offizier mit einer Aktenmappe unter dem Arm, der sie schnarrend fragte: «Zum Verhör zu General Nowitzki?»

Er nickte und entfernte sich. Baumann wurde in einen Gang mit einem weiß-rot umrandeten Leinenläufer geführt und mußte vor einer Tür warten, vor der ein Gendarm mit gezogenem Degen lasch und träge Wache hielt. Der Arbeiter traf beinahe gleichzeitig mit Baumann, ebenfalls in Begleitung von Gendarmen, vor der Tür ein. Er lächelte, als er Baumann erblickte, und reichte ihm die Hand. Auch Baumann erwiderte lächelnd den Händedruck. Sofort tauchte neben ihnen ein spitzes, schlaues Fuchsgesicht auf, und der hagere, behende Mann fragte:

«Sie kennen sich?»

Der Arbeiter entblößte grinsend eine Reihe kräftiger, weißer Zähne. «Idiot! Wenn wir uns kennen würden, hätten wir uns nicht begrüßt. Was lernt ihr denn im Geheimdienst?»

Die Wache vor der Tür nahm stramme Haltung an. Die Tür öffnete sich, auf der Schwelle erschien ein eleganter Offizier mit schlanker Taille, den Rock nach dem letzten Modeschrei zugeschnitten. Es war derselbe Offizier, den sie eben erst getroffen hatten. Wie war er vor ihnen in das Zimmer gelangt? Gab es im unteren Stockwerk einen zweiten Gang, der dahin führte?

Eine Folterkammer? Die Fratze des Offiziers glich der eines Henkers. Baumann hatte schon früher gehört, daß die Geheimpolizei in einigen Städten Foltern anwandte. Die illegale Literatur hatte dokumentarisch bewiesene Enthüllungen darüber veröffentlicht und Folterkammern in Riga und in Kiew erwähnt. Bis jetzt hatte er gar nicht über so etwas nachgedacht, aber nun fiel es ihm plötzlich ein.

Der Offizier strich sich mit dem spitzen, gepflegten Nagel des kleinen Fingers den aufgezwickelten Schnurrbart in die Höhe und sagte schnarrend: »Kirill Wagranksin.«

Der Arbeiter zwinkerte Baumann zu. »Werde ich wohl sein.«

Der Offizier öffnete die Tür und ließ Kirill Wagranksin vorgehen. Die Gendarmen folgten ihm. Dann wandte er sich Baumann mit spöttischem Lächeln zu und sagte: »Und Sie, mein Herr, werden noch ein wenig stehenbleiben und warten müssen. Der General wollte Ihnen eine Gefälligkeit erweisen und den Arbeiter als ersten empfangen, da Sie ja die Ansicht vertreten, daß die Arbeiterklasse an erster Stelle stehen müsse.«

Er lachte laut und betrat das Zimmer, die Tür fest hinter sich schließend. Baumanns Begleitmannschaft kicherte. Die Wache vor der Tür ließ den Degen sinken, als ob noch eine Ewigkeit vergehen würde, bis die Tür sich öffnen und er, wie es sich für eine Wache vor dem Zimmer des Chefs der Geheimpolizei geziemte, wieder strammstehen mußte.

Das Zimmer des Chefs der Geheimpolizei lag auf der Sonnen-
seite. Die heißen Sonnenstrahlen drangen durch die herunter-
gelassenen strohgelben Jalousien und warfen helle Streifen auf
den Teppich, den großen geschnitzten Schreibtisch aus Nuß-
baum und auf die silbernen, großen Achselstücke General No-
witzkis, der sich mit einer Zigarre im Munde bequem in seinem
Sessel zurücklehnte. Hinter ihm hing ein Bild des Zaren und
rechts, ein wenig höher, ein Heiligenbild: St. Georg auf dem
weißen Roß, den zu seinen Füßen sich windenden Drachen mit
einem Speer tödend.

»Wagranksin, Kirill, Glaser aus der Grötter-Fabrik.«

Der Arbeiter sah sich um, trat von einem Fuß auf den anderen
und erwiderte besonders ehrerbietig: »Zu Befehl, Exzellenz.«

Der General klopfte mit dem Finger auf einen blauen Akten-

deckel, der vor ihm lag. »Du wirst beschuldigt, den Polizeivor-
steher, der während der Maidemonstration seiner Dienstpflicht
nachging, mit dem Stock geschlagen zu haben.«

Wagranksin nickte erfreut. »Zu Befehl, es war genau so: Der
Polizeivorsteher ging seiner Dienstpflicht mit dem Stock nach.«

Die Wachmannschaft grinste verstohlen.

»Spiel dich nicht als Narr auf«, rief der General wütend.
»Nicht er hat mit dem Stock geschlagen, sondern du.«

»Ich?«

Wagranksins Gesicht verzog sich zu einem breiten, gutmütigen
Grinsen. Er rollte den zerrissenen Ärmel zurück und ließ die
kräftigen Riesenmuskeln spielen.

Der General lehnte sich zurück. Die Wachmannschaft griff
unruhig nach den Degen.

Der Arbeiter richtete sich strammer auf. »Ich bin während
der Gefängnishaft schwächer und schlapper geworden. Aber bis
dahin... Erwischte ich einen am Kopf, so blieb nur ein nasser
Fleck übrig. Und das mit den Händen, nicht mit dem Stock.«

»Hm... ja.«

Der General warf dem schlanken Offizier, der vor seinem
Schreibtisch stand, einen Blick zu, den dieser erwiderte. No-
witzki schüttelte den Kopf und sagte langsam und gedehnt:
»Ja-a-a-a... anscheinend bist du wirklich...«

»Sehen Sie«, unterbrach ihn der Arbeiter. »Und Sie behalten
einen unnütz im Gefängnis.«

»Na, na«, sagte der General und runzelte die Stirn. »Brauchst
mir keine Vorträge zu halten. Nichts geschieht bei uns unnütz!
Hast du nicht an der Demonstration teilgenommen? Weshalb?«

Der Arbeiter schwieg. Dies ermunterte den General offen-
sichtlich, und er fuhr lebhafter fort: »Weshalb, frage ich dich?
Läßt dich mit Ausländern und anderem Pack ein. Sie hetzen
dich auf, und du mußt dann sitzen. Du bist doch ein Russe,
Brüderchen, nicht wahr?«

Der Glaser zog die Augenbrauen zusammen. »Ein Russe?
Und?«

Der General wandte sich um und wies mit dem Finger auf St. Georg. »Dieses ist ein Bild des russischen Reiches. Der Sieger auf dem Roß, und unter ihm das besiegte Ungeheuer, vom Maler als Drache dargestellt, wissenschaftlich Hydra benannt. Und nun frage ich dich: Wo ist dein Platz als russischer Arbeiter?»

Wagrankin erwiderte ohne zu zögern. »Auf dem Roß. Das ist klar.«

»Siehst du! ... Und du willst unbedingt unters Roß zum Drachen.«

Der Arbeiter schüttelte den Kopf und lächelte verschmitzt. »Nein ... Bekanntlich ist der Kapitalismus der Drache, Herr General. Und ich als Proletarier ...«

Das Lächeln verschwand vom Gesicht des Generals. Seine Hand halte sich zur Faust, die Oberlippe glitt nach oben und entblößte lange Vorderzähne. »Dieses Liedchen singst du ... Als Proletarier auf hohem Roß ... Das gibt es nicht, Brüderchen ... Vorher geht die Welt unter, ehe das geschieht.«

»Und wenn auch eine Welt untergehen sollte«, erwiderte der Glaser.

»Eine Welt soll untergehen!« brüllte der General heiser. »Ich lasse dich in Fesseln legen.«

Der Arbeiter ließ die Muskeln spielen und schwieg. »Es gibt kein Gesetz, das Sie dazu ermächtigt.«

»Gesetz!« brüllte der General. Er erhob sich und schlug sich auf die Brust. »Hier ist das Gesetz.«

Der Offizier, der regungslos am Schreibtisch gestanden hatte, gab den Gendarmen einen Wink, und der direkt hinter Wagrankin Stehende warf ihm mit einer geschickten Bewegung Handfesseln über. Der automatische Verschuß klappte zu, ehe der Arbeiter sich wehren konnte. Nun ergriffen die Gendarmen ihn furchtlos an Hals und Schultern.

Der Offizier rückte näher an den Glaser heran, kniff die Augen zu und ballte die Faust. Nowitzki hielt ihn mit einer Handbewegung zurück. »Lassen Sie ihn, Wassili Leontjewitsch, Sie beschmutzen nur den Teppich. Seinem Schicksal ertgeht er doch

nicht.« Er gab den Gendarmen einen Wink. »Schleppt ihn ins Geheimzimmer ... Wassili Leontjewitsch wird sich dort mit ihm aussprechen.«

Im Hintergrund des Zimmers öffnete sich eine kleine, beinahe unsichtbare Tür. Wagrankin wurde hinter einem Gendarmen hindurchgeschoben. Ihm folgten die übrige Begleitmannschaft und der Offizier.

Nowitzki zündete aufatmend die erloschene Zigarre wieder an.

»Pack, und hat doch Haltung wie ein Graf. Wo kommen diese Leute nur her! Es wird immer schlimmer: Wir müssen sie loswerden.«

Er stieß gereizt auf einen Haufen Papiere, der auf dem Tisch lag und nun, in alle Richtungen flatternd, auf den Boden glitt. Seine Exzellenz machte seinem Ärger in kurzen und gemeinen Ausdrücken Luft und klingelte. Ein Unteroffizier der Gendarmerie trat ein.

»Hebe die Papiere auf. Und dann hole mir diesen Mann aus Woronesh.«

Nach der monatelangen Einzelhaft in einer Dunkelkammer, nach dem eintönigen Einerlei der finsternen Gefängniszelle, in der Tag und Nacht einander glichen, nach dem festverschlossenen Wagen mit heruntergelassenen Vorhängen blendete das helle Sonnenlicht im Zimmer des Generals Nowitzki. Baumann schloß die Augen. Das gefiel dem durch die Unterredung mit Wagrankin erregten General und stellte sein seelisches Gleichgewicht wieder her, denn nichts war ihm so verhaßt, wie selbstbewußtes Auftreten der Verhafteten. Übrigens war ihm das bevorstehende Verhör auch aus anderen Gründen angenehm.

Die Begleitmannschaft führte Baumann vor den Tisch des Generals und entfernte sich auf einen Wink des hohen Chefs, die Tür leise hinter sich schließend. Baumanns Blick glitt rasch über den Tisch. Eine geöffnete Aktenmappe und zwei ihm gut

bekannte Pässe lagen vor dem General . . . Nowitzki griff nach dem ersten Paß.

«Dieser Personalausweis wurde anläßlich Ihrer Verhaftung im Dorf Chlebnoe, im Kreis Sadonsk, beschlagnahmt. Sie sind also Nikolai Wassiljewitsch Petrow und stammen aus Kursk?»

Baumann zuckte die Achseln. «Es scheint so.»

Nowitzki legte den Paß hin und nahm den anderen. «Oswald Genrichowitsch Meise . . . Sind Sie das auch?»

«Jawohl», erwiderte Baumann lachend.

Unter den Pässen hatte er eine am Aktendeckel befestigte Photographie entdeckt, die ihn mit zwei Koffern in der Hand, einem weichen Hut auf dem Kopf, und in dem Mantel, in dem er Genf im Dezember vorigen Jahres verlassen hatte, darstellte. Die Ähnlichkeit war verblüffend. Die Photoapparate des Geheimdienstes waren nicht schlecht. Er mußte Genf benachrichtigen, sie sollten sich besser in acht nehmen, denn der russische Geheimdienst schien dort gute Agenten zu haben, oder war es der «Inspektor» von Wilna gewesen?

Der General fing Baumanns Blick auf. «Sie bewundern wohl das Bild? Ausgezeichnet, nicht wahr? Haben Sie sich erkannt? Nun, wir haben Sie jedenfalls erkannt. Sie gleichen ja der Dreieinigkeit im Katechismus. Sie sind Meise, sind Petrow, sind auch . . .» Nowitzki senkte den Blick auf die geöffneten Akten und begann langsam zu lesen, mit dem Finger auf die Akten klopfend und jedes Wort betonend: «Baumann, Nikolai Ernestowitsch, 1873 geboren, Tierarzt, 1897 als Mitglied des Petersburger «Kampfbundes zur Befreiung der Arbeiterklasse» verhaftet. Nach einer Festungshaft von 22 Monaten in der Peter-Pauls-Festung wurde Baumann nach Wjatka verschickt . . . Von dort . . .»

Der Finger des Generals erhob sich vorwurfsvoll.

« . . . floh er nach dem Ausland.»

Am Schreibtisch stand nur ein Sessel, derselbe, auf dem der General saß. Anscheinend sollten die Verhafteten beim Verhör stehen. Ein Politischer vor einem Gendarmen stehen?

Baumann sah sich um und rollte sich einen der weichen Sessel, die an der Wand standen, zum Schreibtisch heran. Nowitzki unterbrach die Lektüre und starrte ihn mit hervorquellenden Augen an. Aber er sagte nichts.

Als Baumann sich gesetzt hatte, fuhr er mit seiner Lektüre fort, als wäre nichts geschehen: « . . . floh er nach dem Ausland, schloß sich sofort der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands an und wurde ihr Vorsitzender in Zürich. Baumann nahm vom 5. bis 18. April 1900 am Parteikongreß der Sozialdemokraten in Genf teil und schloß sich, den Berichten der Agenten zufolge, einer neuorganisierten revolutionären Bewegung, der «Iskra», an, in deren Druckerei er als Setzer arbeitete. Außerdem übertrug man ihm, da er sich seiner Aufgabe mit großem Ernst und praktischem Können widmete . . .»

Nowitzki hob vielsagend die Augenbrauen.

« . . . die Verteilung der «Iskra» unter den wichtigsten Zentren der Partei in Deutschland und die Einführung dieser Zeitschrift in Rußland. Der besagte Baumann begab sich im Dezember 1901 nach Rußland . . .»

Baumann unterbrach den General spöttisch: «Meinen Sie, daß es im Dezember war?»

«Wann denn?» erkundigte sich der General und tauchte eilig die Feder ins Tintenfaß. «Sagen Sie es mir bitte, ich verbessere es sofort. Gestatten Sie, daß wir Ihren Lebenslauf auf diesem Formular hier weiter fortsetzen . . . Was taten Sie, als Sie hier eintrafen?»

Baumann richtete sich im Sessel auf und schloß die Augen. Nowitzki wartete.

«Aus dem Material geht hervor, daß Sie sich als äußerst zurückhaltend erwiesen haben», sagte der General verdrossen und blätterte in den Akten. «Verweigert die Aussage.» «Wünscht nicht, die Fragen zu beantworten.» Vergeblich, Herr Baumann! Wir wissen alles.»

Baumann drehte die Hand, als hätte er einen Leierkasten vor sich. «Auf jedem Verhör dieselbe Leier: «Wir wissen alles.»

Das ist langweilig, General. Denken Sie sich etwas Neues aus.»

Das Gesicht des Generals lief puterrot an. »Sie glauben mir nicht? Sie können sich davon überzeugen. Hier zum Beispiel... dieses Dokument.« Er schlug einige Seiten zurück und las: »Die Kontrolle der chiffrierten Korrespondenz der Mitglieder der 'Iskra' verrät, daß diese die Tätigkeit der beiden wichtigsten Persönlichkeiten ihrer Organisation, 'Akim' und 'Gratsch' genannt, besonders geheimhielten. Dieser Hinweis läßt in Verbindung mit Nachrichten ausländischer Agenten über die Angst der Emigranten, Baumanns Aufenthalt bei uns könnte verraten werden, darauf schließen, daß...«

Der General lächelte selbstgefällig.

»... daß Baumann 'Akim' oder 'Gratsch' genannt wird, und daß seine Verhaftung einen großen Schlag für die Sache der Revolution bedeuten würde.«

Er machte eine Pause.

»Nun, wissen wir etwas? Wie? Und vor Gericht werden Sie sich überzeugen können, daß wir alles wissen. Wir brauchen Ihre Aussagen gar nicht. Ich habe die Untersuchung schon beendet. Ja, ich! Denn Seine Majestät – Nowitzki strich sich über die Knöpfe des Rockes, um sich zu vergewissern, daß sie alle zugeknöpft waren, wie es sich geziemte, wenn man den Namen des Zaren aussprach.

»... Seine Majestät geruhte, mich, General Nowitzki, mit der Untersuchung des 'Iskra'-Falles zu beauftragen. Nehmen Sie es zur Kenntnis, falls Sie es noch nicht wissen sollten.«

Er steckte den Zigarrenstummel in den Mund und zog. Der Stummel war erloschen. Offensichtlich konnte der General keine Zigarren rauchen. »Ich erlaube mir zu versichern, daß ich das Vertrauen Seiner Majestät nicht getäuscht habe... Ich gestehe, daß uns diese Untersuchung manche Kopeke gekostet hat, denn in dieser Angelegenheit wurde nicht gespart. Ihre Genossen sind in ganz Rußland verhaftet worden. 100000 Rubel haben wir dransetzen müssen. Aber der Erfolg ist da.«

Er brach in schallendes Gelächter aus und warf den Kopf zurück. »Nun haben wir Lenins Idee schwarz auf weiß. Der Thron, der Adel, die Kaufmannschaft, alles soll zum Teufel. 'Proletarier aller Länder, vereinigt euch!' Nein... Attendez.«

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und richtete sich auf.

»Sie können sich selbst überzeugen, Herr Baumann. Glauben Sie, ich würde auch nur einen Augenblick darauf verwenden, Geheimberichte des Departements über die Briefzensur und anderes vorzulesen, wenn ich nicht von eurer Niederlage überzeugt wäre! Das Zuchthaus blüht euch allen. Nie werden Sie und Ihre Genossen das Tageslicht wiedersehen. Wie viele 'Iskra'-Agenten hat Lenin nach Rußland geschickt, um die Revolution vorzubereiten? Elf? Wie viele sind von mir verhaftet worden? Auch elf.«

Die Faust des Generals schlug triumphierend auf den Tisch. Baumann erkundigte sich kaltblütig: »Wo sitzen sie?«

Der General fuhr zusammen. Die überraschende Frage verwirrte ihn. Er sah Baumann verblüfft an und murmelte:

»Wie meinen Sie das? Hinter Gittern sitzen sie natürlich. Im Gefängnis der alten Lukjanowka-Burg.«

Gratsch erhob sich, stieß den Sessel nachlässig mit dem Fuß zurück, schritt zur Tür, öffnete sie und befahl dem Gendarmen, der ihm entgegenstürzte: »Einen Wagen! Nach Lukjanowka!«

Der erste Flügel der beiden durch einen niedrigen, breiten Torbogen getrennten Tore drehte sich knarrend in den verrosteten Angeln. Ein Hauptmann mit den Achselstücken eines Gefängnisdirektors auf dem schmutzigen Rock, einen Säbel quer über der Schulter, empfing den neuen Gefangenen an der Schwelle des Gefängnisbüros, das sich rechts in der dicken Mauer des Torbogens befand. Er betrachtete die Order mit den trüben Augen eines Trinkers und nickte gutmütig. Baumann spürte 'charfen Branntweingeruch, als er sich an ihn wandte.

«Herzlich willkommen! Haben Sie in Woronesh oder Ufa überwintert? . . . Mein Gott, da müssen Sie es schlecht gehabt haben. Ein gräßliches Gefängnis. Ich habe dort ein halbes Jahr gedient, man hält es einfach nicht aus, so grauenhaft ist es da . . . Dafür werden Sie sich bei uns erholen, als wären Sie in der Sommerfrische. Herrliches Wetter, nicht wahr? . . . Morgunzow, führen Sie ihn zu den Politischen. Lassen Sie Ihr Bündel vorläufig hier, bis Sie eine Zelle erhalten.»

Er bemerkte Baumanns Erstaunen und fügte erklärend hinzu: «Wir haben hier folgende Ordnung: Die Politischen verteilen die Zellen selbst. Der eine kommt in eine Einzelzelle, der andere in die große Gemeinschaftszelle, um Mißverständnissen vorzubeugen. Selbstverständlich möchte jeder in die Einzelzelle, da bringen wir nur zwei Mann unter, denn das Gefängnis ist überfüllt, und in den großen Zellen kann man sich nicht rühren. Wir haben nur 48 Einzelzellen. Belegt man sie doppelt . . .»

Er überlegte, schien zu rechnen, welche Zahl sich ergab, und fuhr, den Säbel hin und her schwenkend, fort:

«Jetzt geht es schon wieder, aber nach dem 1. Mai war es furchtbar. Die halbe Stadt wurde verhaftet, ich übertreibe wahrhaftigen Gottes nicht. In Scharen kamen sie hier an. Meistens dumme Jungen. Es hatte keinen Zweck, viel Zeit mit ihnen zu verlieren, wir behielten sie einen bis zwei Monate und entließen sie dann. Aber auch jetzt ist ein Drittel des Gefängnisses von Politischen belegt. Die gewöhnlichen Verbrecher mußten zusammengepfercht werden; denn bekanntlich ist dieses Gefängnis vor allem für Politische vorgesehen.»

Der Aufseher Morgunzow berührte Baumanns Ellbogen. «Kommen Sie.» Er ging zwei Schritte vor und fügte hinzu: «Wenn er getrunken hat, findet er kein Ende. So stehen wir noch heute abend hier.»

«Und wenn er nicht getrunken hat?» Der Aufseher lachte und öffnete eine Pforte im zweiten Tor. «Das kommt gar nicht vor. Haben Sie keine Sachen, nur dies Bündelchen?»

Baumann lachte. «So hat man mich unterwegs verhaftet. Seit-

dem war es mir nicht möglich, mir Sachen anzuschaffen. – Wer ist das übrigens?» Er warf einen Blick auf das Tor.

«Herr Sulima, Chef des politischen Korps. Bitte hierher. Hier ist ein Gang, der direkt in den Hof führt. Dort werden Sie alle sehen. Hier herrscht viel Freiheit. Der Herr Hauptmann hat recht: wie in der Sommerfrische.»

Baumann betrachtete den Aufseher mißtrauisch. «Wieso? Und Nowitzki?»

Der Aufseher kicherte. «Das Gefängnis untersteht ihm doch nicht. Das war früher so, aber jetzt untersteht es direkt dem Justizministerium. Nowitzki hat hier nichts zu sagen, sonst . . .»

Er pffl sogar, im krassen Widerspruch zur Gefängnisvorschrift. Es war offensichtlich, daß dieses Gefängnis den Politischen viel Freiheit gestattete und in irgendeiner Art aus dem Rahmen fiel. Baumann überzeugte sich davon, als er an den vielen Türen (Badezimmer, Kleiderkammer, Karzer) vorbeischnitt und einen weißen Bogen Papier mit der Mitteilung entdeckte:

«Am 2. August findet in der zweiten Zelle um 6 Uhr abends eine Diskussion über die Broschüre des Genossen Lenin: „Was tun?“ statt. Die Genossen, die sie noch nicht kennen, erhalten sie beim Leiter des Politischen Korps, Genossen Marjan Gurski.»

Gurski? Der von der «Iskra»? Nun, wenn er hier Leiter war so gab es kaum ein Korps, das besser geleitet wurde.

Der Aufseher stieß die Tür auf. Ein schmaler Hof, der einem Korridor glich, führte zu einem Holzbau, vor dem Baumann einen Augenblick stehenbleiben mußte, bis die Tür, die in den großen Hof führte, aufgeschlossen war. Das erste, was Baumann im Hof auffiel, war der wachhabende Aufseher, der, das Gewehr in der Hand, schläfrig unter einem erhöhten runden Eisenschild stand. Menschen gingen einzeln, in Paaren und in Gruppen auf und ab.

«Warten Sie einen Augenblick», sagte der Aufseher besorgt. «Ich suche den Leiter der Gefangenen. Sehen Sie, der Hof ist in

zwei verschiedene Teile aufgeteilt, damit die Gefangenen sich der ihnen zusagenden Gruppe anschließen können. Herr Gurski befindet sich meistens in »Zelle« zwei und spielt Golf. Die Gefängniszellen werden im Sommer kaum benutzt.

Irgendwo wurde tatsächlich Golf gespielt, man hörte die charakteristischen dumpfen Stockschläge durch das laute Stimmengewirr.

Der Aufseher verschwand. Gratsch ging, ohne ihn abzuwarten, weiter, um seine neue Umgebung kennenzulernen.

Drei Steinmauern umgaben den Hof. Die eine Seite beherbergte die Politischen, die andere, den unflätigen Worten nach zu urteilen, die durch Gebrüll und Gelächter übertönt hin und wieder zu verstehen waren, die Kriminellen, und hinter der dritten, mindestens 6 Meter hohen Mauer blaute der Himmel, winkte wohl die Freiheit. Eine niedrige Mauer teilte den Hof in zwei Hälften, die vom erhöht stehenden Wachhabenden überblickt werden konnten. Das waren wohl die beiden Teile, die der Aufseher als »Zelle« bezeichnet hatte.

Baumann holte den Aufseher ein. Neugierige Augen betrachteten ihn von allen Seiten. Er fing einige Worte der Unterhaltung auf: »... Erst die Organisation ausarbeiten, die imstande ist, alle revolutionären Kräfte zu vereinigen, und dann erst zum Angriff übergehen.«

»Wieder Lenin?«

Baumann wandte sich um. Nein, er kannte die beiden nicht.

Einige Schritte weiter stand eine heftig streitende Gruppe. »Wenn man euch Ökonomen hört, so braucht man keine Partei, Berufsorganisationen würden genügen... Wenn man so spricht, liefert man die Arbeiter mit Haut und Haaren der Bourgeoisie aus.«

»Ausliefern? Wäre das der Fall, so würden wir nicht mit euch hinter Schloß und Riegel sitzen. Die Bourgeoisie würde uns auf Händen tragen.«

»Das kommt noch, das kommt noch. Sie hat eure Rolle noch nicht ganz verstanden. Tut sie das, so trägt sie euch nicht nur

auf Händen aus dem Gefängnis hinaus, sie macht euch noch zu Ministern.«

Der Aufseher grinste und warf Gratsch einen Blick zu. »So streiten sie den ganzen Tag. Und worüber? Keiner versteht es. Stundenlang kann man zuhören, und man weiß doch nicht, was los ist... Da ist der Herr Leiter.«

Da kam tatsächlich, den Neuling aufmerksam betrachtend, der »Iskra«-Anhänger Marjan Gurski heran. Ein Genosse!

»Guten Tag!«

31

Gurski erwiderte den Gruß höflich, aber zurückhaltend. Er verriet nicht, daß er den neuen Häftling kannte. Das war richtig, denn woher sollte er wissen, ob Petrow, Iwanow, Kurilow, Wassiljew, Meise oder sonst jemand vor ihm stand und mit welchem Paß Gratsch hier eingeliefert war. Baumann beeilte sich deshalb, die Lage zu klären.

»Die Identität ist leider festgestellt worden.«

Die strengen Stirnfalten Marjans glätteten sich. »Willkommen! Also haben dich die Hunde doch erwischt?« Er wandte sich um und rief:

»Genossen! Baumann!«

Sie umringten ihn, jemand umarmte ihn, ein anderer klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

»Siehe da! Alles bekannte Gesichter! Und Litwinow ist auch hier? Offen gestanden habe ich gedacht, daß dieser Idiot Nowitzki geprahlt hätte... Tatsächlich sind hier beinahe sämtliche »Iskra«-Leute, die nach Rußland gingen. Hat 100000 gekostet...« »Sind in ganz Rußland verhaftet worden«, Litwinow schloß die Augen und ahmte Nowitzki nach... »Elf Personen, bestimmt ein Grund zum Prahlen!«

Er zeigte mit dem Blick auf die hohe Mauer, die mit Familiennamen bedeckt war. Bekanntlich hinterläßt jeder Gefangene die Niederschrift seines Namens in jedem Gefängnis, in dem er

gesessen hat. Hunderte, vielleicht sogar tausende Namen zierten die Mauer. Baumann schwindelte es bei diesem Anblick.

»Du schaust nicht dahin . . . höher . . .« Baumann hob den Kopf sehr hoch, über dem wellenförmigen Auf und Ab der großen und kleinen Buchstaben, so hoch, daß man diesen Teil der Mauer nicht einmal erreichen konnte, wenn man sich auf die Schulter eines Kameraden stellte, standen die Namen der »Iskra«-Anhänger.

Bobrowski reichte Baumann ein Stückchen Zeichenkohle. »Unterschreib!«

Baumann maß die Höhe und überlegte. »Wie habt ihr das bloß gemacht?«

»Verstehst du es nicht? Und bist ein »Iskra«-Mann!« Baumann schaute noch einmal hin. Kein Mauervorsprung fiel ihm auf, die Wand war glatt. Oben befand sich ein heruntergebogener, verrosteter, einst rot angestrichener Eisenrand.

»Macht mich nicht verrückt. Wo habt ihr die Leiter hergenommen?« Die Männer brachen in schallendes Gelächter aus. »Eine Leiter willst du noch haben! Damit du über die Mauer klettern kannst. Die kriegst du bestimmt. Nein, das mußt du mit eigenen Mitteln bewerkstelligen . . . Kannst du nicht? Dann schließe die Augen.«

Baumann tat es gehorsam.

»Silwin, Schmiere stehen!«

Gurski klatschte in die Hände. Silwin eilte an das Ende der »Zelle«, die in den gemeinsamen Hof mündete. Als er dort war, hielt er die Hände hoch. »Es geht . . .«

Drei »Iskra«-Männer stellten sich mit dem Rücken zueinander vor die Wand, die beiden hinteren legten die Hände auf die Schultern des Vornestehenden, auf diese ausgestreckten Arme setzten sich zwei andere rittlings, und wieder legte der hintere dem vorderen die Hände auf die Schultern. Bobrowski stieß Baumann an.

»Nun öffne deine Augen. Hier steht ein Elefant, schwing dich hinauf.« Er stützte ihn am Ellbogen. Baumann schwang sich nicht

ohne Anstrengung auf die Arme des oberen Paares. Es stellte sich heraus, daß die Gefängnishaft und die Versetzung von Sadonsk nach Wjatka, von Ufa nach Woronesh nicht ohne Folgen geblieben waren. Er mußte hier in Lukjanowka unbedingt wieder Gymnastik treiben.

Vom Rücken des »Elefanten« erschien der Eisenrand gar nicht weit . . . Wenn er sich nur ein wenig streckte, konnte er sich auf die Mauer schwingen. Er richtete sich auf und streckte sich nach vorne . . . Unten riefen sie streng und warnend: »Baumann, mach keine Dummheiten!«

Aber Gratsch schaute hinauf und lächelte. Wozu die Aufregung? Silwin stand ruhig auf seinem Posten, Gefahr war keine vorhanden, er war von Gleichgesinnten umringt.

»Wir werfen dich hinunter.« Der sechsfüßige Elefant bewegte sich tatsächlich, er mußte sich an der Wand festhalten. »Namen unterschreiben und herunter! Hörst du?« – »Schön!«

Und Baumann beugte sich zur Mauer und schrieb unter den »Iskra«-Namen schieß, so stark auf die Kohle drückend, daß sie zerbrach: »Baumann«.

Und über den Namen malte er das Wort »Iskra«.

Maltzmann rief von unten: »Lassen Sie das. Wir haben unsere Beteiligung an der »Iskra«-Organisation nicht zugegeben . . . Das ist doch ein Bekenntnis.«

Baumann schaute hinunter und lachte. »Schadet nichts, jetzt darf man es.«

»Wieso?«

Baumann zog einen dicken Strich unter den Namen, als Zeichen dafür, daß die Liste beendet sei, und schrieb darunter: »Flohen am 1902.«

»Gratsch, du bist verrückt geworden, wisch es ab, schnell.«

Baumann bewunderte noch einen Augenblick sein Werk, den Kopf ganz krähenhaft auf die Seite geneigt. Dann strich er mit dem Ärmel über die erste und die letzte Zeile, wischte sie aus und glitt auf den Erdboden, Galperin, der oben stand, beinahe mit herunterreißen.

Unten angelangt, wurde er sofort ernst und streng und fragte Litwinow: »Wann fliehen wir?«

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als ihm der neben ihm stehende Basowski mit einer raschen, geschickten Bewegung den Mund mit einem Taschentuch zuhielt. Eine schwere Decke wurde über seinen Kopf geworfen, jemand schlang die Arme um ihn, warf ihn hin, und nach einem kurzen Kampf wurde irgend etwas um seine Beine geschlungen.

Baumann lag mit dem Gesicht zum Erdboden und erstickte beinahe vor Aufregung und Kränkung über diesen plötzlichen Überfall. Wie ein Wickelkind lag er da, wurde auf den Erdboden gedrückt, und über seinem Kopf sang eine Stimme: »Schlaf, Kindchen, schlaf.«

Die Eisenzangen, die ihn umklammert hielten, lösten sich. Baumann erhob sich und wickelte sich aus den Decken. Seine Miene war düster. Er hatte nichts gegen Scherze, aber alles hatte seine Grenzen.

Basowski sagte bekümmert zu Bobrowski: »Du hast es wieder verkehrt gemacht, Mostscha. Man muß den anderen unbedingt zuerst in die Kniebeuge schlagen und dann die Decke umwerfen, wenn er einknickt. Du hast doch gesehen, Gratsch konnte diesen Überfall nicht erwarten und trotzdem . . .«

Ein leiser Pfiff ertönte aus der Ecke. Alle wandten den Kopf dahin, und Baumann erblickte die mächtige Gestalt der Wache, die den Kameraden abgelöst hatte. Litwinow zwinkerte ihm zu, und Baumann verstand. Das dumme Gefühl der Kränkung war verschwunden, und er fragte leise mit dem weichen Lächeln, das ihm eigen war:

»Generalprobe?«

Am Abend wurde Gratschs Ankunft zu Ehren ein Ball gegeben.

Das war die alte Tradition in der politischen Abteilung des Lukjanowgefängnisses: zu Ehren eines neuen Häftlings gab man

einen Ball. Kein anderer als Hauptmann Sulima teilte das Baumann mit, als er die Zellen nach dem Mittagsschläfchen besichtigte.

»Es schadet nie, zu singen und zu tanzen, obwohl es gegen die Gefängnisordnung verstößt. Aber Seine Majestät Zar Peter der Große geruhte zu sagen: 'Die Gesetze ändern sich der Notwendigkeit entsprechend.' Ich handle also in Übereinstimmung mit diesem Zarenwort . . . Ein Gefangener muß so behandelt werden, daß er über sein Gefängnisleben keine Klage führen kann, das ist meine Ansicht. Ihnen ist das angenehm und uns auch. Wem schadet es, wenn die Gefangenen sich nach der Abendkontrolle noch zwei bis drei Stunden amüsieren? Oder wenn ihre Zellen nicht abgeschlossen werden? Wir geben ihnen alles, was ihnen zugeschickt wird. Ist es ein Pud Kotelett, so erhalten sie ein Pud Kotelett. Ist es Wein – er schloß beseligt die Augen, und der Branntweingeruch wurde noch stärker – warum nicht auch den Wein. Nun sagen Sie, ist es nicht besser, daß die Gefangenen die Obrigkeit achten und daß die vorgesetzte Behörde uns als gutes Beispiel den anderen hinstellt? In anderen Gefängnissen geht es drunter und drüber, die Leute hungern, aber bei uns in der Lukjanowka herrschen Frieden und Ruhe.«

Beim letzten Wort zögerte er und lachte. »Was die Ruhe anbetrifft, so ist es allerdings nicht so weit her damit. Im Gegenteil, sie schlagen sogar während des Tanzens auf Blechbüchsen. So ein Lärm! Da hört man nicht einmal einen Schuß.«

»Haben Sie denn die Absicht, zu schießen?« fragte Baumann lachend.

Der Hauptmann riß die blassen, trüben Augen auf. »Nein, weshalb . . . Ich gebrauchte nur diesen Vergleich.« Seine Miene wurde düster, als wäre ihm etwas Unangenehmes eingefallen, und er verließ, die Tür hinter sich zuschlagend, die Zelle. Baumann hatte selbstverständlich den Ehrenplatz in einer Einzelzelle mit Bobrowski erhalten.

Baumann sah dem Hauptmann erstaunt nach. »Was ist mit ihm?«

Bobrowski tippte sich an die Stirn. »Da ist nicht alles in Ordnung, ein Psychopath. Er ist Trinker, du hast ja gesehen, wie seine Hände zittern. Deshalb müssen wir uns mit der Evakuierung beeilen. Wir genießen hier eine Freiheit, um die uns sämtliche Häftlinge der anderen Gefängnisse des russischen Reiches beneiden. Die Zellen werden nicht verschlossen, man händigt uns aus, was uns zugeschickt wird. Krochmal erhält illegale ausländische Zeitungen.«

»Gibt man euch tatsächlich auch Wein?«

Bobrowski lachte. »Wein? Nein. Rum und Kognak. Und zwar nach einer Taxe, eine Flasche für uns und eine für ihn, für unseren Sulima. Glaubst du, daß er nur aus Selbstlosigkeit für uns einkauft? Übrigens mußt du dich vor ihm in acht nehmen. Er ist gemein und zu jedem Verrat bereit. Warum soll er sich nicht gut mit uns stellen? Aber so ein Typ kann über Nacht ins Gegenteil umschlagen. Heute erlaubt er alles und morgen sperrt er uns so ein, daß wir kaum Atem schöpfen können.«

Baumann nickte. »Warum nicht fliehen? Je eher, desto besser! Worauf warten wir noch?«

Bobrowski neigte sich näher zu Baumann heran und flüsterte: »Bei uns ist alles vorbereitet. Wir fliehen aus dem hinteren Hof über die Mauer. Vom 'Elefanten' aus können wir eine Leiter auf den Eisenrand werfen und uns dann an einem Strick auf der anderen Seite herunterlassen. Die 'Bräute' bringen jedesmal etwas Hanf, aus dem Litwinow und die anderen einen Strick in der Kleiderkammer drehen, die ja Litwinow untersteht. Sie schließen sich dort einfach ein, als wollten sie etwas kontrollieren oder sonst was tun, und stellen in Wirklichkeit einen Strick her.«

»Also auf die Mauer und dann hinunter?«

Bobrowski nickte zustimmend. »Hinter der Mauer zieht sich gleich die Steppe hin, Schluchten und Wiesen, jedenfalls eine Einöde.«

»Und die Wache? Gibt es denn keine Wache?«

»Das ist es ja, daß die Wache nur bis acht Uhr abends da ist. Um acht sollen die Zellen verschlossen werden, und Sulima ver-

heimlicht natürlich, daß wir dann feiern . . . manchmal bis elf, jedenfalls bis es vollkommen dunkel ist . . . du verstehst schon?«

»Ausgezeichnet«, rief Baumann aus. »Also worin besteht das Hindernis?«

»Erstensmal haben wir kein Geld«, sagte Bobrowski düster. »Fliehen allein genügt nicht, wir müssen uns sofort verstreuen. Und wir sind elf Mann. 200 Rubel pro Person ist das mindeste. Dann sind da noch Ausgaben, die mit der Flucht verbunden sind. Wir brauchen mindestens zwei bis zweieinhalbtausend Rubel. Und wo nehmen wir die her? Wir können uns nur durch Gleichgesinnte helfen lassen. Die Genossen, die noch frei herumlaufen, geben sich die redlichste Mühe, aber die 'Wohltäter' sind wahrscheinlich geizig geworden.«

»Das Geld könnten wir uns noch irgendwie erwerben«, sagte Baumann und streckte sich auf der Pritsche aus. Nach dem vielen Herumirren fühlte er sich hier zu Hause. Es war ihm so froh und leicht zumute, als wäre er heimgekehrt. »Wenn wir hier 'raus sind, wird es leichter sein, Geld zu bekommen. Haben wir wenigstens etwas?«

»Die 'Bräute' haben etwas gebracht«, sagte Bobrowski lächelnd. »Hundert Rubel für jeden ungefähr.«

»Hundert Rubel?« rief Baumann und sprang vor Entrüstung auf. »Und ihr zögert noch?«

»Brüll nicht so«, unterbrach ihn Bobrowski. »Wenn es auch nur Eselsohren sind, so haben die Aufseher doch Ohren. Mit hundert Rubel kommt man nicht weit. Verstehst du, wie wichtig es ist, daß alles klappt? Einen politischen Effekt erzielen wir nur, wenn sie niemand fangen und der 'Iekra'-Prozeß ins Wasser fällt. Stell dir diese Sensation vor! Eine Massenflucht, wie sie die russischen Gefängnisse noch nie erlebt haben!«

Baumann schnitt eine Grimasse. »Tatsächlich ist es gar nicht so schwer, zu fliehen. Bei diesem Regime hier können nicht nur elf Personen, sondern sämtliche politischen Gefangenen die Flucht ergreifen. Deshalb zweifle ich daran, daß die Wirkung so überwältigend sein wird.«

«Sie wird es seine, sagte Bobrowski überzeugt und nickte. «Glaubst du etwa, daß sie diese Zustände hier zugeben? Oho! Wir werden uns den Bauch vor Lachen halten, wenn wir die Berichte der hiesigen Behörden über unsere Flucht lesen. Ich lege meine Hand ins Feuer, daß sie erklären, unsere Flucht sei nach schweren Kämpfen mit der Wache und mit Hilfe außerordentlicher Schlaueit gelungen. Ich würde mich nicht wundern, wenn sie einen ihrer Leute anschießen, um ihn als Opfer des Aufstandes vorzuführen.»

«H - i - ilfe!!» brüllte eine verzweifelte Stimme im Gang.

«Maltzmann», sagte Baumann und sprang auf. Bobrowski hielt ihn fest.

Der Schrei wiederholte sich noch verzweifelter:

«H - i - i - l - f e !!»

Bobrowski hielt Baumann an der Hand und öffnete die Tür. In der Mitte des leeren Ganges stand Maltzmann und brüllte aus Leibeskräften.

«Niemand kommt, siehst du?» stellte Bobrowski zufrieden fest und ließ Baumanns Hand los. «Hast du begriffen? Wir trainieren die Wache absichtlich mit falschem Alarm. Anfangs lief das ganze Gefängnis zusammen, einschließlich des Direktors, aber jetzt rührt sich niemand mehr, nicht einmal der wachhabende Aufseher, auch wenn man einen halben Tag schreit. Und sollte jemand brüllen, wenn wir uns an der Hofmauer gymnastischen Übungen hingeben, so wird sich niemand darum kümmern.»

Baumann kehrte in die Zelle zurück und legte sich hin.

«Ich sehe, daß hier alles wie geschmiert läuft. Das Geld ist nicht so wichtig, auch die hundert Rubel reichen . . . Gibt es noch ein Hindernis?»

«Ja, viel komplizierter als die Geldangelegenheiten, sagte Bobrowski seufzend und setzte sich. «Wir haben keinen Anker.»

«Das ist viel schlimmer», erwiderte Baumann düster. «Ohne Anker schaffen wir es nicht.»

«Wir haben täglich Verbindung mit Genossen, die in der Freiheit sind, und haben schon längst einen bestellt. Jeder von uns

besitzt nämlich eine ‚Braut‘, die ihn besuchen darf. Es ist nicht schwer, einen Anker anzufertigen, aber wie schafft man ihn herein? Im Kuchen geht es nicht, außerdem werden die Kuchen vorschriftsmäßig untersucht. In einer Konfektschachtel kann man ihn auch nicht unterbringen.»

«Ja-a.» Baumann schloß die Augen und überlegte. «Ich muß mir etwas ausdenken.»

«Denke nur! Wir haben schon alle Möglichkeiten in Erwägung gezogen. Kommt es heraus, so erraten sie unsere Fluchtabsicht, und mit dem nachsichtigen Regime ist es vorbei. Dann können wir nicht mehr fliehen.»

«Kann man ihn nicht hier im Gefängnis aus eigenem Material herstellen?»

«Doch», sagte Bobrowski und nickte. «Auch diesen Plan haben wir erwogen. Wir wollten den Anker bei den Kriminellen bestellen. Hier im Gefängnis befindet sich eine Werkstatt zur Herstellung von Fesseln, die von Kriminellen geschmiedet werden. Für eine hohe Summe hätte man sich einigen können. Sie haben es sogar selbst vorgeschlagen.»

«Nun, und?»

«Wir können uns nicht auf sie verlassen. Den Auftrag werden sie schon erfüllen, uns dann aber verraten. Es sind doch Einbrecher, Diebe, Mörder . . . Im letzten Augenblick können sie uns anzeigen . . . Nein, wir müssen uns etwas Besseres ausdenken. – Ruhe dich übrigens etwas aus, sonst wirst du auf dem Ball müde sein.»

Um sieben Uhr versammelten sich die Häftlinge zum Ball. Sie nahmen alles mit, was die Bequemlichkeit erforderte: Kissen, Decken und sogar Matratzen. Die Lampen wurden hereingebracht, als es dunkel wurde.

In einem großen Kreis lagen die Gefangenen auf Decken und Matratzen. Der Raum in der Mitte war zum Tanzen freigelassen worden. Baumann lag als »Jubilare« in der ersten Reihe.

Der Chor, aus fünfzig Mann mit hervorragenden, glänzend aufeinander abgestimmten Stimmen, war dem der Kiewer Staatsoper bei weitem überlegen. Frauenstimmen fehlten allerdings. Das einzige, womit sich Sulima nicht einverstanden erklärt hatte, waren gemeinsame Spaziergänge der männlichen und weiblichen Insassen des Gefängnisses. Er gestattete jedoch die Wahl eines gemeinsamen Vorstehers, so daß Gurski die Frauenzellen besuchen durfte. Auch die Litwinow unterstellte Kleiderkammer war gemeinsam. Wollte man jemand aus der Frauenabteilung sehen, so konnte eine Zusammenkunft in der Kleiderkammer vereinbart werden.

Aber auch ohne die weiblichen Stimmen klang der Chor herrlich.

»Herrliches Meer, du mein heil'ger Baikal . . .«

Baumann lag ausgestreckt auf dem Rücken und schaute zur fernen, tiefen Bläue des Himmels empor, an dem die Sterne zu leuchten begannen.

Harmonisch und voll klangen die Stimmen der Kameraden. Wie herrlich war es, zu leben!

»Sulima ist erschienen«, brummte Baumanns Nachbar.

Sulima, Hauptmann und Chef des politischen Korps!

Ja, er war im Gefängnis.

Und wenn auch! Allen Gefängnissen zum Trotz war das Leben schön!

»Baumann!«

Gratsch stützte sich auf den Ellbogen.

»Im Ballprogramm hast du die erste Nummer. Traditionsgemäß muß jeder Neuankömmling am ersten Abend ein Märchen erzählen.«

Baumann lachte.

»Unmöglich! Ihr könnt alles aus mir machen, nur keinen Dichter. Auf diesem Gebiet bin ich vollkommen unbegabt und nicht imstande, auch nur zwei Zeilen auszudenken.«

»Wir helfen dir«, tröstete ihn Basowski. »Märchen sind das Produkt kollektiven Schöpfungstums, so lehrt man uns doch. Fange

nur an, wir helfen weiter. Wenn du steckenbleibst, sagen wir vor, es wird schon klappen.«

»Aber nicht wie voriges Mal, meine Herren«, ertönte plötzlich Sulimas klägliche Stimme aus der Ecke. Baumann erkannte sie sofort, es war die heisere Stimme eines Trinkers. »Ich wiederhole, daß ich auf keinen Fall regierungsfeindliche Äußerungen zulassen kann, auch wenn sie in Märchenform gekleidet sind.«

»Wieso regierungsfeindlich?« rief Litwinow aus. »Ein Märchen handelt doch stets von Nichtexistierendem, aber die Regierung ist vorhanden, sonst trügen wir keine Kokarden an den Mützen und Adler auf den Knöpfen. Denken Sie nicht das, was Sie denken, und alles ist in Ordnung.«

Aus der Dämmerung tauchte zähnefletschend Sulimas Gesicht auf. »Sie besitzen die Fähigkeit, jeden zu überreden, Herr Wallach. Da die Märchen jedesmal gegen Seine Majestät gerichtet sind . . .«

Litwinow machte eine überraschte Geste.

»Daran ist das Märchen nicht schuld . . . Also, sind wir uns einig . . . Gratsch, beginne: Es lebte einst . . .«

» . . . in einem Kaiserreich . . .«

» . . . ein Zar«, vollendete der Chor.

»Sehen Sie«, sagte Sulima mit klagender Stimme. »Wieder der Zar.«

»Sie sind seiner überdrüssig geworden, nicht wahr«, sagte Baumann teilnahmsvoll und schüttelte den Kopf. »Wir auch. Aber in diesem Märchen wollte ich gar nicht vom Zaren erzählen. Sagen wir mal, es lebte einst ein kleiner, unbedeutender Mann . . .«

»Das ist etwas anderes«, erwiderte Sulima und schritt an den hinter den Gefangenen stehenden, aufmerksam lauschenden Aufsehern vorbei.

» . . . Er war klein«, fuhr Baumann fort, »aber von hoher Geburt, doch niedriger Gesinnung, betete zu den Toten, haßte die Lebenden, besaß den Geist einer Kuh, kurz und gut, ein gräßlicher Kerl, der aber nicht in den Zeiten der Khans, sondern in denen der Chodynka lebte . . .«

«Ich entziehe Ihnen das Wort», piepste sich überschlagend eine hohe Stimme. «Mein Chef hat es mir befohlen . . . Ich kann nicht zulassen . . . Glauben Sie etwa, daß wir so dumm sind, nicht zu merken, wen Sie meinen?»

«Wen wir meinen, ist eine Sache für sich. Das erfahren Sie im weiteren Verlauf des Märchens. Hören Sie gut zu und unterbrechen Sie ihn nicht, Herr Oberaufseher Sitkowski», sagte Bobrowski streng. «Baumann, fahre fort.»

Und der Chor von 150 Stimmen unterstützte ihn: «Baumann, fahre fort.»

«Bitte, sofort aufhören, ich hole den Chef», piepste wieder die Falsettstimme. Dumpf hallende Schritte entfernten sich eilig.

«So ein Schurke; Sitkowski spioniert ewig . . . Baumann, weiter . . .»

«Also, dieser kleine Mann lebte und gab sich seinem Vergnügen hin. Weshalb, wissen wir ja, es hat keinen Zweck, Worte darüber zu verlieren. Aber eines schönen Tages flog ihm ein Funke* in die Augen.»

Baumann zwinkerte und schaute in die Runde. Einmütig erwiderte der Chor: «Ein Funke!»

«Ja, Funke Nr. 1, Dezember 1900. Zeitung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands, die 'Iskra'. Überschrift: 'Aus dem Funken wird die Flamme schlagen'. 'Antwort der Dekabristen an Puschkin'.»

«Litwinow, unterbrich ihn nicht.»

Aber Litwinow fuhr unverdrossen fort: «Nr. 1, erste Seite. Leitartikel: 'Die wesentlichen Aufgaben unserer Bewegung: Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands hat wiederholt erklärt, daß die wichtigste politische Aufgabe der russischen Arbeiterpartei der Sturz der Autokratie und die Erämpfung der politischen Freiheiten'. . .»

In diesem Augenblick tauchte aus der Dunkelheit die magere, gebückte Gestalt Sulimas auf und trat in den beleuchteten Kreis.

* Russisch: Iskra.

«Entschuldigen Sie, meine Herren. Was berichtet mir da Sitkowski? Was ist nun eigentlich los?»

«Nur mit Sitkowski ist etwas los, nicht mit uns», erwiderte Baumann beruhigend und strich sich, um seinen Worten größeren Nachdruck zu verleihen, mit energischer Geste übers Knie. «Ich erzähle nur und wiederhole es noch einmal, daß diesem hochgeborenen, kleinen Herrn ein Funke ins Auge flog. Und da es ein ganz besonderer Funke war, konnte ihn kein Arzt durch seine Heilkunst, kein Geistlicher durch seine Gebete und keine weise Frau durch ihre Sprüche entfernen. Der Funke brannte und brannte . . .»

«Man hätte die Feuerwehr holen sollen», meinte Krochmal düster.

Der «Schöne» war an diesem Abend in einer trüben Stimmung. Die Begegnung mit Baumann schien ihm unangenehm zu sein, obwohl Baumann weder ihn noch seine Genossen an die Vorwürfe erinnerte, die er Krochmal am ersten Tage der mißglückten Kiewer Konferenz gemacht hatte, als er bei ihm übernachtete, weil die Kiewer illegale Gruppe und er selbst vor allem die Vorschriften der Geheimhaltung zu lasch befolgt hatten. Es war sogar zum Streit gekommen. Gratsch zog am nächsten Tage ins Hotel. Trotzdem gelang es ihm nicht, der Beobachtung der Spitzel zu entgehen. Und nun war Krochmal düster, denn selten wird derjenige, der einem anderen Böses zufügt, dem von ihm Gekränkten verzeihen. Ein leiser Groll bleibt stets in seinem Herzen.

«Aber die Feuerwehr durfte doch nicht ins Schloß», erwiderte Baumann lachend. «Feuerwehrleute sind bekanntlich kühn und übermütig. Sie stürzen sich ins Feuer. Von ihnen kann man alles erwarten. Und an diesen gewissen Mann ließ man nur Männer der Geheimpolizei heran.»

«Man hätte es ja auf der Straße aus einer gewissen Entfernung machen können.»

«Nein, auf keinen Fall», erwiderte Baumann nach einigem Überlegen. «Aus Furcht verließ er nie das Schloß. Er wußte, daß

die Vögel ihn erwischen würden, sobald er sich auf der Straße zeigte.»

«Die Krähen», sagte Galpieri.

Alle brachen in lautes Gelächter aus.

Der Schatten des Hauptmanns schwankte und schüttelte bekümmert den Kopf. «Meine Herren, was reden Sie da wieder? Sie behaupten, nicht von Seiner Majestät zu sprechen, und nun das Schloß . . .»

«Das Schloß?» rief Baumann erstaunt aus. «Entschuldigen Sie bitte, aber anscheinend kennen Sie die russische Sprache nicht. Bei uns in Nowgorod bezeichnet man im Gegensatz zu . . . sagen wir zu unserem . . .» – er beschrieb mit der Hand einen Kreis – «zu diesem richtigen, freien Hof, den Viehhof als Schloß.»

Der Hof erbebte unter dem dröhnenden Gelächter der Häftlinge.

«Dieser Viehhof ist klein. Das Wort „Schloß“ bringt etwas Kleines zum Ausdruck, und dieser Mann, von dem ich erzähle, war ja winzig . . . Ich fahre also fort. Niemand konnte den Funken löschen, aber allen war es klar, daß er das Auge, das Gehirn und dann den kleinen Mann selbst verbrennen würde, wenn man ihn nicht entfernte. Da schickte der kleine Mann Boten durch das ganze Land, einen Helden zu suchen, der ihn, diese erbärmliche Kreatur, vom sicheren Tod erretten könnte. Die Boten zogen ab. Ich weiß nicht, ob sie lange wanderten – schnell erzählt sich ein Märchen, doch lange dauern die Ereignisse – jedenfalls erreichten die Boten eines Tages eine Bärenhöhle, neben ihr hauste in einer baufälligen Hütte Iwan, der . . .»

«Der Dumme», unterbrach ihn Gurski.

«Du irrst dich», sagte Baumann ernst. «Er war gar nicht dumm.»

«Im Märchen ist er es stets», protestierte die Runde.

Aber Baumann hob die Hand. «In alten Märchen ja, aber was war Rußland in den alten Märchen? Er schloß die Augen und zitierte bewegt:

«Da weht das Wunder seine Träume,
die Nixe spielt am Meeresstrand,
es führen Pfade mit den Spuren
seltsamer Tiere durch das Land.
Ein Häuschen steht auf Hühnerfüßen,
hat keine Fenster, keine Tür . . .»

«Schluß mit Puschkin, Baumann, sonst verspüren wir nachher keine Lust, dich zu hören.»

«Das will ich ja auch nur erreichen», erwiderte Baumann lachend. «Ich möchte nur noch feststellen, daß Iwan seit diesen Märchenzeiten klüger geworden ist. Grund und Boden nennt er noch immer nicht sein eigen, und sein Besitz ist nicht groß, einem Sprichwort zufolge: ein Kreuz und ein Knopf, etwas Vieh, ein Huhn und ein Hahn. Aber er selbst ist klüger geworden. – Die Boten verkündeten also den Befehl des kleinen Mannes vor Iwans Häuschen. Interessiert lauschte ihnen Iwan, und Neugierde ergriff ihn, zu erfahren, was das für ein Funke sei. Vom kleinen Mann hatte er schon gehört, denn am Tage seiner Thronbesteigung hatte er 10000 Mann zugrunde gerichtet . . .»

«Herr Baumann», rief Sulima klagend aus, und wieder schwankte im gelben Licht der auf dem Fußboden stehenden Lampen der schiefe Schatten seiner gebeugten Gestalt. «Sie zwingen mich, strenge Maßnahmen zu ergreifen.»

«Die schlimmste Stelle hat er schon erzählt», rief jemand lachend aus. «Nun wird's besser. Aus einem Märchen darf man doch nichts auslassen. Hat es die Chodynka gegeben oder nicht? Sind 10000 durch einen Befehl des Zaren verletzt und getötet worden oder nicht?»

«Iwan hatte durch Reisende aus der Stadt erfahren, daß das große Reich zwischen den Ozeanen seltsam beschaffen sei. Stampfte man auf einer beliebigen Stelle auf den Erdboden, so öffnete er sich und es leuchteten Gold und bunte Edelsteine aus den dunklen Tiefen der Erde. Es gab kein Land, das reicher oder herrlicher war. Und trotzdem führte es ein Betteldasein,

weil der kleine Mann es ausbeutete und in Schmutz und Unwissenheit verkommen ließ. Und deshalb wurde es von allen Ländern der Welt am geringsten geachtet. – Als Iwan nun vom Funken erfuhr, brach er sich einen Stock ab . . . »

»Euer Hochwohlgeborene«, ein atemloser Aufseher drängte sich durch die Zuhörer – »bitte ins Büro . . . General Nowitzki und der Herr Staatsanwalt sind da . . . »

Der Hauptmann fuhr zusammen und streckte beide Hände aus. Er bot einen kläglichen Anblick, wie er so einsam und verlassen, klein und mager, betrunken, mit zitterndem Kinn im beleuchteten Kreis dastand.

»Meine Herren«, sagte er. »Haben Sie es gehört? Ich bitte Sie sehr, sofort in Ihre Zellen zu gehen. Wenn der General und der Staatsanwalt entdecken, daß Sie nach der Abendkontrolle die Zellen verlassen . . . »

Er brach ab, aber diese Worte genügten. Die Häftlinge erhoben sich, ergriffen ihre Sachen und löschten die Lampen.

»In zwei Reihen, Kameraden, ohne zu drängeln! Marsch!»

Die Kolonne schritt lautlos am »Pils« vorbei, durch den Hof, durch die Gänge, so leise, daß sogar die Aufseher unter dem Eindruck der herrschenden Stimmung geheimnisvoll, mit angehaltenem Atem, auf den Spitzen ihrer breiten, schweren Stiefel dahinschlichen.

Die Zellen wurden eilig ohne jegliche Kontrolle verschlossen, Bobrowski erklärte bei dieser Gelegenheit, daß das immer so sei, und daß die Gefängnisleitung selbst nicht wisse, wo wer säße und wie viele Insassen die einzelnen Zellen beherbergten. Es gab weder im Gang noch in den Zellen Sträflingslisten. Sulimas Verzeichnis stimmte ebenfalls nicht. Bobrowski behauptete, den Namen Bemenfeld in diesem Dokument entdeckt zu haben. Diesen Mann gab es jedoch im politischen Gefängnis und aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der ganzen Welt nicht.

Der Alarm war unnütz gewesen, denn weder Nowitzki noch eine andere führende Persönlichkeit zeigte sich in dem Gang, in dem die politischen Einzelzellen lagen. Und Gratschs leichter Schlummer wurde nur einmal durch die schweren, stampfenden Schritte des schläfrigen Aufsehers gestört, der durch das »Auges der verschlossenen Tür lugte.

Am nächsten Morgen wurde er durch lauten Gesang geweckt: »Steh auf und erhebe dich, Arbeitervolk.«

Im Schloß knarrte der Schlüssel, Baumann sprang auf. »Was ist denn?»

Bobrowski rekelte sich mit Genuß. »Der Aufseher Tschekunow. Er weckt uns jeden Morgen auf diese Art. Psychologisch sehr richtig. Obwohl man weiß, daß es nur Tschekunow ist, wacht man doch sofort auf.« Er gähnte und ergriff die Hose auf dem Schemel. »Übrigens muß man sofort aufstehen, die einzige Instruktion, die streng befolgt wird. Verschläft man, so bleibt man ohne heißes Wasser.«

Morgenkontrolle, Waschen, kochendes Wasser für den Tee . . . Baumann lernte das Leben im Lukjanowgefängnis kennen und saß schon gegen Mittag in der »Iskra«-Zelle mit der Broschüre »Was tun?«, die sich infolge häufiger Benutzung schon in vollkommener Auflösung befand. Diese Leninsche Broschüre war erst im Frühjahr in Rußland erschienen, und Baumann war es während seiner abenteuerlichen Wanderungen noch nicht gelungen, sie zu erhalten.

Er mußte rasch lesen, denn am folgenden Tage sollte eine Diskussion darüber in der zweiten »Iskra«-Zelle stattfinden. Und Litwinow, der erste Organisator des Lukjanowkreises auf kulturellem und politischem Gebiet, hatte heftigen Streit vorausgesagt, weil es hier wenig »Iskra«- und Lenin-Anhänger gab, die Mehrzahl waren Ökonomen und Leser des »Rabotscheje Djelos*«, die die Ansicht vertraten, daß man die Arbeiter nicht in die Politik hereinziehen dürfe, und daß die Bourgeoisie die politische Führung übernehmen müsse.

* »Die Sache der Arbeiter«.

«Ihr streitet euch also viel?»

Litwinow nickte und wies auf die Aufschrift auf dem Einband der Broschüre «Was tun?»:

«Daß die Parteikämpfe gerade einer Partei Kraft und Leben geben, daß der größte Beweis der Schwäche einer Partei das Verschwimmen derselben und die Abstumpfung der markierten Differenzen ist, daß sich eine Partei stärkt, indem sie sich purifiziert, davon weiß und befürchtet die Behördenlogik wenig!» (Ferdinand Lassalle in einem Brief an Karl Marx vom 24. Juni 1852.)

«Sich purifizierte», wiederholte Baumann langsam. «Sehr, sehr richtig. Als Partei werden wir nichts erreichen können, wenn Menschen in unseren Reihen bleiben, die uns im entscheidenden Augenblick die Hände festhalten oder, was noch schlimmer ist, einen Fuß stellen. Der Alte hat recht, daß er so scharf gegen eine Vereinigung mit anderen auftritt. Erst muß ein einheitlicher Gedanke, ein einheitlicher Wille die Partei einigen, erst dann kann die Revolution siegen. Sonst geschieht das, was sich in der Geschichte schon so oft ereignet hat...»

Bobrowski unterbrach ihn lächelnd: «Das, was in der Frauenabteilung jetzt vor sich geht... Weißt du, daß man unsere Sozialdemokratinnen sogar beim Tee von den Ökonominen unterscheiden kann, selbst wenn sie schweigen? ... Ihre Art, den Tee aufzugießen, ist schon anders. Unsere Frauen ergreifen die Teekanne am Henkel, die Ökonominen am Schnabel.»

Alle lachten.

«Darin liegt ein Sinn. Selbst darin zeigt sich der Unterschied im Wesen der Parteien.»

«Und im Verhältnis zur Technik. – Stört Gratsch übrigens nicht beim Lesen. Er soll während der Diskussion das Referat halten... Gurski, komm, wir spielen Schach. Er kann sich inzwischen vorbereiten.»

Große Vorbereitungen erwiesen sich jedoch nicht als notwendig. Das Referat war in Lenins Broschüre enthalten. Baumann wollte am nächsten Tage mit Leninschen Worten und Redewendungen sprechen.

Krochmal war entrüstet, als Baumann das sagte. «Mit fremden Worten reden, heißt keine eigenen Gedanken haben.»

«Was für ein Unsinn! Meine Gedanken drücke ich mit meinen, Leninsche Ideen jedoch mit seinen Worten aus. Das ist ja die Eigenart Wladimir Iljitschs: er gibt jeden Gedanken in der ihm einzig zustehenden Form wieder, in der die ganze Tiefe und wesentliche Eigenart des Gedankens zum Ausdruck kommt. Kleidet man ihn in eigene Worte, so schwächt, ja entstellt man vielleicht sogar die Wirkung. Ebenso ist es mit Marx. Seine Gedanken sind klar und genau ausgedrückt, daß nur derjenige, der mit ihm streiten will, sie mit eigenen Worten zum Ausdruck bringt. Denn die Gedanken von Marx können nur widerlegt werden, wenn man sie entstellt. Der Kampf gegen Lenin wird ebenso geführt. Seine klaren und unwiderleglichen Gedanken werden entstellt und verzerrt, und dann widerlegen die Gegner diese verlogene, lebensschwache Formel. Morgen wird es sicherlich ebenso sein. Nicht nur die Anhänger des 'Rabotscheje Djelo' und die Volkstümmler werden sie entstellen. Auch unsere 'Iskra'-Anhänger verstehen nicht, daß die Schwächung und Entstellung der Leninschen Gedanken, nur um sie in eigenen Worten auszudrücken, eines Revolutionärs, also jedes echten Menschen unwürdig ist.»

Baumann hing diesen Gedanken noch nach, als er plötzlich ins Büro gerufen wurde, wo ihn jemand zu sprechen wünschte. Er wunderte sich nicht darüber, denn Gurski hatte ihm schon gleich am ersten Tage mitgeteilt, daß man ihm eine «Braut» beschafft hätte. Er wußte sogar, daß die Genossen in der Freiheit darüber aufgeklärt werden mußten, daß Nikolai Ernestowitsch Baumann Russe sei, und daß es deshalb nicht notwendig war, ein deutsch sprechendes Mädchen zu suchen.

Gurski traf ihn auf dem Wege zum Büro. Er kehrte eben aus dem Büro zurück, denn als Leiter der Gefangenen hatte er das Recht, sich frei im Gefängnis zu bewegen. Baumann blieb stehen, als ihm Gurski ein Zeichen gab.

»Vergiß nicht, daß du einen Jungen von sechs Jahren hast, der Ljoscha heißt«, sagte Gurski lächelnd.

»Und wie heißt seine Mutter?»

Gurski riß die Augen auf. »Mein Gott, das habe ich vergessen . . . Mascha . . . Warja . . . Nein. Schließlich ist das nicht so wichtig. Sie ist allein da, es sind keine anderen Besucher mehr anwesend. Macht bloß keinen Kohl.«

Er lachte.

»Möglich wäre es natürlich, daß inzwischen jemand gekommen ist. Auf alle Fälle habe ich dich beschrieben, damit sie dich erkennt: klein und bucklig, rotes Haar, soweit überhaupt vorhanden, und eine große Glatze. Von den besonderen Kennzeichen habe ich großzügigerweise nur eins beschrieben: Star am linken Auge. Laufe nun. Und sieh unbedingt zu erreichen, daß man den Jungen zu dir hinter das Gitter läßt. Umarme ihn sehr herzlich . . . Hast du mich verstanden?»

Im Empfangszimmer gab es mit einem Zwischenraum von einem Arschin* zwei Gitter, die von einer Wand zur anderen liefen. Zwischen ihnen hockte, wohlwollend und würdevoll, der älteste Aufseher, der gutmütige Mokeitsch mit dem langen, weißen Schnurrbart.

Die »Braute«, das heißt in diesem Falle wohl die »Gattine«, da sie ja einen Sohn hatte, war schon da. Sie war groß und hübsch. Unter dem breitrandigen, weißen Strohhut, mit lustigen, seidenen Mohnblüten, sahen ihm aufgeregte, dunkle Augen aufmerksam entgegen. Sie hielt einen kleinen Jungen in einem weißen Matrosenanzug an der Hand, der aus irgendeinem Grunde eine Schürze trug. Gratsch lächelte sie herzlich an, so, als kenne er sie schon längst. Sie erwiderte seinen Blick, errötete, hob die Hand und begann schnell und unzusammenhängend zu reden. Er konnte kein Wort verstehen. Aber im Grunde genommen

* 0,711 Meter.

mußte eine Frau, die ihren geliebten Mann nach langer Trennung im Gefängnis hinter Gittern wieder sieht, sich ja so benehmen.

Das war gut und natürlich. Aber unnatürlich und schlecht war es, daß der kleine Junge Baumann gar nicht beachtete. Er streifte ihn mit einem flüchtigen Blick und starrte wieder den alten Aufseher mit dem langen Schnurrbart, Säbel und Pistole und den glänzenden Knöpfen an der Brust an. So ein Mangel an Aufmerksamkeit dem Vater gegenüber konnte verdächtig erscheinen. Allerdings war Mokeitsch von allen Aufsehern der gutmütigste, und jetzt beobachtete er das »Wiedersichene« nur hin und wieder mit einem flüchtigen Blick und gab sich dann dem süßen Schlummer hin. Übrigens konnte Ljoscha ja ein Sohn aus der ersten Ehe seiner »Braute« sein. Zu dumm, daß er Gurski nicht gefragt hatte, ob es seine Frau oder seine Braut sei. Nein, Gurski hatte doch ausdrücklich »Braute« gesagt. Trotzdem rief Baumann aus: »Ljoscha! Hast du mich ganz vergessen, mein Lieber?»

»Er hat dich so lange nicht gesehen«, antwortete die Mutter, und verbarg sich vorbeugend, den Jungen vor dem Blick des Aufsehers, damit dieser den erstaunten Ausdruck des Kleinen nicht bemerkte. Ihre Stimme war tief und angenehm. Baumann war sehr zufrieden mit seiner »Braute«.

Er sprach wieder, dieses Mal ganz ruhig. Vorschriftsmäßig hörte der Aufseher zu, aber er bemerkte sofort, daß Baumann auf diesem Gebiet erfahren war und nur erlaubte Themen anschlug. Er plauderte von Familien- und häuslichen Angelegenheiten, denn sonst würde ja das »Wiedersichene« unverzüglich – so hieß es in der Vorschrift: »unverzüglich« – unterbrochen und ein zweiter Besuch nicht mehr gestattet werden. Aber Baumann sprach nur Erlaubtes über Ljoscha, ob er auch brav sei und seiner Mutter keinen Kummer bereite, vom Kätzchen und vom Turnen, ob sie noch so viel turne und ob ihre Hände kräftig seien . . .

»Kannst du ein Pud heben?»

Sie lachte. Es war wirklich eine komische Frage. Sogar der

alte Mokeitsch lächelte. Diese zarte Frau und ein Pud heben! Dann unterhielten sie sich über Blumen und sprachen ausführlich darüber, daß Baumann Blumen zu seinem Geburtstag erhalten sollte.

«In drei Tagen.»

Nun war die Medizin an der Reihe. Weshalb war sie noch nicht eingetroffen? Die «Braute» schien beunruhigt. «Wieso? Ich habe sie doch selbst im Büro abgegeben? Anscheinend hat man sie dir noch nicht übergeben. Übrigens hätte ich beinahe vergessen, dir zu erzählen, daß Onkel Jegow erkrankt ist... Nein, es ist nicht ansteckend.»

Mokeitsch hob den Kopf, als der Name Jegow fiel. Er kam ihm so bekannt vor, als hätten die Politischen ihn schon öfters im Gespräch mit ihren Bräuten erwähnt.

Er versuchte sich zu erinnern. Aber in diesem Augenblick lachten die beiden gleichzeitig sehr laut und meinten: «Er ist gut, er wird es erlauben.»

Sie sahen ihn an. Mokeitsch runzelte die Stirn und erhob sich. Das schickte sich nicht, daß man ihn so ansah und lachte. Im Gefängnis noch dazu! Es war überhaupt Zeit, den Besuch zu beenden. Er hatte schon den Mund geöffnet, um das mitzuteilen, aber sie kam ihm zuvor.

«Er möchte Ljoscha einen Kuß geben. Sie erlauben es doch, nicht wahr? Sie werden es erlauben, Sie sind so gut!»

«Auf keinen Fall», rief er ehrlich erschrocken aus, denn jede Berührung mit einem Nichtinhaftierten, vor allem, wenn dieser nicht vorher durchsucht wurde, war streng verboten. Und wenn auch die Instruktionen Kinder nicht erwähnten und Kinder nicht als richtige Menschen betrachtet werden konnten, so war es doch unmöglich. «Auf keinen Fall», wiederholte er.

Aber sie hörte nicht auf ihn, hob den Jungen rasch über die niedrige Barriere, und einen Augenblick darauf hing der Knabe in den ausgestreckten Händen der Frau über dem Zwischenraum. «Halten Sie ihn», rief sie fröhlich und warnend aus. «Ich lasse ihn gleich fallen.»

«Ach, du mein Gott...» Der Alte ergriff das Kind, denn sie ließ es tatsächlich los, aber der Junge versuchte sich loszureißen, sobald die Hände des Aufsehers ihn berührt hatten.

«Mama!» brüllte er.

«Hierher», rief Baumann fröhlich aus.

Der durch den Widerstand des Kindes gekränkte Aufseher schwang den Jungen mit bösem Blick über die zweite Barriere zu Baumann hinüber, der ihn fest umarmte. Seine Hände glitten zärtlich über den schüchtern widerstrebenden Körper des Kindes, und die Finger fanden sofort in der Seitentasche der Schürze ein dickes Paket.

Die Frau lächelte dem Aufseher durch das Gitter zu. «Ich danke Ihnen. Ich wußte doch, daß Sie gut sind. Man sieht es Ihnen an.»

Mokeitsch wandte sich ihr zu. Es war nur ein Augenblick. Aber auch dieser Augenblick genügte. Das Päckchen glitt aus der Schürzentasche in Baumanns Ärmel. Baumann hob den Jungen hoch, damit es weiter nach hinten bis zur Schulter rutsche.

«So, da hast du deinen Ljoscha wieder.»

Die blauen Augen des Kleinen sahen Baumann aufmerksam an. Das war ein Spiel, aber seinen Sinn verstand er nicht.

«Hopp!» Über das Gitter zum Aufseher und dann sofort über das zweite Gitter.

«Mama!»

Nun lachte Ljoscha über das ganze Gesicht. Der Rückflug hatte ihm großen Genuß bereitet. Dieser Onkel konnte tüchtig schaukeln!

«Noch einmal!»

Alle lachten. Mokeitsch besann sich allerdings sofort und setzte eine strenge Miene auf. «Das ist verboten.»

Aber Ljoscha baumelte schon mit den Beinen über Mutters Gitter.

«Hopp!» Zum Alten und dann über Onkels Gitter. Der Onkel küßte ihn wieder und warf ihn hoch in die Luft und...

«Hopp!» Wieder auf demselben Wege zurück. Mokeitsch wischte sich den Schweiß von der Stirn.

«Der Besuch ist beendet», sagte er und runzelte die Stirn. Dann schwenkte er drohend den Säbel in der alten, durchgeriebenen Scheide. «Bitte, gehen Sie jetzt.»

Sulimas Erscheinen hinter dem Außengitter verlieh seinen Worten Nachdruck. Der Hauptmann war glatt rasiert und trug einen neuen, sauberen Rock. Baumann hatte schon spöttische Bemerkungen der «Iskra»-Anhänger über Sulimas Vorliebe, vor den «Bräuten» in voller Pracht zu erscheinen, gehört. Nun verneigte sich der magere Körper höflich, und Sulima zwirbelte den Schnurrbart auf. In der Linken hielt er weiße Wildlederhandschuhe. Die reinste Parade.

Gratsch nutzte diesen Augenblick aus, steckte die Rechte mit dem Ärmel in die Tasche und schüttelte sich mit dem ganzen Körper. Das Paket rutschte in die Tasche herab. Nun war alles in Ordnung. Der Hauptmann betrachtete noch immer die «Braut».

«Es ist Zeit», begann der Hauptmann. Mokeitsch stand stramm und meldete: «Ich habe schon den Befehl erteilt.»

«Gestatten Sie noch ein paar Minuten», bat die Frau. «Wir haben so wenig voneinander gehabt.»

«Leider muß ich zu meinem großen Bedauern...» – Sulima verbeugte sich galant. – «Die Zeit ist schon vorbei und sogar mit einem Haken.»

«Womit?» fragte die Frau entsetzt.

«Mit einem Haken», erwiderte Sulima und schlug die Absätze zusammen.

«Kennen Sie diesen ukrainischen Ausdruck nicht: darüber hinaus. Ich dachte, daß Sie den hiesigen Dialekt kennen. Und Ihrem Namen nach zu urteilen, der ukrainisch klingt...»

«Ukrainisch?» Sie lachte laut auf. «Meinen Sie, daß Ljusja ukrainisch ist?»

Ljusja hieß sie also. Nun war alles in Ordnung.

«Auf baldiges Wiedersehen, Ljusja.»

«Auf Wiedersehen, Nikolai.»

Ljoschas Päckchen enthielt elf Pässe. Elf Mann wollten fliehen. Ein Wahnsinn, alle Pässe auf einmal zu riskieren! Allerdings hätte es für den Betreffenden, der sie überbrachte, keinen Unterschied bedeutet, ob es elf oder zwei Pässe waren. Und dann stellte man sie ja auch selbst her; also wäre der Verlust nicht so groß gewesen.

Gratsch lachte. Die Genossen hatten recht. Lieber einmal als elfmal riskieren. Zehn Chancen weniger, einen Mißerfolg zu erleiden.

Fabelhaft, diese Ljusja! Und wie stark sie war. Hatte sie Ljoscha nicht wie eine Feder emporgehoben? Wer war sie?

Aber niemand wußte es.

Übrigens war das nicht von wesentlicher Bedeutung, das sollte der einzige Besuch sein, denn Baumann hatte seiner «Braut» die letzten Befehle übermittelt und den Tag der Flucht mitgeteilt.

In drei Tagen.

Die «Iskra»-Männer waren bestürzt, als Baumann ihnen mitteilte, daß er diese Frist festgesetzt habe, denn niemand hatte ihn damit beauftragt. Er «forcierte die Ereignisse», wie Krochmal sich ausdrückte, und maß sich Vollmachten zu, die nur dem «Diktator der Flucht», Litwinow, zustanden. Aber Gratsch lächelte warmherzig und offen, wie stets, und erklärte, daß er von Litwinows Diktatur nichts gewußt und angenommen habe, daß «Papachen» nur auf Grund seiner großen Energie und nicht im Auftrag der Partei die Leitung übernommen hätte, und daß er die Flucht beschleunigen wollte, weil sich die Vorbereitungen schon zu lange hingezogen hätten. Pässe und Geld wären vorhanden. Das Material für die Leiter – Laken, Handtücher, Schemel und Stühle – ebenfalls, denn sie brauchten nur aus den Zellen geholt zu werden. Die Dosis Chloralhydrat, mit der der

Aufscher betäubt werden sollte, war schon an Maltzmann und anderen ausprobiert worden und ein Vorrat davon in ihrem Besitz; nur mußte das Mittel verwandt werden, ehe es sauer und wirkungslos wurde. Auch die Art der Überreichung des Ankers war geregelt. Wenn das gelang, gab es kein Hindernis mehr. Sollten sie darauf warten, daß es regnete und die Abendspaziergänge eingestellt werden mußten?

Gegen diese Argumente war nichts einzuwenden. Baumann und Bobrowski stellten in dieser Nacht die Leiter aus schmalen, gewundenen Streifen zerrissener Betttücher her und verwandten die Stuhl- und Schemelfüße als Sprossen. In vielen Zellen befanden sich für eigenes Geld erworbene Korbsessel.

Die Leiter war sieben Arschin lang und hatte dreizehn Sprossen. Sie wurde in Baumanns Matratze verpackt, die angeschwollen, mit hervorstehenden Sprossen sehr auffallend aussah. Lange konnte man dieses Monstrum nicht verbergen. Es mußte bei der nächsten Kontrolle auffallen, und dann ging es ihnen schlecht.

Also keine Verzögerung mehr! Übermorgen!

Als Bobrowski sich am Abend ausstreckte, schlief er sofort ein. Der Tag war sehr anstrengend gewesen. Bei Baumann machte sich die Müdigkeit dadurch bemerkbar, daß er nicht einschlafen konnte. Die Schlaflosigkeit war qualvoll und langweilig, jene »müde« Schlaflosigkeit, in der sich die Gedanken langsam und schwerfällig dahinschleppten, unnütze Gedanken, die niemand zu helfen vermochten. Gedanken über ein Nichts, über die Gegenstände, auf die der Blick zufällig fiel, und die einen trägen Gedankengang auslösten.

Bobrowski schlief selbstvergessen und schnarchte nicht einmal. Baumann hatte schon früher festgestellt, daß Menschen, wenn sie sehr müde waren, nicht schnarchten. War es Zufall? Unbeweglich wie ein Toter lag Bobrowski da.

Warum nannte man ihn eigentlich »Mostschie?« Dumm war das! Eine Leiche, die nicht verwest war, sondern sich in

* Leichnam eines Heiligen.

eine Mumie verwandelt hatte, und aus diesem Grunde von Christen, die der Ansicht waren, daß derjenige, der nicht verwest, heilig sei, als Reliquie angebetet wurde. So idiotisch! Was hatte das mit Bobrowski zu tun?

Die meisten Deck- und Spitznamen waren unzutreffend. Beim illegalen Kampf suchte man sich und den anderen oft unpassende, sinnlose, dumme Namen aus. Wenige paßten zu ihrem Träger. Lenin wurde zum Beispiel »Alter« genannt. Das war gut! Die hohe Stirn und die lebhaften, lachenden, jungen Augen bewogen einen dazu, unwillkürlich zärtlich »Alter« zu sagen. »Papachen« paßte auch zu Litwinow, und die Benennung »Bär« zu Essen, er wirkte wirklich wie ein tolpatschiger, zottiger Bär, der im Begriff ist, auf einen loszustürzen. »Absolute« war auch der geeignete Name für Jelena Dimitriewna, denn sie fing jeden Satz mit »absolut« an. »Onkelchene« und »Pferdchene« waren auch nicht schlecht. Man stellte sich einen ehrlichen Gaul vor, der schwere Lasten schleppte, und der, allen Hindernissen zum Trotz, die Karre doch noch wie ein Märchenroß aus dem Dreck zog. »Gratsche« war auch gut. »Frühlingsvoge« hatte Kosuba hinzugesetzt. Aber das waren Ausnahmen. Die übrigen Benennungen waren mißlungen, weil die Menschen immer noch die Ansicht vertraten, daß der Name etwas Zufälliges sei. Sie dachten nicht daran, daß der illegale Kampf und die Partei Keimlinge einer neuen Welt waren, und daß man darin wie in einer zukünftigen Welt leben müsse. In Zukunft sollte jeder sein eigenes, einmaliges Gesicht haben und danach auch benannt werden, nicht zu Ehren eines Toten oder eines bekannten Mannes der Vergangenheit, sondern im Hinblick auf die Zukunft, nicht ein gewesener, sondern ein kommender Name.

Das heruntergeschraubte Licht der Lampe wurde schwächer und die Finsternis in der Zelle dichter. Sicher war das Petroleum ausgebrannt. Baumann erhob sich. Die großen, rötlichen Ratten unterhalb des Fensterbrettes fuhren erschrocken auseinander und flüchteten, die nackten, langen Schwänze über den kalten Steinboden schleifend.

Am Fenster hingen die Wurst und ein Päckchen Butter, die den Gefangenen zugeschickt worden waren. Die ganze Zelle roch danach. Deshalb waren die Ratten auch erschienen und hatten sich bemüht, die Kostbarkeiten zu erlangen. Übrigens liefen sie sowieso jede Nacht über den Fußboden.

Die huschenden Schatten der Ratten und das flackernde, gelbe Licht der erlöschenden Lampe wirkten unheimlich. Ja, es war ihm unheimlich zumute. »Unheimlich!« Baumann wiederholte das Wort ganz laut, denn er fürchtete sich vor Worten nicht. »Unheimlich!«; der Wunsch, eine frohe Menschenstimme zu vernehmen und die Hand eines Kameraden zu schütteln, wurde übermächtig in ihm. Sollte er Bobrowski wecken oder bei Litwinow in der Nachbarzelle anklopfen?

Sollte er es tun? Baumann lächelte unwillkürlich. Sie hatten sich während seines Aufenthaltes in diesem Gefängnis noch kein einziges Mal durch Klopfzeichen verständigt. Und das nannte sich ein Gefängnis! Vielleicht hatte er das Alphabet schon vergessen? Nein. Kaum hatte er die Augen geschlossen, da stand schon die Tabelle der geheimen Klopfzeichen deutlich vor ihm.

Baumann wandte sich der Wand zu und schlief plötzlich ein. Zwei schwere, dumpfe Schläge weckten ihn.

»Schüsse! Hörst du?«

Baumann war sofort wach und blickte zu Bobrowskis Pritsche hinüber. »Mostschie« saß auf dem Rande seiner Pritsche, die nackten Beine baumelten herunter, das Haar fiel in langen Strähnen ins Gesicht, und die Augen starrten wie die eines Irrsinnigen ins Leere. Er lauschte angestrengt. Schüsse! Nein, es war alles ruhig.

Eine eigenartige Stille lastete in der Zelle, eine Stille vor dem Sturm. Nicht nur die Zelle, das Gefängnis, die Nacht und die schwarze Finsternis jenseits der Gefängnismauern schienen den Atem anzuhalten.

Bobrowski schlich auf Zehenspitzen zur Tür... Die Stille schien von endloser Dauer... Und dann wurde sie plötzlich von einem durchdringenden Schrei aus vielen Kehlen, vom

Stampfen schwerer Stiefel und vom schrillen Läuten der Alarmglocke zerrissen. Schnell und böse knatterten Revolvergeschüsse direkt unter dem Fenster. Schwere Stiefelsporen dröhnten in eiligem Lauf über die Steinfliesen des Ganges.

Baumann sprang auf.

Sie standen nun nebeneinander vor der verschlossenen Tür, atmeten schwer und lauschten den Stimmen im Gang. Dann wurde es wieder still. Nichts regte sich, weder im politischen Teil des Gefängnisses noch draußen auf der Straße hinter den Gefängnismauern. Aber sie standen noch immer barfuß und im Nachthemd an der Tür.

Rechts klopfte es vorsichtig und leise an der Wand. Und sofort waren Schläfrigkeit und Müdigkeit verschwunden, denn das Gefängnis hatte seine Stimme erhoben.

Gratsch lehnte sich auf seiner Pritsche zurück und fing mit seinem guten Gehör vier Buchstaben auf. Der erste entglitt ihm, weil er erst später zu zählen begonnen hatte.

– l u c h t.

Flucht? Ohne sie? Und ohne Litwinow? Denn Litwinow war es, der da klopfte.

Gratsch klopfte nun seinerseits, bemüht, die Ungeduld zu zügeln und nicht zu schnell zu klopfen. Ausgerechnet mußten das Buchstaben sein, die viele Klopfzeichen erforderten. Nun mußte er siebenmal für einen Buchstaben klopfen.

Wer?

Der etwas schwerhörige Bobrowski hatte seinen Kopf an die Wand gepreßt und wiederholte flüsternd die Buchstaben. Das Wort, das Litwinow zur Antwort klopfte, war lang, aber sie errieten es sofort.

K r i – – –

Die Kriminellen!

»Das hat noch gefehlt! Ausgerechnet an dem Tage, an dem wir fliehen wollen... So eine Gemeinheit! Nun wird das Gefängnis streng bewacht und verschlossen werden.«

»Bestimmte, stimmte Bobrowski düster zu. »Nach solchen

Geschichten folgt immer Strenge. Der nächste Tag ist jedenfalls zum Teufel.»

«Nein!» Baumann schlug mit der Faust auf den Tisch. Dann besann er sich. Am nächsten Tag konnte man natürlich nichts unternehmen. Sie mußten schon am frühen Morgen Baumanns schwarzes Hemd aus dem Fenster heraushängen, damit die Genossen draußen wußten, daß es nicht klappte, und nicht ein weißes Handtuch, wie sie verabredet hatten.

Sein Fenster war von der Poltawskaja-Straße aus zu sehen. Dort erwartete man das Signal.

«Zum Teufel noch einmal, so etwas! Das ist doch: Die geflohenen Diebe haben uns unseren nächsten Tag gestohlen.»

Eine Tür im Gang schlug dumpf. Es mußte die Tür sein, die hinausführte; nur sie fiel so schwer zu und quietschte so. Gewehre klirrten... Schwere Schritte hallten durch den Gang... Anscheinend stampften viele Männer durch den Korridor.

Sicherlich wurden die Zellen durchsucht... Das war nach einer Flucht stets der Fall.

An der Wand ertönte heftiges Klopfen... drei, vier...

«Da.»

Baumann schlug mit der Faust gegen die Wand. «Wir wissene, sollte das bedeuten.

Die Leiter, sieben Arschin lang mit 13 Sprossen... die Leinenstreifen zu Stricken zusammengedreht... Sie würden sofort die Matratze auftrennen... Man brauchte nur darüber zu streichen und fühlte alles durch... Ja, man sah es sogar mit bloßem Auge... Wo könnte man es verstecken? Ausgeschlossen... 13 Sprossen... in diesem Steinsack...

Immer näher kamen die Schritte, Sporen, Säbel und Gewehre klirrten...

«Alles umsonst? Nein, das gibt es nicht.» Bobrowski ergriff den einzigen Schemel und lehnte sich mit dem Rücken an die Wand neben der Tür, bereit zuzuschlagen. Sobald die Tür sich öffnete, wollte er mit der Schemecke die Schläfe treffen, der Mann würde auf der Stelle tot sein. Dann ergriff man

sofort sein Gewehr, das war dann für die beiden nächsten bestimmt.

Baumann riß ihm mit einem sicheren und kräftigen Griff den Schemel aus der Hand und stieß Bobrowski zur Pritsche. «Aus jeder Lage gibt es einen Ausweg, nur aus dem Sarge nicht. Willst du etwa in den Sarg?»

Er warf sich mit dem Gesicht auf die harte Matratze. Die Stimmen erklangen direkt vor der Tür, es wurde laut gesprochen. Baumann wartete nur auf einen Ton, das Knarren des Schlüssels im Schloß.

Aber dieser Ton blieb aus.

Im Gang lachten zuerst eine unbekannte Stimme, dann die der Aufseher. Die Schritte entfernten sich, laut fiel die eisenbeschlagene Außentür zu. Dann war es wieder still.

«Weißt du, was sie gesagt haben, Bobrowski?» rief Baumann den Kameraden an. «Ein voller Mißerfolg! Zwei Tote, drei Verletzte, einer wurde im Laufe der Verfolgung erschlagen, die übrigen sind verhaftet worden. Morgen wird man sie bis zur Vernehmung prügeln...»

Bobrowski antwortete nicht. Die überreizten Nerven hatten nachgegeben. Er lag ohnmächtig da.

37

«Ja.» – Der Angerufene, Kosuba, wandte sich um.

Außer ihm befanden sich noch fünf oder sechs Arbeiter und einige Jugendliche im Zimmer. Sie drängten sich um einen mit Blumen bedeckten Tisch. Zwei junge Mädchen machten einen Strauß aus Rosen, Levkojen und Georginen. Der Eingetretene ließ seinen Blick über das Zimmer gleiten und fragte leise: «Darf ich?»

Kosuba lächelte freundlich. «Vor den Kindern? Wo soll ich hin mit ihnen? Her damit, Semjon.»

Semjon stellte einen verdeckten Korb auf den Stuhl, warf das Tuch zurück und holte einen fünffüßigen eisernen Anker

hervor. »Will nicht prahlen, er eignet sich aber als Gegengewicht für einen Elefanten.«

Kosuba lachte. »Für einen Elefanten brauchen wir ihn auch. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Meinst du, daß er schwer genug ist?« Er hob den Anker auf, spannte die Muskeln, betrachtete den Anker prüfend und schien zufrieden.

Weshalb mußte ausgerechnet er, ein Fremder in Kiew, diese Flucht organisieren? Weil er älter als die anderen oder weil er Arbeiter war? Warum hörte die ganze Jugend besonders auf ihn? Im Depot, in der Eisenbahnwerkstatt, in der Grötter-Fabrik folgten sie bereitwillig seinen Anweisungen, seitdem ihre Führer verhaftet worden waren.

»Nun, Maria Fjodorowna, mach es so, wie ich es dir gesagt habe.«

Eine kleine, frische Blondine nahm den Anker mit beiden Händen entgegen und schrie erschrocken auf: »Mein Gott, wie schwer! Nie im Leben wird Ljusja ihn halten können.«

Die dichten Augenbrauen mißmutig zusammengezogen, erwiderte Kosuba gereizt: »Wieso wird sie ihn nicht halten können? Es ist notwendig. Also hat es keinen Zweck, noch weiter darüber zu reden... Wenn es sein muß, tragen wir auch eine Kanone in der Tasche hin. Das ist meine Ansicht. Beeilt euch, die Zeit vergeht.«

Maria legte den Anker auf den Tisch. »Ihr müßt ihn mit dickstämmigen Blumen umwinden, damit man ihn, falls der Strauß untersucht wird, nicht durchfühlt.«

Er hielt eine Chrysantheme hoch. Maria rümpfte unzufrieden die Nase. »Das verstehen wir schon selbst. Blumensträuße sind Frauenangelegenheit. Stören Sie uns nicht! Jeder hat seine Aufgabe.«

Behende Mädchenfinger umwanden den Anker mit Blumen. Maria seufzte. »Schade, daß es im August keinen Flieder gibt! Im Flieder kann man einen ganzen Mann, geschweige denn einen Anker verstecken.«

Die Anwesenden gaben ihr Ratschläge. Aus irgendeinem

Grunde sprachen sie beinah flüsternd. »Mach die Chrysantheme oben buschiger.« »Enger aneinanderreihen...«

»Mischt euch nicht ein, ihr stört mich doch nur, ihr Schlauberger, das habe ich doch schon gesagt. Das wird sowieso kein richtiger Strauß, gleicht eher einem Kohlkopf, ein richtiges Monstrum...«

»Nicht dicht genug, sie fühlen den Anker durch.«

»Sie fühlen ihn durch«, äffte Maria nach. »Und die Rosen haben Sie vergessen? Es kommen ja noch Rosen rundherum... Da soll nur einer kommen... Solche mit den schlimmsten Dornen habe ich beim Einkaufen ausgesucht. Tretet bitte zurück, wie oft soll ich es euch noch sagen? Habt ihr denn alles fertig?«

Tatsächlich, hatten sie auch an alles gedacht?

Kosuba verließ den Tisch und überlegte – zum wievielten Male schon –, Pässe übergeben, genau elf an der Zahl... Jeder hatte auch eine Adresse erhalten, an die er sich nach der Flucht wenden sollte.

Hundert Rubel pro Person waren auch überreicht worden.

Die »Medizin«. Sie hatten noch eine große, neue Portion Chloral erstanden, die mindestens für zwei Gefängnisse reichte. Dann war da noch das Boot, das die Flüchtlinge über den Dnepr nach Darniza bringen sollte.

»Ist das Boot in Ordnung?«

»Damit können Sie bis zum Schwarzen Meer fahren«, erwiderte eine Stimme. Also alles in Ordnung! Nun mußte nur noch der Anker überreicht werden. »Gratschs Frau« wollte ihn hinbringen.

Er schielte zum Tisch hinüber, und es zuckte spöttisch um seinen Mund. Gratschs wirkliche Frau war jene große, dunkle, die neben Maria stand. Sie hieß Nadeshda. Nadja war vor einer Woche eingetroffen und hatte Geld mitgebracht. Die »Iskra« hatte ihnen aus der Verlegenheit geholfen, sonst hätten sie die Flucht nie finanzieren können. Die hiesigen »Sympathisierenden« waren durch die Verhaftungen so eingeschüchtert, daß sie nichts mehr gaben. Es waren eben Spießer!

Die richtige Frau war also hier, aber sie durfte sich nicht im Gefängnis sehen lassen, denn sie kam aus dem Ausland, war »Iskra«-Anhängerin und hatte übrigens auch berichtet, wie sie mit Gratsch in der Druckerei in Genf gearbeitet hatte.

Die angebliche Gattin, Ljusja, ein gutes Mädchen, das für ihren Sohn sorgen mußte, wollte ins Gefängnis gehen.

»Fertig! Ruft Ljusja.«

Gratschs kräftige, große Frau hob den Strauß in die Höhe, als wäre er so leicht wie eine Feder. Ljusja reichte ihr nur bis zur Schulter.

Maria dachte wohl nur daran, denn sie schüttelte zweifelnd den Kopf. »Er ist sehr schwer. Ljusja wird ihn bestimmt nicht halten können. Verlaßt euch darauf.«

»Nicht? Wiederhole das noch mal! Sage es mir direkt ins Gesicht, Maria.«

Maria wandte sich der offenen Tür zu und lachte. »Sie kommt immer im richtigen Augenblick. Mein Gott, wie hübsch du heute bist!«

»Nur heute?«

Ljusja lachte und strich sich das Kleid glatt. Sie lachte etwas lauter, als notwendig war, und ihre Augen glühten fieberhaft. Vielleicht sah sie heute deshalb so anders aus. Eine Schönheit? Ja, das war sie mit ihren großen, schwarzen Augen, dem blonden, lockigen Haar, das unter dem keck zurückgebogenen Hutrand wie Gold hervorleuchtete, und dem Blumensträußchen an der bunten Seidenschärpe des Kleides. Ljoscha, auch im Sonntagstaat, hielt sich mit der Hand an Mutters leichtem, grauem Kleid fest.

Sie griff mit nachlässiger Bewegung nach dem Blumenstrauß, den Gratschs Frau ihr überreichte . . . Fast fiel er auf den Boden, die Spitze schlug schon gegen das Parkett. Ljusja hatte nicht erwartet, daß er so schwer sein würde.

»Du bist verrückt! Beinah hättest du ihn fallen lassen. Ich habe doch gesagt, daß er zu schwer ist. Beinah wäre meine ganze Arbeit umsonst gewesen.«

Ljusja war blaß geworden und warf Maria einen wütenden Blick zu. »Schäme dich. Ich hatte nur im Augenblick nicht daran gedacht und das Gleichgewicht verloren. So geht es ausgezeichnet, siehst du?«

Sie erhob den Strauß mit der ausgestreckten Hand . . . Alle starrten ihn und die schmale, weiße Hand, die ihn hielt, an. Sie zitterte verräterisch.

»Die Hand zittert.«

Nadja nahm sie in Schutz. »Das schadet nichts, auch wenn man es merken sollte«, sagte sie. »Das ist doch ganz verständlich. Die Gattin regt sich auf, weil sie ihrem Mann im Gefängnis zum Geburtstag gratulieren muß. Wenn wir uns aufregen, zittern uns doch immer die Hände. Und manchmal sogar stärker, als eben Ljusjas. Und dann wird sie den Strauß ja auch nicht lange zu halten brauchen. Sie muß ihn ja nur überreichen . . . Er wird ihn sofort ergreifen.«

Kosuba blickte düster auf die Blumen. Er schien zu zweifeln. Ljusja merkte das und beilte sich. Sie hielt den Strauß mit nachlässiger Geste etwas tiefer und ergriff Ljoschas Hand: »Gehen wir.«

»Erinnerst du dich an die Instruktion?« fragte Kosuba leise. »Pawlo, der Signalmelder, wird auf der Poltawskaja-Straße warten. Mach keinen Kohl . . . Also hoffentlich auf ein baldiges Wiedersehen . . . Sei vorsichtig, vergiß nicht, es geht bei den Männern ums Leben.«

Es war sehr still im Zimmer, als Ljusja hinausging. Die Blicke aller Anwesenden folgten ihr. Würde sie zurückkehren? Fand man den Anker, so ließ man sie nicht mehr heraus. Sie würde General Nowitzki vorgeführt werden und dann ins Gefängnis kommen. Deshalb nahm sie Ljoscha mit. Verhaftete man sie, so hatte sie ihr Kind bei sich.

Als sich die Tür hinter Ljusja schloß, wandte sich Kosuba an die anderen: »An eure Plätze, Genossen! Noch einmal die Adressen überprüfen. Und sobald die Dunkelheit einbricht, die Flüchtlinge erwarten!«

Ljusja erkannte Pawlo schon aus der Ferne. Er schritt, in einer weißen Schürze über einem roten Hemd, braungebrannt, mit braunen Locken und lustigen Augen am Rande des Bürgersteiges auf und ab. Verkäufer durften nicht mit ihren Waren auf dem Bürgersteig gehen, und Pawlo handelte mit bunten Luftballons, die über ihm emporschwebten. Dutzende waren es, man konnte sie nicht zählen, und sie leuchteten in allen Farben: blau, rot, grün; über allen aber schwebte ein riesengroßer, weißer Luftballon mit einem blauen Hahn, der schönste und teuerste Luftballon, der als Signal dienen sollte.

Pawlo schüttelte den lockigen Kopf, als er Ljusja erblickte, und ging ihr entgegen. Leise klirrte das Eisen der benagelten, hohen, frisch geputzten Stiefel auf dem harten Kiesweg. Hin und wieder rief er laut und lustig seine Ware aus und betrachtete die Fußgänger mit fröhlichen Blicken. »Luftballons, herrliche Luftballons! Kauft Luftballons! Für einen Fünfer fliegen Sie aufs Dach, für einen Rubel auf den Mond.«

Er bot sie einer dicken Frau mit einer seidenen Handtasche und einem kleinen, runden Strohhut an, schritt neben ihr her und überredete sie: »Kaufen Sie, gnädige Frau. Für einen Fünfer aufs Dach. Ich bürgе dafür.« Die Vorübergehenden lachten. Ein kleiner, angeheiterter Handwerker zwinkerte Pawlo zu: »Dieses Faß hebst du nicht einmal auf die Laterne.«

Es fiel gar nicht auf, als er auf Ljusja und Ljoscha zuschritt, die inzwischen herangekommen waren, und die Mütze zog: »Für einen Fünfer aufs Dach . . . Erfreuen Sie den jungen Mann.«

Ljusja lächelte, aber ihr Gesicht war blaß und die kleine Ader auf der Stirn klopfte unentwegt. In der linken Hand trug sie, von einem Zeitungspapier umwickelt, den schweren Blumenstrauß. Der Weg bis zum Gefängnis war so lang! Sie wechselte dauernd die Hände, sonst hätte sie es nicht geschafft. Und nun zitterten beide Hände.

Pawlo . . . das Gefängnis . . . endlich war sie da. Die Muskeln bebten nicht mehr.

»Nein, wir wollen lieber für einen Rubel auf den Mond. Nicht wahr, Ljoscha?«

Ljoscha senkte den Blick, um die große Freude, die ihn zu überwältigen drohte, zu verbergen. Pawlo sah Ljusja an und beeilte sich, den weißen, größten und teuersten Luftballon mit dem Hahn zu lösen. »Halte ihn fest, kleiner Kavalier. Läßt du ihn fliegen, so fliegt er mit dem Schwanz vorwärts.«

Ljoscha hob den Kopf. Und dann klappte er überrascht die Augenlider auf und zu und blinzelte bestürzt.

»Onkel Pawlo!«

Eine der wichtigsten Vorschriften der illegalen Geheimarbeit ist, Menschen, die man kennt, bei einer Begegnung nicht in die Augen zu sehen. Man kann Gesicht, Stimme, Wuchs, Gestalt verändern, nur nicht die Augen. Pawlo war nicht vorsichtig gewesen . . . Vielleicht hatte ihn Ljusjas blasses Gesicht verwirrt. Er hatte mit fremder Stimme die Waren ausgerufen, die Augen jedoch nicht versteckt, und Ljoscha hatte ihn sofort erkannt.

Ljusja ergriff die Hand des Sohnes und zog ihn fort. »Was für ein Pawlo? Das bildest du dir ein.«

Glücklicherweise war niemand in der Nähe, der es hören konnte. Nur irgendein altes Weiblein, mager und bucklig, das Kopftuch tief in der Stirn, schleppte eine schwere Tasche an ihnen vorbei, aus der ein Fischschwanz hervorlugte. Bestimmt war sie taub.

Inzwischen war Pawlo schon weit weg an der nächsten Straßenecke. Wieder rief er seine Ware aus und schüttelte die farbenprächtigen Luftballons. »Luftballons, Luftballons!« Gleichzeitig schielte er jedoch zum Gefängnis hinüber und beobachtete ein vergittertes Fenster im zweiten Stock. Auf Ljusjas Signal hin sollte eine Antwort an diesem Fenster erfolgen.

Ljusja beugte sich zu Ljoscha herab. »Auf den Mond, nicht wahr, Ljoschenjka? Der Hahn wird mit dem Schwanz voranfliegen, wie der Onkel dir gesagt hat. Das wird aber komisch sein! Mach die Hand auf und laß den Luftballon fliegen!«

Der Junge schaute zur Mutter empor und schielte dann mit

den großen, feuchten, dunklen Augen, die so sehr denen der Mutter glichen, zum Luftballon. Noch fester ballte sich die kleine Faust um die dünne Schnur. Ljusja fuhr zusammen. Er wird ihn nicht fliegen lassen!

«Schau, wie blau der Himmel ist, so tiefblau. Und unser Luftballon ist weiß. Wie schön wird es aussehen, wenn er fliegt! Herrlich wird das sein!»

Ljoscha hörte ihr aufmerksam zu. Dann zog er seine linke Hand aus der der Mutter und hielt nun den Luftballon mit beiden Händen fest.

«Ljoscha!»

In der äußersten «Iskra-Zelle» im Gefängnishof klapperten die Golfstöcke noch lauter als gewöhnlich. Oder schien es nur so? Wahrscheinlich, denn heute schien einem alles lauter und bewegter, die Stimmen, das Knirschen des Sandes unter den Stiefeln, das Zwitschern der Spatzen und jeder Lärm.

Gurski ging mit Baumann auf und ab. Hin und wieder schauten sie offensichtlich interessiert, vielleicht allzu interessiert, zum Himmel empor. Übrigens war es ein schöner, sonniger Tag, kein Wölkchen war zu sehen, weshalb sollte sich ein Gefangener nicht über die Weite der Himmelsbläue freuen? Sibirien ist nicht Kiew, und sie wußten ja, daß sie nach Sibirien kommen würden, bekanntlich kamen die Zuchthäusler dorthin. Nowitzki hatte die Untersuchung schon beendet, das heißt sämtliche Gesetze, die für eine Zuchthausstrafe in Frage kamen, ausgesucht, und zwar: Majestätsbeleidigung, Versuch der Vernichtung der herrschenden Gesellschaftsordnung durch Gewaltanwendung, ungesetzliche Zulegung fremder Namen – alles war vorhanden.

Die Wache unter dem «Pilz» gähnte träg und hängte das Gewehr mit der Mündung nach unten auf. Was hatte er schon in seiner sechsjährigen Dienstzeit hier alles erlebt! Sie kamen nicht nur nach Sibirien, manche auch an den Galgen. Groß war die Zahl! Die Wände waren ja mit Namen bedeckt.

Auch die «Iskra»-Namen waren vorhanden. Zur Erinnerung!

«Immer noch kein Signal!» brummte Gurski und rieb sich den zottigen, ungekämmten Bart. «Also ist der Anker nicht fertig. Oder hat etwas nicht geklappt?»

Baumann stieß ihn rücksichtslos an die Schulter. «Was fällt dir ein? Weshalb sollte . . .» Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als ein weißer, großer Luftballon mit einem Hahn in den hellen Strahlen der Sonne am blauen Himmel emporstieg.

«Das Signal! Du mußt es schnell beantworten, Gratsch. Ich beobachte die Gegenantwort.»

Gurski wandte sich den Spielern zu. Pfeifend sauste sein Stock durch die Luft. «Bist wohl wahnsinnig geworden?»

Baumann hockte auf einem Schemel und wickelte ein langes, weißes Handtuch um den verrosteten Eisenstab des Fensterkreuzes. Und gleich darauf schwebte lustig, in allen Farben schillernd, ein ganzes Bündel Luftballons zum Himmel empor. Als er das Handtuch erblickt hatte, öffnete Pawlo die Hand. Die Luftballons stiegen auf, und Pawlo lief ihnen wie ein Irrsinniger nach: «Ich habe sie losgelassen . . ., habe sie losgelassen . . . Haltet sie, haltet sie . . .»

Ljoscha schrie entsetzt auf. Seine Tränen über den weißen Luftballon, der sich den Händen seiner Mutter entrisen hatte, waren vergessen. Die Leute auf der Straße lachten und sahen Pawlo nach, der, so schnell er konnte, mit ungeschickten Sprüngen den Luftballons nacheilte. Auch die Aufseher im Gefängnis lachten und sahen mit weit zurückgebeugtem Kopf den bunten Bällen nach, die sich in dem Blau des Himmels verloren. Nun schienen sie unbeweglich und wurden immer kleiner und kleiner. «Der kriegt was vom Besitzer ab! . . . Luftballons für mindestens zwanzig Rubel! . . . So ein Tolpatsch! So ein Pechvogel!»

Immer kleiner wurden sie, und nun waren sie nicht mehr zu sehen. Drei Signale! Alles Notwendige war vereinbart worden:

«Bei uns ist alles fertig.»

«Bei uns auch.»

«Wir übergeben den Anker.»

Ljusja näherte sich mit ihrem Söhnchen dem Gefängnistor. Sie war immer noch sehr aufgeregt. Ihre Aufregung hatte sich sogar seit dem Augenblick, als Pawlo schreiend hinter den Luftballons herzurennen begann, noch gesteigert. Sie stellte sich vor, wie das weiße Handtuch am rostigen Fensterkreuz des Gefängnisses emporflatterte. Man hatte es gewiß in der ganzen Stadt gesehen, und alle Einwohner hatten verstanden, was dieser weiße Luftballon, das Handtuch, die farbigen Ballons, der lustige, schreiend durch die Straße rennende Bursche und die hübsche Frau mit dem großen Blumenstrauß zu bedeuten hatten. Alle Welt wußte Bescheid und wartete, was nun geschehen würde.

Ljusja fühlte, wie ihre Nerven sie im Stich ließen. «Was ist? Was ist mit dir, Mama?»

Der wachhabende Aufseher, schmutzig und unrasiert, betrachtete sie düster, öffnete die verschlafenen Augen nur halb und hob abwehrend die Hand: «Weitergehen. Heute wird kein Besuch empfangen.»

«Bitte, rufen Sie den Leiter der politischen Abteilung aus dem Büro», sagte Ljusja möglichst ruhig und schwang den Strauß nachlässig hin und her. «Er weiß Bescheid.»

Der Aufseher spuckte aus und schlug ein Bein über das andere. «Ich werde niemand rufen. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie gehen müssen. Sie dürfen hier nicht stehenbleiben.»

Die Stimme klang gleichgültig und hart. Es war klar, daß er nicht nachgeben würde. Ljusja wurde plötzlich ruhig und entschlossen. Sie stieß mit der Fußspitze gegen die eiserne Pforte. «Bitte, öffnen Sie sofort! Wenn ich den Leiter zu sprechen wünsche, haben Sie kein Recht, es zu verweigern. Sie sind verpflichtet, ihn zu holen.»

Der Aufseher wurde plötzlich wütend. Er brüllte wie ein Bär: «Gehe, oder ich verhafte dich!»

Ljusja strahlte. Wenn sie nur hinter das Gitter gelangen könnte. Dort würde sie sich schon zu helfen wissen. Sie rief dem

Aufseher zu: «Sie werden es nicht wagen!» Und trommelte mit der Schuhspitze gegen das Tor.

Der Aufseher erhob sich, raufte sich wutschnaubend den Bart und murmelte etwas vor sich hin. Wer weiß, wie dieser Auftritt geendet hätte, wenn in diesem Augenblick nicht Gurski auf dem Wege zum Büro jenseits des Gitters erschienen wäre. Ljusja fehlte die Zeit, sich zu sammeln. Sie schrie verzweifelt: «Herr Gurski, ich bringe Baumann etwas mit.» Gurskis bestimmt nicht zufälliges Erscheinen hatte sie noch mehr aufgeregt.

Gurski blieb stehen, nickte, lächelte mit den Augen und begab sich ins Büro. Der Aufseher stand vor dem Gitter und schien zu überlegen. Dann setzte er sich wieder hin, schlug die Beine übereinander und stützte sich auf seinen Säbelknauf. Er sah Ljusja nicht mehr an, und Ljusja sah ihn ebenfalls nicht an. Beide starrten auf die Bürotür.

Sie öffnete sich sehr bald, und Gurski erschien in Begleitung von Sulima, der einen neuen Rock trug und besonders groß und hager aussah. Er lächelte Ljusja mit seinem trunkenen Lächeln zu und befahl dem Aufseher: «Hereinlassen!»

Der Schlüssel knarrte mißmutig und verärgert. Ljusja schritt über die Schwelle und zerrte Ljoscha hinter sich her, der aus irgendeinem Grunde im letzten Augenblick Widerstand leistete und nicht mit ins Gefängnis gehen wollte. Sulima grüßte und schlug die Hacken zusammen, als hätte er Sporen, die gardemäßig klingen konnten. Aber er besaß sie nicht, und das Zusammenschlagen der Absätze klang alltäglich. «Womit kann ich dienen?»

Ljoscha versteckte seinen Kopf in Mutters Rock. Das kam ihr sehr gelegen, denn Ljusja war ein wenig atemlos, nicht wegen des Ankers, sondern aus einem anderen Grunde. Sie sah an Sulima vorbei zu Gurski hinüber. Es schien ihr, daß er ihr etwas sagen, irgendeine Anspielung machen wollte, die sich auf den heutigen Tag bezog und ungeheuer wichtig war, und sie fürchtete, daß sie sie nicht verstehen und alles verderben würde. Deshalb war der Ausdruck ihrer Augen fragend, flehend und begeistert.

Sulima bemerkte diesen Blick an ihm vorbeigehend. Betrunkene sind besonders empfindlich. Tief gekränkt hörte er sich Ljusjas unzusammenhängende Worte über den Geburtstag ihres Mannes, dem sie die Blumen überreichen und den sie wiedersehen wollte, kaum bis zu Ende an und erklärte kategorisch: »Ein Wiedersehen? Auf keinen Fall! Kommt nicht in Frage!«

Seine Stimme klang wie die des Aufsehers vor einer Viertelstunde, hart und eigensinnig, zu keinen Hoffnungen berechtigend. Ljusja sah ihn an. Sie hatte große, feuchte Augen. Aber er erwiderte trotzig: »Leider geht es nicht.«

Gurski wagte einschmeichelnd zu sagen: »Sie haben es doch bisher gestattet, Herr Sulima. Und heute ist ein besonderer Tag. Frau Baumann . . .«

Er zwinkerte Ljusja ein ganz klein wenig mit dem linken Auge zu und verzog die Lippen so komisch, heiter und siegesbewußt, daß es Ljusja wieder leicht ums Herz wurde.

Aber Sulima nälte wieder, den knöchigen Finger hinter den gestärkten Rockkragen gesteckt, und sah Ljusja, die ihm streng und kühl zuhörte, mit strafenden Blicken an. »Ich erkläre kategorisch, daß ich es nicht erlauben darf. Ebenso die Übergabe des Geschenkes. Sind das Blumen?« Und er stieß mit dem Finger ins Papier, mit dem der Strauß umwickelt war. Es zerriß, und ein scharfer Dorn schaute heraus. Sulima zog den gestochenen Finger rasch zurück und wirkte so komisch, daß sich ein schwaches Lächeln auf Ljusjas Lippen stahl. »Vorsicht! Das sind Rosen. Sie kratzen wie eine Katze*.«

Wieder lächelte ihr Gurski verschmitzt zu. Ehe Sulima es verhindern konnte, trat er vor, verbeugte sich und nahm den Strauß aus Ljusjas Hand. »Gestatten Sie, daß ich Ihr Geschenk Baumann überreiche? Ich weiß, daß er untröstlich sein wird, und daß der Strauß ihm ein Wiedersehen mit Ihnen nicht ersetzen kann, aber was sollen wir tun, wenn der Herr Chef so unnachgiebig ist? Jeder kennt seinen eisernen, unbeugsamen Charakter . . . Auf baldiges Wiedersehen!«

* Der Anker wird im Russischen auch »Katze« genannt.

Er machte militärisch kehrt. Sulima biß sich auf die Lippen und überlegte. Eigentlich hätte er den Strauß durchsuchen lassen müssen . . . ordnungshalber wenigstens . . . Irgendwie konnten es seine Vorgesetzten erfahren – der Aufseher hatte es ja gesehen –, und dann gab es neue Unannehmlichkeiten. Aber während er überlegte und sich krampfhaft bemühte, die durch den Alkohol verwirrten Gedanken zu ordnen, war Gurski schon hinter dem Gitter. Von dort aus nickte er, sich umwendend, Ljusja noch einmal lächelnd zu, um ihr zu zeigen, daß das letzte Hindernis glücklich überwunden sei, und daß sie heute endgültig fliehen wollten.

Es wurde dunkel. Unter dem »Pils« blinkte schon das gelbe, trübe, irgendwie gefängnisartig anmutende Licht, das einzige, das an diesem Abend im Hof brannte, denn die Häftlinge hatten ausnahmsweise ihre »eigenen« Lampen nicht herausgebracht. Der Himmel war grau und trübe, es war feucht, man konnte nicht draußen auf dem Erdboden sitzen und lesen. Alle Gefangenen gingen heute abend spazieren.

Sie marschierten, dicht aneinandergedrängt, mit schweren Schritten zwischen den hohen Steinmauern im Kreise herum. Und durch dieses Im-Kreise-Herumlaufen erschien ihnen der graue Nebel, der an den Gefängnismauern herabkroch, noch dichter und feuchter. Nur in der entfernteren »Iskra-Zelle« spielte man noch besonders lärmend und lebhaft.

»Wie könnt ihr in dieser Finsternis spielen? Man sieht ja keinen Strich mehr.«

»Nicht?« rief Baumann lachend aus. »Ich sehe nicht nur den Einsatz . . . Ich sehe sogar, was hinter den Gefängnismauern vor sich geht.« »Hast du auch gesehen, daß Gurski hineingegangen ist?« Jemand flüsterte es ihm rasch und leise zu.

Baumann wandte sich um und betrachtete den verschwommenen Umriß einer Menschengestalt. Es war einer der Kameraden.

Er wollte hierbleiben, half aber bei der Flucht und sollte Schmiere stehen, während sie flohen.

«Ist es schon neun? Da hat mich ja die Zeit betrogen. Sie schien dahinzuschleichen, und obwohl ich schon längst dachte, daß es neun sein müßte, wollte ich es nicht glauben. Komm, Bobrowski.»

Sie schritten durch den zum Hof führenden Gang und stiegen in den zweiten Stock. Baumann und Bobrowski sollten, ihrem Plan zufolge, die Leiter heraustragen, Gurski und Maltzmann mit dem mit Rum gemischten, betäubenden Chloralhydrat dafür sorgen, daß die beiden wachhabenden Aufseher, Rudinski und Woitow, die sich im Gebäude befanden, sie dabei nicht störten.

Diese beiden Aufseher waren übrigens zur Zeit die einzigen, die das Gefängnis bewachten. Der Vertreter des Gefängnisdirektors, Fjodorow, hätte noch da sein müssen, aber er war schon nach Hause gegangen. Um halb neun Uhr abends wurde bei ihm zu Hause der Samowar aufgestellt, und seine Gattin war streng. Das wußten auch sämtliche politischen Gefangenen. Deshalb ging Fjodorow immer kurz nach acht nach Hause. Um acht Uhr war die letzte Kontrolle. Hinterher hatten die Gefangenen, der Gefängnisvorschrift zufolge, hinter Schloß und Riegel in ihren Zellen zu sein.

Rudinski und Woitow «unschädlich zu machen» bedeutete faktisch, das Gefängnis öffnen. Nur noch die Wache unter dem «Pilz» blieb übrig, aber Maltzmann erklärte, daß er schon mit ihr «trainiert» hätte, so daß sie auf Schreie nicht reagieren würden. Also brauchte man nur mit den beiden Aufsehern zu rechnen, vor allem mit Rudinski, dem rabiatesten aller Gefängnisaufseher der Lukjanowka.

Rudinski stand am Eingang des Korridors, an dem die Einzelzellen lagen, und betrachtete Baumann und Bobrowski mißtrauisch und böse. «Schon schlafen gehen? Heute so früh?»

Baumann antwortete nicht. Langsam schritt er zu seiner Zelle, der letzten in diesem Gang. Unterwegs traf er Woitow, der Kroch-

mals Zelle verließ. Was war denn das nun wieder? Die Aufseher hatten noch nie gewagt, die Zellen der Häftlinge während ihrer Abwesenheit zu betreten. Wo steckten denn Gurski und Maltzmann?

In diesem Augenblick ertönte Gurskis Stimme: «Herr Woitow, bitte hierher.»

Woitow kehrte um und ging zu Gurski. Baumann und Bobrowski betraten ihre Zelle, zogen die Leiter aus dem Bettsack und den Anker aus dem Kissen, in dem sie ihn versteckt hatten.

«Binden wir ihn hier oder im Hof an?»

Baumann lauschte. «Hier ist es bequemer. Dort würden wir uns unwillkürlich beeilen. Gurski trödeln noch herum, also haben wir Zeit.»

Sie hatten tatsächlich noch Zeit, denn Gurskis Angelegenheit erfuhr eine Verzögerung. Als Woitow eintrat, wies Maltzmann mit dem Finger auf einige dickbäuchige Flaschen mit der goldenen Aufschrift «Jamaica-Rum», die auf einem kleinen, angeschraubten Tisch neben der Pritsche standen.

Woitow wandte seinen Blick rasch ab. Er brauchte das Etikett gar nicht zu lesen, die Flasche verriet schon, was für ein Getränk sie enthielt: Rum höchster Qualität! Er leckte sich die Lippen und strich über den harten Schnurrbart.

«Wir hätten gern einen Korkenzieher», sagte Gurski freundlich und fuhr ebenso wie der Aufseher mit der Zunge über die Lippen.

Offensichtlich erwartete Woitow diesen angenehmen Auftrag. Es war nicht zum erstenmal, daß er in den Zellen der Politischen Rum trank. In der letzten Zeit hatten sie sich öfters Alkohol kommen lassen und ihn stets aufgefordert, mitzutrinken. Maltzmann vor allem bewirtete ihn des öfteren und schien auch selber gern einen guten Tropfen zu trinken.

Deshalb glitt Woitows Hand rasch und diensteifrig in die Tasche und zog das Taschenmesser mit dem Korkenzieher heraus. Einen Augenblick – und es war aufgeklappt. Der Korken knallte. Es klang dumpf und herzerfrischend.

«Vielen Dank!» Gurski grinste zufrieden. «Und nun holen Sie

sich bitte ein Gläschen und helfen Sie uns, den . . . Namenstag zu feiern.»

Woitow wandte den Blick der in freudiger Erwartung schon jetzt trunkenen Augen ab. »Das ist verboten. – Ich bin ja im Dienst . . .«

Gurski lachte. Maltzmann, der auf der Pritsche saß, rief verächtlich aus: »Hören Sie doch mit dem Theater auf! Ist es denn das erstemal? . . . Her mit dem Glas!«

Der Aufseher streifte die Tür mit einem scheuen Blick. »Die Gläser stehen in der Wachstube, und da sitzt Rudinski.«

Gurski verstand die Anspielung. »Schleppen Sie auch Rudinski her, das ist klar . . . Also zwei Gläser.«

»Wenn es so ist . . .«

Woitow hielt, um besser gehen zu können, den Säbel an der Scheide fest und verließ im schnellen Trab die Zelle. Die Uhr im Gang schlug melancholisch einmal.

»Teufel noch eins! Schon zwanzig Minuten nach neun.« Die Uhr ging zehn Minuten vor.

Baumann stand plötzlich auf der Türschwelle. »Was macht ihr bloß? Schon zwanzig Minuten Verspätung.«

»Wir fangen soeben an . . . Gurski, gieß ab, damit ich das Chloral hineintun kann.«

Gurski goß einige Tropfen Rum in die Ecke, so daß es in der Zelle plötzlich stark nach Alkohol roch, und schenkte sich und Maltzmann ein.

»Her mit der ‚Medizin‘.«

Maltzmann hielt schon eine Medizinflasche mit dem Etikett: »Äußerlich!« bereit und goß vorsichtig in die Rumflasche, die Gurski ihm hinhielt.

»Halt! Genug!«

Aber Maltzmann schüttelte eigensinnig den Kopf. »Misch dich nicht ein! Gott sei Dank kenne ich die Portion, ist doch an mir selbst ausprobiert worden. Wieviel habe ich von diesem Dreck trinken müssen, ehe die richtige Dosis erreicht war!«

Er goß und goß und hob die Medizinflasche immer steiler mit

dem Boden nach oben. Gurski murmelte etwas vor sich hin und lauschte, ob nicht im Gang Schritte zu hören seien.

»Du vergiftest sie noch! Wir haben uns doch fest vorgenommen, niemand auf unserer Flucht umzubringen.«

Maltzmann grinste. »Diese Schakale sind zäh! Gibt man ihnen pfundweise Strychnin in Wodka, so lecken sie sich nur die Lippen ab.«

Er leerte seine Flasche, steckte sie unter die Matratze und schüttelte den Rum sorgfältig . . . Es war höchste Zeit. Die Tür öffnete sich, und Rudinskis grinsendes Gesicht mit der leuchtenden Glatze tauchte an der Türschwelle auf. Vorsichtig, eifrig bestrebt, in den schweren Stiefeln leise aufzutreten, kamen die beiden Aufseher, jeder ein Glas in der Hand, herein. Der Rum kluckerte beim Einschenken, die Gläser füllten sich bis zum Rande. Gurski und Maltzmann hoben ihre Krüge. Rudinski rief begeistert aus:

»Auf Ihr Wohl! Auf die Erfüllung all Ihrer Wünsche!«

Zwei unrasierte Gesichter bogen sich zurück, schnell bewegten sich die starken Adamsäpfel über den schmutzigen Kragen. Sie tranken die Gläser in einem Zuge leer. Rudinski leckte sich den Schnurrbart ab.

»Einschenken!« fragte Maltzmann hart.

Und ohne eine Antwort abzuwarten, füllte er die Gläser wieder. Die Aufseher bewegten die Lippen, atmeten unregelmäßig und schwer und beobachteten, wie sich die dicke, dunkle Flüssigkeit in ihre Gläser ergoß.

»Genug«, sagte Gurski dumpf und streckte die Hand nach der Flasche aus. Maltzmann stieß seine Hand mit dem Ellbogen zurück. »Darfst nicht so geizig sein!« Er lachte heiser und herausfordernd. Befissen stimmten beide Aufseher in sein Lachen ein und nahmen die Gläser mit einer Verbeugung in Empfang. Wieder hoben sich die unrasierten Kinne, und die faltigen Häse zuckten krampfhaft beim schnellen Schlucken.

Plötzlich zitterten Rudinskis Knie, die Hand mit dem Glas fiel zurück, er brachte noch die Kraft auf, sie emporzuheben und,

sich verschluckend und die Flüssigkeit auf den Rock und den schmutzigen Fußboden ausgießend, das Glas leerzutrinken. Dann stellte er es mit einer sicheren Bewegung vor sich in die leere Luft hin und öffnete die Hand. Laut klirrten die Scherben und rollten über den Fußboden. Der Aufseher grinste schief und verzerrt, strich sich mit der Hand über den Rock, riß einige Knöpfe dabei ab, fluchte mit schwerer Zunge gotteslästerlich, machte plötzlich rasch kehrt und wandte sich der Tür zu. Eilig verließ er das Zimmer.

Woitow beobachtete Rudinski und hörte auf zu trinken. Schreck zuckte in den roten, trüben Augen auf. Maltzmann ergriß die gesenkte Hand mit dem Glas. »Sei doch kein Narr! Trinke!«

Woitow zwinkerte angestrengt mit den kleinen Augen und fiel schwer auf die Pritsche. »Trinke!« wiederholte Maltzmann und stampfte mit dem Fuß auf. Der Kneifer war von seiner Nase gegliitten und baumelte an der Schnur. Gurski riß das Glas aus den starren Händen des Aufsehers.

»Er ist ja schon so weit. Seine Augen sind ganz trübe und verglast . . . Ich habe dir gesagt, daß es zuviel ist.«

»Die überleben das«, erwiderte Maltzmann mit einer nachlässigen Handbewegung. Er setzte seinen Kneifer wieder auf und rüttelte Woitow an der Schulter. Der Aufseher sank auf die Pritsche zurück.

Bobrowski und Baumann liefen an der geöffneten Tür vorbei. Sie schleppten einen in Decken eingehüllten, prallen Bettsack. Baumann rief im Vorbeilaufen: »Rudinski ist ins Aufseherzimmer gegangen. Schnell, solange der Weg frei ist.«

Ein letzter Blick auf die Zelle. »Haben wir nichts vergessen!«

»Außer dieser Schnapsleiche ist hier nichts mehr.«

Maltzmann grinste und wies auf Woitow. Es hatte schon seine Gründe, weshalb er die Dosis so oft an sich ausprobiert hatte. Der Erfolg war da. Der Aufseher schnarchte so laut, daß man ihn im Gang hörte. Er hatte den Kopf mit der zerknüllten Mütze nach hinten zurückgeworfen.

»Siehst du! Und du hattest Angst, daß wir ihn vergiften! Ich werde dir . . .«

Lauter Gesang unterbrach ihn. Es war ein ukrainisches Tanzlied; das unharmonisch, vom metallischen Dröhnen der Blechbüchsen unterbrochen, durch das offene Fenster aus dem Hof hereindrang.

Schon? Was war geschehen?

Sie hatten doch verabredet, daß diejenigen, die ihnen helfen wollten und dablieben, sich im Augenblick der Flucht am Eingang der »Iskra-Zelle« zusammenscharen und ein Tanzlied anstimmen sollten, um den Lärm zu übertönen. Gurski hatte das Signal zu geben, weil er das Gefängnis als letzter verlassen wollte. Fingen sie früher an, so . . .

Gurski und Maltzmann stürzten in die Zelle zurück, aber unterwegs schwankte ihnen, hin und wieder tänzerisch in die Kniebeuge gehend, Rudinski mit puterrottem Gesicht und blutunterlaufenen, trüben und furchtbaren Augen entgegen. Beim Anblick der Fliehenden schrie er »Hurra« und setzte sich auf den Erdboden. Als sie ihn jedoch beinahe erreicht hatten, warf er seinen schweren Körper mit einer geschickten Bewegung in die Mitte des Ganges, streckte die langen Arme aus und brüllte heiser und wild: »Zu Hilfe! Haltet sie!«

Gurski gelang es nur mit Mühe, zurückzuspringen. Maltzmann, der um einige Schritte zurückgeblieben war, blieb auch stehen und atmete schwer. Der Gesang im Hof wurde immer lauter und eindringlicher. Es war klar, daß die anderen schon fortgingen und daß jede Sekunde wertvoll war.

»Pack ihn von rechts«, flüsterte Gurski entschlossen. Er spannte die Muskeln, näherte sich der linken Wand und holte zu einem Schlag aus. »Wir binden ihn mit dem Riemen.«

»Ihn binden!« erwiderte Maltzmann mit kläglichem Lächeln und trat einen Schritt zurück. »Er wird als Nüchterner mit zehn Männern, wie wir es sind, fertig, geschweige denn als Betrunkenener . . . Man müßte ihn einfach mit dem Schemel . . .«

»Wir haben doch beschlossen, daß es ohne Blutvergießen gehen

soll, zischte Gurski und trat von einem Fuß auf den anderen. Er konnte sich nicht entschließen. Vielleicht gelang es ihm nicht, sich den Bärenatzen dieses tobenden Riesen zu entwinden. Gab es wirklich keinen Ausweg, außer dem mit dem Schemel?

Rudinski malte mit den großen, behaarten Händen Kreise in der Luft. Plötzlich glomm in seinen trüben, blutunterlaufenen Augen eine wilde Freude auf. Sein Blick war auf sein ausgestrecktes, quer über den Gang liegendes Bein gefallen. Wütend und mit großer Anstrengung beugte er sich nach vorne und krallte sich mit seinen Fingern in den eigenen Stiefel. Er keuchte vor Anstrengung und tierischer Freude. »Da hab' ich dich erwischt...«

Maltzmann und Gurski glitten wie zwei Schatten hinter seinem Rücken vorbei. Sie eilten die Treppe hinunter, sprangen über mehrere Stufen gleichzeitig und begegneten unten den Häftlingen, die sich langsam, jeder für sich, die Treppe emporschleppten, als hätten sie eine Zentnerlast zu tragen.

Gurski blieb einen Augenblick stehen. »Was ist geschehen?«
»Man jagt uns vom Spaziergang ins Haus.«

»Wer?«

»Sulima. Ist vollständig betrunken und keinen vernünftigen Vorstellungen zugänglich. Macht lieber kehrt.«

»Kehrtmachen? Nein.«

Gurski stieß die Gefangenen, die sich um ihn scharten, mit der Schulter zurück und glitt wie ein Junge das Treppengeländer hinunter. Unten am Eingang stand Sulima zwischen zwei kräftigen Aufschern. Er fuchtelte mit seiner gelben, knochigen Hand in der Luft herum. Vor ihm stand, noch immer protestierend, eine große Schar Gefangener, und hinter ihnen ertönte das Tanzlied, vom ohrenbetäubenden Klang verrosteter, aufeinandergeschlagener Blechbüchsen, dem »Gefängnisorchesters«, begleitet. Sulimas Stimme ging in diesem Lärm unter.

Gurski sprang mit einem Anlauf zwischen Sulima und den Aufsehern durch. »Wohin?« brüllte Sulima, hin und her schwankend. »Sofort in die Zellen.« Aber die Reihen hatten sich schon

hinter Gurski geschlossen. Er eilte schnell an den Gefangenen vorbei, die ihm den Weg freigaben.

»Ist Maltzmann hier?«

»Eben erst vorbeigegangen. Deine Hand, Gurski.«

Er drückte eine Hand, die sich ihm freundschaftlich entgegenstreckte, und eilte weiter. Um den »Pilz« herum war es schon leer geworden. Die Schar der Gefangenen war weit zurückgewichen und man erriet sie nur, weil die Finsternis sich am Gebäude zu bewegen schien.

Der Wachhabende stand trübselig unter der Laterne und hielt das Gewehr mit dem Lauf nach unten. Litwinow, Baumann und Silwin gingen in ihrer Nähe, mit Decken auf den Schultern, auf und ab. Als sie Gurski erblickten, nickten sie ihm zu. »Schnell... Maltzmann ist schon da. Nun sind es alle.«

Gurski verschwand in der Finsternis. Die Wache hob den Kopf und schien plötzlich zu überlegen, weshalb dieser Gefangene in der Tiefe des Hofes verschwunden war, statt wie die anderen ins Haus zu gehen. Er schritt ihm nach, aber Baumann folgte ihm schon und rollte die Decke vorsichtig auf.

Litwinow schlug der Wache schnell das Gewehr aus der Hand, und Silwin ergriff ihn bei der Schulter. Ein Tuch in den Mund, die Decke über den Kopf, ein Stoß in die Kniekehle... Der Mann lag auf dem Erdboden. Rasch wickelten sie ihn in drei, vier Decken ein.

Aus der Ferne ertönte wieder das Tanzlied.

In den letzten Reihen der Gefangenen wandten sich einige Köpfe um. Hatten sie gesehen, wie die Gestalt des Soldaten umgefallen war und wie sie ihn, alle drei mit den Händen an den Boden drückend, zur Seite schleppten und an die Wand legten? ... Bestimmt hatten sie es gesehen. Denn das Lied erklang noch lauter, und die Blechbüchsen dröhnten noch stürmischer.

Hatte der Soldat geschrien? Nein? ... Schweratmend band Silwin einen Strick um den in Decken eingerollten Leib.

»Halte ihn«, flüsterte Litwinow. »Wenn du an der Reihe bist,

gibt Nesnamow das Signal. Er steht dort an der Ecke. Gratsch, hast du das Gewehr entladen? Wo ist es?

Aber Baumann war nicht mehr da. Silwin stemmte sich fest auf den Mann, der mit dem Gesicht auf dem Boden lag. Er bewegte sich nicht, als wäre er tot. War er erstickt? Das konnte doch nicht sein . . . Oder stellte er sich nur tot?

Hinten im Hofe baute man schon den »Elefant«. Auf dem Sande lag der Anker und streckte die schwarzen, stacheligen Beine wie ein Ungeheuer von sich.

»Was ist denn los?« rief Gurski, der herangelaufen kam.

»Wir haben dich und Litwinow erwartet«, erwiderte Krochmal dumpf.

»Erwartet? . . . Los!«

Hefig mit den Knien gegen die Schultern und Hände der Untenstehenden stoßend, kletterte Gurski auf den »Elefant«, nahm den Anker, der ihm hinaufgereicht wurde, in Empfang und warf ihn auf den Rand der Mauer. Laut klirrte oben der eiserne Vorsprung unter den scharfen Krallen des Ankers. Gurski zog mit aller Kraft daran. Der Anker hatte sich oben festgehakt. Gurski hing nun auf der Leiter. Er zog sich hinauf, setzte sich oben rittlings hin, schlang den Strick um den Anker und glitt als erster jenseits der Mauer hinab.

Der »Elefant« löste sich sofort auf. Die Obenstehenden griffen nach der Leiter. Die Reihenfolge, in der man emporklettern sollte, war im voraus festgelegt worden, um Verzögerungen und Drängeln zu vermeiden. Nesnamow, der von der Ecke aus das Signal geben sollte, zählte atemlos vor Aufregung: »... fünf . . . sechs . . . Mein Gott, wie langsam sie sind.«

In ihrer Eile mit den Knien gegen die nassen Backsteine der Mauer stoßend, stiegen die »Iskra«-Männer mit Blitzesgeschwindigkeit empor. Unter der Last der Körper knarrten die Handtücher und Laken.

»... sieben . . . acht . . .«

So, jetzt konnte er Silwin das Signal geben. Er hielt immer noch die Wache fest.

Nesnamow ging einen Schritt vor, prallte jedoch sofort zurück und glitt in die Finsternis, sich eng an die Mauer pressend. An Sulima gingen mit schleifenden Schritten, hin und wieder den feuchten Sand von den Sohlen schüttelnd, die letzten politischen Gefangenen vorbei, die sich am längsten im Hofe aufgehalten hatten. Der Hof leerte sich, und die Gestalt des Hauptmanns war deutlich zwischen den beiden Aufsehern mit den Laternen in den Händen zu sehen. Er riß die Augen auf und betrachtete den Hof mit argwöhnischen Blicken. Unter dem »Pilz« blinkte traurig, einsam und verlassen das gelbe Licht der Lampe. Sulima mußte sofort bemerken, daß die Wache fehlte. Gleich würde er sie anrufen und gemeinsam mit den Aufsehern den Hof durchsuchen. Sie würden Silwin bei dem gefesselten Posten und ihn selbst hier an der Mauer vorfinden.

Er sah sich um und betrachtete den Mauerrand. Er war leer. Eine Sekunde verging, eine zweite . . . Nichts . . . alles war still, niemand zu sehen. Also waren sie alle hinübergelangen.

Plötzlich ertönte Lärm aus dem Gefängnis, Scheiben splitterten, und aus dem Korridor erklangen wilde Schreie: »Haltet ihn! Hilfe!«

Sulima und die Aufseher wandten sich um und stürzten fort. Die Tür zum Gefängnis blieb offen. Nesnamow lief hin und rief in die erste Zelle hinein, in der er in der Finsternis nichts erkennen konnte: »Lauf schnell!«

Was war geschehen? War die Leiter abgerissen?

Silwinsprang auf und lief an Nesnamow vorbei. Ein furchtbarer Lärm tobte im Gefängnis. Anscheinend hatte man die Flucht entdeckt. Silwin rannte hinauf und traf oben Nesnamow, dessen Augen sich bei Silwins Anblick vor Entsetzen weiteten: »Weshalb sind Sie nicht fortgelaufen? Ich habe es Ihnen doch zugerufen!«

Silwin beherrschte sich sofort. Nesnamow sah unglücklich und schuldbewußt aus: »Ich habe Sie falsch verstanden. Sie liefen hierher . . . und ich dachte . . .«

Er wandte sich um und ging einige Stufen hinunter . . . »Vielleicht gelingt es mir noch . . .«

Nein. Im Hofe dröhnte dumpf ein Schuß. Und Silwin mußte plötzlich lebhaft daran denken, wie sie die Wache ergriffen hatten und wie das Gewehr zur Seite gerollt war. Baumann sollte es entladen. Anscheinend hatte er es nicht getan.

Wieder ein Schuß.

Silwin lächelte mit verzerrtem Gesicht. »Lebt also noch. Und ich habe mir noch Sorgen gemacht, daß er ersticken könnte.«

Er wandte sich Nesnamow zu: »Sind alle fort?«

Nesnamow errötete vor Entrüstung. Als ob er seinen Posten zu früh verlassen hätte! »Selbstverständlich alles«, murmelte er und wandte den Blick ab. »Ich habe doch gezählt.«

Aber sein Herz schlug stürmisch. Eigentlich hatte er nur bis neun gezählt, und ohne Silwin hätten es zehn sein müssen.

Im Gang der Einzelzellen überschlug sich Sulimas Stimme. Er war plötzlich nüchtern geworden. »In die Zellen! Abschließen!«

Aber die Gefangenen standen immer noch in dichten Scharen um den Aufseher Rudinski, der laut schnarchend mitten im Korridor lag und sinnlos betrunken zu sein schien. Unter den Fenstern erklang die Alarmglocke. Wie damals, als die Kriminellen geflüchtet waren.

»In die Zellen! Kontrolle!«

4'

Die Gefängnislaken erwiesen sich als schlecht und dünn. Sie rissen, und Baumann mußte Fetzen einer Leiter benutzen.

»Schnell«, flüsterte es von unten. Drei Mann folgten ihm noch. Baumanns Fuß glitt von einer Sprosse, die, durch die Last der anderen Körper beschädigt, nun vollends zerbrach, und Baumann stürzte in die Tiefe. Er hatte keine Zeit mehr gehabt, Halt zu suchen und sich an der Leiter festzuklammern. Einscharfer Schmerz schien das Fußgelenk wie mit Krallen zu packen. Baumann setzte sich nieder. Einen kurzen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß er nun den Mauerrand nicht mehr erreichen würde. Er erhob sich und

stürzte auch tatsächlich, nachdem er sich kaum einen Meter emporgezogen hatte, wieder ab. Während er hinkend aufgestanden war, hatten die anderen sich über die Mauer geschwungen. Nesnamow rief etwas und lief fort. Im Hofe wurde es still. Dann ertönte ein Schuß, und es fiel Baumann ein, daß er vergessen hatte, das Gewehr der Wache zu entladen, wie angeordnet worden war. Ein Schatten glitt an der Wand entlang. Der zweite Schuß war schon besser gezielt, die Kugel pffte direkt an seinem Kopf vorbei. Baumann spannte die Muskeln und zog sich, hin und wieder eine Pause einlegend, empor. Er erreichte den Mauerrand und tastete mit dem steifgewordenen Fuß nach dem Eisenvorsprung.

Nun war er also doch hinübergekommen! Eilig schlich er auf einem von den Aufsehern getretenen Pfad durch das Dickicht hoher Steppengräser bis zur ersten Schlucht. Unten in der Schlucht eilte er weiter. Sein verletzter Fuß schmerzte. Es war ausgerechnet derselbe wie damals, als er aus dem Zug gesprungen war.

Die Schlucht wand sich nach rechts und links. Von beiden Seiten zweigten andere, kleinere Schluchten ab. Der Boden war feucht und weich, der Lehm nach dem Regen noch nicht getrocknet. Baumann glitt aus, stolperte und fiel auch mehrmals hin. Hände und Kleider waren mit Lehm beschmiert. Die Schlucht bog immer mehr nach links ab. Baumann war gesagt worden, daß er rechts an der Wand entlang bis zur Chaussee gehen sollte. Er mußte abbiegen, sonst kam er Gott weiß wohin.

Er kletterte den Abhang hinauf, auf dem ein Dickicht von Disteln, Kletten und anderen Gräsern wuchs. Dann lauschte er... Es war still. Dunkle Wolken hingen so tief, als berührten sie die Erde. Kein Laut war zu hören. Alle waren doch in dieselbe Richtung gelaufen. War er so weit zurückgeblieben?

Durch Schluchten und Wassergräben ging sein Weg. Dann kam ein Sumpf. Unter den Stiefeln gluckste der Morast. Gratsch konnte nicht feststellen, ob er richtig ging. Das eine war klar: er konnte nicht in diesem Aufzug, beschmutzt und mit abgerissener Sohle, im Hotel erscheinen, in dem seine Frau (er

hatte schon erfahren, daß sie eingetroffen war) ein Zimmer für ihn genommen hatte. Er würde verhaftet werden, sobald er über die Schwelle trat. Ins Hotel konnte er nicht gehen . . . Also . . .

Also mußte er sich bemühen, sich an eine der alten Kiewer Adressen der Genossen zu erinnern, bei denen er früher übernachtet hatte. Selbstverständlich kam Krochmals Wohnung, in der er sich vor der allgemeinen Verhaftung oft einquartiert hatte, nicht in Frage. In der Reiterstraße war noch ein anderes Quartier gewesen. Reiterstraße sieben . . . Wohnung Nummer . . . Aber wie war der Name?

Er schloß die Augen und überlegte. Nein, es fiel ihm nicht ein. Vielleicht hatte er es auch nie richtig gewußt. Man hatte ihm einfach erklärt, unten links . . . man brauchte nur einige Stufen hinaufzugehen . . .

Wieder hohes Steppengras. Keine Spuren einer Chaussee. Sicher ist er im Kreise gelaufen, denn so groß konnte doch die Steppe hinter dem Gefängnis nicht sein. Er lief doch schon so lange.

Ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, das er noch nie so stark empfunden hatte, ergriff Gratsch beim Anblick der tief dahingleitenden Wolken und der Weite der einsamen Steppe um ihn her. Es wurde ihm unheimlich. Aber nur einen Augenblick. Denn gleich darauf ertönte ihm entgegenkommendes Pferdegetrappel, das Schnaufen von Pferden und Kommandostimmen. Er konnte sie ganz deutlich verstehen: »Links! Auseinanderreiten!»

Waren es Kosaken? Hatte man ihn umzingelt?

Und wie stets, wenn er sich in Gefahr befand, kehrten Mut und Lebensfreude zu ihm zurück. Die Steppe belebte sich durch feindliche Schritte, die den Tod bringen konnten. Aber die Gefahr schien die düstere Nacht zu verwandeln. Sie wurde heller und freundlicher.

Die Reiter ritten schnell und tasteten mit den Lanzen links und rechts den Boden ab. Gratsch warf sich auf die Erde und kroch den Kosaken entgegen, um durchzubrechen.

Die Uhr schlug zwölf.

Hell brannte die Lampe im kleinen, gemütlichen und sauberen Zimmer, in dem sich vier Personen befanden. Sytsch*, Kirill Wagranksin und Ljusja, an die sich müde Ljoscha schmiegte. Ljusja sagte mit einer Stimme, mit der man immer wieder dasselbe zu wiederholen pflegt, erschöpft und beinahe lautlos: »Komm schlafen, Ljoschenka.«

Aber der Junge schmiegte sich noch enger an die Mutter. »Du hast doch versprochen, daß Vater kommt.«

Die Lippen der Mutter zitterten. »Heute sicher nicht mehr, Ljoschenka. Es ist schon so spät. Und es regnet auch . . . Hörst du, wie es regnet? Hörst du? Komm, mein Junge, ja?«

Kirill erhob sich vom Sofa. Seine Bewegungen waren nervös, das Gesicht düster. »Mach, was du willst, Genosse Sytsch, aber ich gehe. Sicher ist ein Unglück geschehen . . . Um 9.20 traf ich Kosaken auf der Poltawskaja-Straße. Sie galoppierten nur so dahin. Also muß im Guten oder Schlechten die Flucht jetzt irgendwie beendet sein. . . Wäre sie erfolgreich gewesen, so hätte Rasin hier schon das vierte Glas Tee getrunken.«

Kosuba runzelte die Stirn. »Bleib sitzen. Wo willst du denn hin? Es ist Nacht und regnet . . . Wen willst du da finden? Vielleicht hat er sich verirrt.«

»Verirrt?« rief Kirill entrüstet aus. »Ljusja, hörst du ihn? Dein Mann soll sich verirrt haben. In Kiew findet er sich mit geschlossenen Augen überall zurecht, so genau kennt er die Stadt . . . Nein, irgend etwas muß geschehen sein.«

Er erhob sich, aber Kosuba machte ihm ein energisches Zeichen, sich wieder zu setzen. »Setz dich doch, du Weichling. Jetzt alle unsere Quartiermöglichkeiten abzugrasen, ist nicht angebracht. Außerdem würde es nichts helfen. Ist wirklich etwas passiert, so können wir nichts tun. Ich weiß, was es heißt, jetzt die Hände zu falten und zu warten . . . Etwas Schlimmeres gibt es nicht. Aber es bleibt uns nichts anderes übrig.«

* Zwergenteule = Kosubas Deckname.

War das nicht die Klingel? Ganz leise? Alle fuhren zusammen. Ljusja beugte sich vor und lauschte.

Es klingelte wieder. Diesmal laut und dringlich.

Rasin!

Ljusja stand auf, sank aber wieder auf die Bank. Sie atmete mühsam. Ljoscha klammerte sich an ihre Hand und verstand nicht, was geschehen war. Kirill stürzte ins Vorzimmer. Wieder klingelte es . . . ganz leise, als wollte jemand sich verabschieden.

«Einer der unsrigen, das ist klare, sagte Kosuba überzeugt und ging ebenfalls zur Tür.

Sie wurde aufgerissen. Kirills verwirrtes Gesicht tauchte auf, und hinter ihm schwankte hinkend ein Mann in schmutziger, zerrissener Kleidung, ohne Mütze, mit einer hohen Stirn und klaren Augen unter dem zerzausten Haar ins Zimmer.

«Gratsch», rief Kosuba aus und umarmte den Eingetretenen mit zitternden Händen. «Wie kommst du hierher? . . . Du solltest ja gar nicht hier übernachten! . . . Mein Lieber! . . .»

Ljoscha schmiegte sich noch enger an die Mutter und wandte nicht den Blick von dem Fremden. Seine Müdigkeit war wie fortgeblasen. «Das ist . . . das ist doch nicht Papa . . . das ist . . . dieser . . .»

Ljusja war ganz blaß geworden und flüsterte kaum hörbar: «Das ist nicht Papa . . . aber das ist ebenso, als wäre Papa da . . . Sagen Sie, wo sind die anderen?»

Gratsch entzog sich Kosubas Umarmung. «Bist du doch aus Moskau hierher gezogen? Ich freue mich . . .»

Er streckte Ljusja beide Hände hin. «Die anderen? Alle sind gut herübergekommen . . . Das habe ich aber nicht erwartet . . . Sie hier vorzufinden . . . Habe ich das nicht geschickt gemacht? In diesem Aufzug konnte ich doch nicht in ein Hotel. Und noch dazu ohne Gepäck . . .»

Lächelnd wies Baumann auf Kleider und Stiefel. «Ich bin der Verhaftung auf der Straße nur dadurch entgangen, daß ich mich für einen Betrunknen ausgab, nicht allzu betrunken allerdings, um nicht eingelocht zu werden. Nur meine beschmutzte Klei-

dung und meine zerrissenen Stiefel mußten sich durch diesen Zustand erklären lassen.»

Er hob seinen Fuß und schlenkerte die herunterhängende Sohle hin und her. «Schlimm war es! Ich dachte, ich würde weder kriechen noch laufen können und sei dazu verurteilt, elend umzukommen . . . Glücklicherweise fiel mir diese Adresse ein, und ich kam auf gut Glück her. Wie geht es meiner Frau? Sobald sich saubere Kleider für mich finden, gehe ich hin.»

Kosuba blickte unwillkürlich auf die runde Uhr über dem Büfett. Baumann folgte seinem Blick und runzelte die Stirn. «Ein Viertel eins? Etwas spät . . . Oder geht es noch?»

Die müde Stimme klang so kindlich bittend, daß Kosuba unwillkürlich lächelte. «Ich weiß nicht. Du müßtest wieder einen Betrunknen spielen, der aus der Kneipe zurückkehrt. Da säuft man bis drei und vier Uhr morgens.»

Aber Kirill schüttelte den Kopf. «Das geht nicht. Außerdem besitzen wir keine Kleider für Ihre Größe. Rasin ist viel kleiner.»

Als er Baumanns überraschten Blick bemerkte, fuhr er fort: «Rasin wurde hier erwartet . . . Einer der Genossen aus Jekaterinoslaw, wissen Sie? . . . Sitzt seit der Maidemonstration. Rasin sollte doch hier unterkommen.»

Baumann hob erstaunt die Brauen. «Rasin? . . . Aber er hat doch gestern beschlossen, nicht zu fliehen.»

«Was?» rief Ljusja. «Er ist freiwillig geblieben?»

Baumann nickte. «Ja. Er meinte, daß es sich nicht lohne, die Flucht zu riskieren, da er nur wegen der Demonstration verhaftet wurde und höchstens irgendwohin, nicht allzuweit weg, verschickt werden könnte . . . Was ist mit Ihnen?»

Ljusja weinte, das Gesicht in den Händen vergraben: «Ich bin . . . mit Ljoscha hergekommen . . . habe ihm absichtlich nichts sagen lassen . . . damit es eine Überraschung für ihn wird . . . Ich dachte, er flieht . . . und ich bin hier . . .»

«Sie ist Rasins Frau», erklärte Sytsch. «Das ist wirklich dumm . . . Und wie sie ihn erwartet hat!»

«Wenn er das gewußt hätte!» sagte Baumann langsam. «So war es natürlich vernünftiger, nichts zu riskieren.»

«Vernünftiger?» rief Ljusja wütend aus und richtete sich auf. «Soll er nun mit seiner Vernunft im Gefängnis sitzen! Aber ohne mich . . . Komm, Ljoscha.»

«Warum reden Sie so?» sagte Baumann und lächelte schwach. «Teilweise sind Sie ja selbst schuld. Weshalb haben Sie ihm nicht mitgeteilt, daß Sie hier sind? Er wäre bestimmt geflohen, wenn er es gewußt hätte.»

Ljusja sah Gratsch in die Augen. «Was hat das mit mir zu tun? Weshalb reden Sie nicht offen? Sie denken ja genau so wie ich, daß ein Revolutionär keinen Augenblick länger als es notwendig ist hinter Gittern verbringen darf, wenn die Möglichkeit zur Flucht besteht. Für und Wider abzuwägen! Wie ein Buchhalter!»

Baumann lachte. «Ihr seid beide Kinder wie euer Ljoscha. Auch Rasin ist so heftig. Sie müßten sehen, wie er sich mit den Volkstümlern herumstreitet. Die Fetzen fliegen nur so.»

«Fetzen?» fragte Ljusja, und ihr Blick wurde weicher. «Und Sie glauben . . .?»

Aber Baumanns Augenlider klappten langsam zu, er wankte und fiel schwer auf das Sofa. Ljusja neigte sich erschrocken über ihn. «Sind Sie verwundet?»

Gratsch schüttelte den Kopf. «Nein, nur unsagbar müde . . . Eine Schande, so zusammenzuklappen . . . Allerdings haben wir die beiden letzten Nächte nicht geschlafen. Ich bin lange herumgeirrt.»

Er zog die Beine langsam und vorsichtig hoch. Der nasse, zerzauste Kopf fiel auf die Kissen, er streckte sich auf dem Sofa aus und legte die Füße auf die Decke.

«Genosse», rief Kirill, aber Baumann antwortete nicht, er war eingeschlafen.

Wagrankin sah Kosuba an. «Was machen wir, Genosse? Wir können ihn doch nicht so lassen. Sollte es, was Gott verhüte, zu einer Haussuchung kommen, so erkennt man ihn sofort. Sein Haar müßte geschnitten, der Bart abrasiert werden. Ohne Bart sieht er ganz anders aus.»

Kosuba schüttelte den Kopf. «Laßt ihn schlafen. Ihr seht doch, wie übermüdet er ist. Und wenn wir ihn rasieren und ihm das Haar abschneiden, glaubst du etwa, daß sie nicht erraten, wen sie vor sich haben, wenn sie ihn hier so erschöpft vorfinden? Auch die Hände sind blutig und zerkratzt, wahrscheinlich vom Strick, an dem er sich herunterließ . . . Daran erkennen sie ihn schon.»

Er betrachtete Baumanns ruhiges Gesicht liebevoll. «Ausziehen müßte man ihn allerdings . . . Vor allem die Stiefel. Sind die aber strapaziert! Man muß sie fortwerfen.»

«Ich weiß nicht», erwiderte Ljusja besorgt. «Ich habe auf alle Fälle neue Stiefel mitgebracht. Aber Rasins Fuß ist kleiner.» Sie runzelte die Stirn und seufzte, als sie den Namen ihres Mannes aussprach.

«Unsinn», erwiderte Kosuba. «Wenn es sein muß, kann man auch einen Fingerhut auf die Nase setzen. Her damit! Und bring jetzt Ljoscha ins Bett. Hier kannst du uns doch nicht mehr helfen.»

Ljusja schaute auf die Uhr. «Ich müßte Genossin Nadja mitteilen, daß er hier ist. Zuerst werde ich Ljoscha schlafenlegen und dann hingehen, nicht wahr? . . . Auf mich fällt kein Verdacht, und er muß schlafen.»

«Richtig», stimmte Kosuba zu. «Das wichtigste in allen Lebenslagen ist, ausgeschlafen zu sein. Der Ausgeschlafene ist zu allen Taten fähig, er holt sich den Mond vom Himmel. Geh nun . . . Inzwischen ziehen wir ihn aus.»

Mit einer entschlossenen Handbewegung streifte er Baumanns Stiefel ab. «Hebe ihn vorsichtig hoch, Kirill. So, jetzt ziehe ihm die Hose aus.»

Ljusja nahm Ljoscha, der interessiert zuschaute, bei der Hand. «Komm, Ljoscha. Du siehst ja, wie müde der Onkel ist . . . Er muß sich ordentlich ausruhen, und niemand darf ihn stören.»

Sie verließen das Zimmer. Kosuba und Kirill zogen Gratsch die schmutzigen Kleider aus. Er schlief, ohne sich zu rühren.

Als die Lampe gelöscht war, wurde es beinahe noch heller im Zimmer. Das Mondlicht fiel in breiten, schimmernden Streifen durch das Fenster und tauchte den Raum in ein blasses, helles

Licht. Baumann schlief fest im frischen, sauberen Hemd unter der leichten Pikeedecke. Er hörte nicht, wie die Tür leise geöffnet wurde. Lautlos mit den nackten Füßen über den Boden gleitend, huschte Ljoscha mit nackten Füßen herein. In Mondlicht getaucht erschien ihm das Zimmer besonders groß. Er schlich an Gratschs Bett heran und stellte einen hölzernen Nußknacker mit fletschenden Zähnen und gezogenem Säbel, das schreck-erregende Gesicht der Tür zugewandt, vor Baumanns Bett auf.

«Damit ihn niemand stört!»

Das Wetter am nächsten Morgen glich nicht mehr den leuchtenden, in bunten Farben glühenden Septembertagen des Kiewer Herbstes, sondern war für diesen Monat ungewöhnlich grau und naß. Ungewöhnlich war auch der Zwischenfall, der sich an diesem trüben Morgen ereignete.

Die tägliche Polizeistreife, zwei Polizisten und der Revier-vorsteher, entdeckte auf dem Platz der Sophienkathedrale am Bogdan-Chmelnitzki-Denkmal einen kleinen Holzkasten mit der Aufschrift:

«An die Gendarmerieverwaltung des Gouvernements Kiew,
General Nowitzki

Persönlich!»

«Persönlich» war zweimal schwarz unterstrichen.

Als sie den Kasten erblickten, prallten die Polizisten zurück, und dem Reviervorsteher gelang es nur mit Mühe, die Aufschrift aus sicherer Entfernung zu entziffern. War dieser Kasten an die Gendarmerieverwaltung adressiert, so konnte er nur eine Bombe oder eine Höllenmaschine enthalten. Im vorigen Jahr war ähnliches geschehen. Anarchisten hatten ein Paket geschickt. Als man es zu öffnen begann, explodierte es.

Der Reviervorsteher ließ einen Polizisten als Wache bei dem Kasten, damit niemand an ihn herankam, und stürzte in größter Eile ins Polizeirevier. An der Ecke traf er eine hübsche junge Frau

mit einem kleinen Jungen, die zu lachen begann, als der Revier-vorsteher, hart mit den lackierten Stiefeln auf dem Asphalt aufstampfend, an ihr vorbeilief. Beinahe wäre er stehengeblieben, denn eigentlich war es doch auffallend! Was hatte diese Frau um sechs Uhr morgens hier zu suchen? Man hätte sie ins Revier zum Verhör mitnehmen müssen. Aber der Gedanke an den geheimnisvollen Kasten trieb ihn weiter. Ljusja blieb noch einen Augenblick stehen, überzeugte sich davon, daß ein Polizist vor dem Kasten stand, hob Ljoscha auf den Arm und zeigte ihm Chmelnitzkis Denkmal. «Das war ein Hetman . . . Schau!» Und dann ging sie um die Kathedrale herum und entfernte sich in entgegengesetzter Richtung der erzbischöflichen Gemächer.

Im Revier herrschte reges Treiben. Ununterbrochen schrillte das Telephon. Der Platz wurde auf Befehl des Polizeipräsidenten abgesperrt, denn jeden Augenblick konnte die Explosion erfolgen. Ein Lastwagen, der ratternd vorbeifuhr, genügte schon. Besser war es auch, wenn nicht allzuviel Neugierige im Wege standen.

Außer der Polizeibehörde befanden sich ein auf Bitten des Polizeipräsidenten vom Stab zur Verfügung gestellter Feuerwerker der Artillerie, Sachverständiger für Sprengkörper, drei Offiziere der Gendarmerie und der Staatsanwalt innerhalb der Absperrung. Ein tauber, bärtiger, sehr reicher Zuckerfabrikant, Stadtrat und Kaufmann erster Gilde, war, obwohl er hier nichts zu suchen hatte, mit seinen preisgekrönten Trabern herbeigeeilt, sobald er die Nachricht vom geheimnisvollen Kasten erhalten hatte. Er liebte Sensationen und ließ keinen Brand aus, zu dem er sich sogar zu jeder Nachtzeit wecken ließ. Auch heute war er geweckt worden, denn war eine Explosion nicht noch viel interessanter als ein Brand?

Die Feuerwehr war übrigens auch zur Stelle. Sie stand in voller Bereitschaft vor dem Regierungsgebäude. Die anwesenden Vertreter der Behörden drückten sich in einer Ecke zusammen, möglichst weit von dem geheimnisvollen Kasten, den man von hier aus nur als einen weißen Fleck vor dem Eisengitter des Denkmals wahrnahm.

«Haben sich den richtigen Platz ausgesucht», sagte mit mißbilligendem Kopfschütteln der Zuckerfabrikant und beobachtete den Techniker, der in militärisch strammer Haltung, aber mit unsicheren Schritten in Begleitung zweier Soldaten zum Denkmal ging. «Ja, den richtigen Platz», wiederholte er. «Das Michailowkloster und die Sophienkathedrale liegen hier. Kommt es zu einer Explosion, so fliegen alle fünfzehn Kuppeln in die Luft.»

«Nein, das tun sie nicht», erwiderte der Polizeipräsident unsicher und besorgt. «Der Artilleriesachverständige bürgt dafür. Er wird den Kasten vorschriftsmäßig öffnen. Seien Sie überzeugt, daß nichts geschehen wird. Sehen Sie, er hat schon begonnen.»

Der Techniker hatte sich tatsächlich über den Kasten gebeugt. In seiner Hand schimmerten Instrumente. Die Soldaten hockten neben ihm.

«Sehen Sie die Soldaten?» sagte der Staatsanwalt mit hoher Fistelstimme. «Wie tapfer das russische Volk ist! Es fürchtet nichts.»

«Er raucht», rief ein Gendarmerieoberst aus, der neben dem Staatsanwalt stand. «Mein Ehrenwort, er raucht. Sehen Sie es? Also ist es nichts.»

Der Techniker hatte sich erhoben und zündete ein Streichholz an. Einen Augenblick später stieg eine kleine blaue Rauchwolke aus seinem Munde auf. Noch beruhigender war es, daß die Soldaten den Kasten umkippten und ihre Hände sorglos hineinsteckten.

«Also nur ein Scherz», sagten die Vertreter der Behörde enttäuscht und schritten zum Denkmal. Als sie herangekommen waren, stieß der Artillerist den Kasten verächtlich mit dem Fuß weg. «Vollkommen ungefährlich! Bleiabfall! Der Gefreite sagt, daß es Typen aus einer alten Druckerei seien.»

Einer der Soldaten salutierte und meldete: «Zu Befehl! Als ich Setzer war . . .»

«Typen?» . . . Alle drei Gendarmen beugten sich über den Kasten und reckten die Hälse wie aufgeregte Gänse. «Tatsächlich!»

«Aber vollkommen demoliert. Man kann die Buchstaben kaum erkennen, ob das nun ein ‚P‘, ein ‚L‘ oder ein ‚W‘ ist.»

«Was das wohl für Ränke sind?» sagte der Oberst nachdenklich und ließ die Typen durch die Hände gleiten. «Haben Sie alles bis auf den Boden untersucht? Vielleicht liegt unten noch irgend ein Dreck.»

«Wir haben den Kasten geschüttelt», beruhigte ihn der Techniker. «Lauter Bleibuchstaben, und oben lag dieser Brief.»

Der Oberst drehte den Umschlag vorsichtig hin und her. Die Aufschrift lautete:

«An die Gendarmerieverwaltung des Gouvernements Kiew,
General Nowitzki

Persönlich!»

«Kann . . . da nichts mehr drin sein? Wird er nicht explodieren? . . . Es hat doch Fälle gegeben . . . Die Sendungen wurden sogar per Post geschickt.»

Der Techniker schlug mit den Fingern gegen den Umschlag. «Ich habe den Brief geprüft, er enthält nichts Gefährliches. Wenn Sie Befürchtungen haben, so gestatten Sie mir, den Brief zu öffnen.» Ohne eine Antwort abzuwarten, zerriß er den Umschlag und zog einen vierfach gefalteten gelben Bogen heraus.

«Gedruckt?»

Naserümpfend entfaltete der Oberst das Papier:

«Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Vom Kiewer Komitee der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
Rußlands . . .»

Er wandte den Blick verlegen ab. Die Mienen der anderen wurden düster. Allen fiel ein unangenehmes Ereignis ein. Vor drei Wochen waren am 18. August elf politische Gefangene aus dem Gefängnis geflohen. Ein Volkstümpler wurde einige Tage später, weit von Kiew entfernt, verhaftet. Die übrigen zehn waren spurlos verschwunden. Und ausgerechnet diese zehn waren Anhänger der «Iskra»-Sozialdemokraten.

Es war eine Flucht, die beim Polizeidepartement und dem

Zaren große Bestürzung hervorrief und die ganze Welt in Aufregung versetzt hätte, wenn ihr diese geheime Angelegenheit zur Kenntnis gekommen wäre.

«Über die Flucht der elf!» fragte der Staatsanwalt düster. «Wieder? Wir haben doch schon zwei Aufrufe erhalten.»

«Zwanzig weitere werden bestimmt noch folgen», erwiderte der Gendarmerieoberst höhnisch und schadenfroh.

Das Gefängnis unterstand dem Justiz- und nicht dem Innenministerium, und jede Verwaltungsstelle freut sich bekanntlich über nichts so sehr, wie über den Mißerfolg einer anderen. Hier hatte es nicht nur einen Mißerfolg, sondern einen Riesenskandal gegeben. Wie sollte man sich da nicht schadenfroh über die Schmach der anderen lustig machen? Abgesehen davon waren auch 100000 Rubel unnütz vergeudet worden. Genügend Material für Agitationszwecke!

«Nun lesen Sie, Wladimir Georgiewitsch, und erzählen Sie uns, was diese Leute uns mitzuteilen haben.»

Die Mitteilungen schienen weit davon entfernt, den braven Rittmeister zu erfreuen. Sein gepflegter Schnurrbart zitterte gereizt. «Ich verstehe nicht ganz . . . Anscheinend eine Gratulation an Seine Exzellenz zu seinem fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum.»

«Nein!» rief der Stadtrat aus und schlug sich, seine Würde vergessend, auf das Knie. «Das kann nicht sein! Heute ist ja tatsächlich das Jubiläum Seiner Exzellenz.»

«Eine Gratulation?» fragte der Staatsanwalt gedehnt und näherte die kurzsichtigen Augen dem Brief, den der Oberst in der Hand hielt. «Originell! Darf ich mitlesen?»

«Laut vorlesen», bat der Stadtrat und hielt die Hand ans Ohr, um besser hören zu können. «Wir sind ja sozusagen unter uns . . .»

Stirnrunzelnd befahl der Artillerist den Soldaten, abzutreten. Sie machten stramm kehrt, schlugen die Hacken zusammen und marschierten zur Feuerwehr. Der Staatsanwalt las vor, und je weiter er mit seiner Lektüre fortschritt, um so schadenfroher klang seine Stimme.

«An General Nowitzki!

Wie wir soeben erfahren haben, beabsichtigen Ew. Exzellenz, den Posten zu verlassen, den Sie seit einem Vierteljahrhundert ruhmreich bekleidet haben. Diese Nachricht erfüllt uns mit tiefer Trauer . . .»

«Blödsinn! Das sehen Sie doch selbst», knurrte der Oberst und versuchte, das Blatt aus den Fingern des Staatsanwalts zu reißen. «Lohnt sich gar nicht zu lesen.»

«Alte Leier! Das haben wir schon bei Gogol gelesen, was sich lohnt und was sich nicht lohnt», sagte der Staatsanwalt und kicherte begeistert. Er wollte sich die Gelegenheit, über die Konkurrenz zu lachen, nicht entgehen lassen. «Bitte unterbrechen Sie mich nicht.»

Er fuhr mit erhobener Stimme fort:

«. . . Sie haben viele Tausende von Unschuldigen verhaften lassen, aber systematisch vermieden, uns, die Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei, anzurühren. Unsere neue Druckerei besteht schon seit vier Jahren, und die Buchstaben haben sich durch die häufige Anwendung ganz abgenutzt. Ew. Exzellenz haben jedoch mindestens tausend Wohnungen durchsuchen lassen, aber immer diejenigen ausgesucht, in denen sich keine Druckerei befand und auch keine befinden konnte. Die friedlichen Bewohner der Stadt nennen Ihren Namen mit Schrecken und mit Haß . . .»

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

«Es ist uns leider nicht gegeben, den tiefen, aber uns verborgenen Sinn Ihrer hohen Ziele zu erkennen, doch wissen wir, daß Hunderte von Mitgliedern der Intelligenz, die früher Liberale und manchmal sogar schwankende Konservative waren, und Tausende von Arbeitern, die sich früher über ihre Lage nie Gedanken gemacht haben und sich von unseren feurigsten Reden nicht überzeugen ließen, den Weg zu uns

finden, nachdem sie einen Kursus in der Schule Ew. Exzellenz durchgemacht hatten.»

«Gestatten Sie», rief der Oberst wütend und legte seine Hand auf das Schreiben. «Dieser Brief ist nicht an Sie gerichtet. Als Vertreter der Justiz müßte es Ihnen bekannt sein . . . Gestatten Sie!»

Das Blatt wanderte aus den Händen des Staatsanwalts in die des Gendarmerieobersten. Er faltete es zusammen, und seine Miene heiterte sich auf. Aber plötzlich verzerrte der Zorn wieder sein Gesicht, denn er erblickte in der Hand des Polizeipräsidenten genau so ein Blatt.

«Woher?» erkundigte er sich heiser.

Der Polizeipräsident senkte schuldbewußt den Blick. «Das war . . . überall in den Straßen angeklebt», sagte er eilig. «Inzwischen ist es aller Wahrscheinlichkeit nach schon abgerissen worden.»

«Kann ich mir denken», erwiderte der Oberst. «Ich weiß, wie Ihre Polizei vorgeht. Ein Blatt reißt sie ab und zehn übersieht sie.»

Der Oberst hatte recht. Sogar hier, zwei Minuten vom Platz entfernt, prangten an der weißen Mauer des Michailowklosters und auf der Djesatinnaja-Straße die gelben, illegalen Blättchen. Arbeiter, Handwerker, die zur Arbeit gingen, Händler und allerlei «niedriges» Volk staute sich lachend davor.

«Sie haben uns geholfen, groß und stark zu werden und unsere Tätigkeit in dem Maße auszudehnen, wie es heute der Fall ist. Mit herzlichem Dank gedenken wir Ew. Exzellenz und möchten Ihnen zur Erinnerung an Ihre Verdienste die durch unsere langjährige Tätigkeit unbrauchbar gewordenen Typen zusenden.»

«Ausgezeichnet! Übrigens gut gedruckt. Anscheinend mit den neuen Typen.»

«Hast du in der Zeitung gelesen, daß Nowitzki heute sein Dienstjubiläum feiert? Sie haben ihm rechtzeitig gratuliert!»
«Und ein Geschenk gemacht. Ein Kasten, der wohl schwer wiegt!»

«Man wird ihm das Blatt gar nicht geben», meinte ein Mann in einem langen Kaftan skeptisch und wandte sich zum Gehen. «Sie werden Seine Exzellenz an so einem Tage nicht betrüben wollen und ihn davor bewahren.»

Seine Exzellenz wurde tatsächlich vor diesem Kummer bewahrt. Auf dem silbernen Tablett mit Glückwunschtelegrammen und Briefen an ihn und seine Gattin fehlte das gelbe Blatt mit den höhnischen Schmähungen der Illegalen. Es kam zu den Verwaltungsakten. Aber die Post war nicht so fürsorglich gewesen. Aus dem Haufen zahlreicher offizieller und privater Telegramme und Briefe lugte eine heitere Karte mit roten Rosen hervor.

In froher Feststimmung griff General Nowitzki zuerst nach dieser bunten, eleganten Karte und runzelte überrascht die Stirn, als er den kurzen Wortlaut las:

«Im Restaurant 'Zum goldenen Stern', zur Feier der nach einer erfolgreichen Flucht aus Ihrem Machtbereich erfolgten Ankunft in Zürich versammelt, möchten wir Ihnen mitteilen, daß wir in nächster Zeit wieder vollzählig zur Fortsetzung unserer Arbeit nach Rußland zurückkehren, und Sie sich dann in unserem Machtbereich befinden werden.»

Und darunter standen in derselben Reihenfolge wie auf der Mauer des Lukjanowgefängnisses die Unterschriften:

«Litwinow, Baumann...»

Im Dezember 1903 erhielt das Polizeidepartement von einem seiner in russischen Emigrantenkreisen tätigen Agenten folgendes chiffrierte Telegramm: »Baumann ist mit einem deutschen, auf den Namen Wilhelm Sempf lautenden Paß nach Moskau abgereist.«

Ein schmutziger, von nassen Schneespuren gezeichneter Fußboden, niedrige, graue Wände, eine dunkle, mit Rissen bedeckte und lange nicht mehr gestrichene Decke, ein geschnitztes, einst lackiertes, mit der Zeit jedoch abgenutztes Geländer, um das sich düstere Zollbeamte und eine große Anzahl dem höchsten und niedrigsten Rang angehörende Gendarmen drängten – das war der erste Eindruck der russischen Grenzstation. An Fenstern und Türen standen Polizisten, so daß jeder, der das Bahnhofsgebäude betrat, sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, in einem Gefängnis zu sein.

Allerdings bemächtigte sich dieses Gefühl nur der Russen. Mit unterwürfiger Liebenswürdigkeit wurden die Ausländer von denselben Beamten empfangen, die den zaristischen Untertanen mit anmaßender Frechheit begegneten. Ein englischer König schützte die Engländer, ein deutscher Kaiser die Deutschen, nur die Russen des allmächtigen Imperiums waren der anmaßenden Willkür dienstbeflissener Grenzbeamter ausgeliefert.

Auch jetzt fielen unter den Reisenden, die auf die Rückgabe ihres Passes warteten, die in ihre teure Heimat zurück-

kehrenden Russen inmitten der stolzen, in ruhiger Überlegenheit harrenden Ausländer auf. Wie eine eingeschüchterte Herde drängten sie sich ängstlich aneinander.

Um so überraschender war es für Ausländer und Russen, als der Gendarm bei der Verteilung kontrollierter Pässe einen beiseite gelegten Paß ergriff und seinen Blick suchend über die wartende Menge gleiten ließ.

«Herr Arthur Wilhelm Ziegler aus München», sagte er. So wurden diejenigen aufgerufen, mit deren Pässen etwas nicht in Ordnung war. Ein Raunen ging durch die Menge. Die Reisenden sahen sich um.

Ein dunkler, etwas gebückter Mann – offensichtlich Deutscher – schob die dicke Zigarre gelassen aus dem rechten in den linken Mundwinkel.

«Bitte?»

Der Gendarm hob militärisch grüßend die weißbeandschuhte Rechte zur dunkelblauen Mütze.

«Herr Ziegler? Bitte.»

Der Mund unter dem aufgezwickelten Schnurrbart lächelte, und dieses Lächeln verhiß nichts Gutes. Es drückte so viel höhnische Schadenfreude aus, daß die neben dem Aufgerufenen stehenden Reisenden ängstlich von ihm zurückwichen, und ein naiver Mann den Gedanken aller Anwesenden laut aussprach: «Hereingefallen.»

Der zweite Gendarm öffnete dienstbeflissen die Barriere, um den Fremden durchzulassen.

Der Deutsche zog an seiner Zigarre und schritt gleichmütig und nachlässig mit wiegendem Gang herein. Sofort schlossen sich ihm zwei sogenannte «Erzengel» in dunkelblauer Uniform an, und der Gepäckträger schleppte auf einen Wink der Gendarmen den schweren, bereits kontrollierten Koffer hinter ihm her.

Es konnte nicht geleugnet werden, daß die Menge diesen Zwischenfall mit mürrischen Mienen beobachtete. Auch Baumann folgte seinem Kameraden mit düsterem Blick.

* Gendarmen.

Anscheinend war die Geheimpolizei gewarnt worden. Er und Lengnik hatten bei der Abreise aus Genf alle notwendigen Vorsichtsmaßregeln befolgt. Lengnik war Mitglied des Zentralkomitees, «Iskra»-Anhänger, Mitglied der Arbeiterbewegung seit den neunziger Jahren und in illegaler Geheimarbeit erfahren.

Baumann hatte seinen Paß ebenfalls noch nicht erhalten. Gleich würde er aufgerufen werden. Ob er den Grenzbeamten verdächtig erschien?

Als Lengnik mit seiner Eskorte das Gendarmeriezimmer betrat, wurde es dort sofort eng. Anscheinend hatte sich die Nachricht über seine Verhaftung schon auf der ganzen Station verbreitet. Das Zimmer füllte sich mit allerlei Sensationslüsternen, zum großen Teil Eisenbahnern.

Ein rothaariger, grauhaariger Gendarmerieoberst unbestimmbaren Alters, mit einem glattgeschorenen Igelkopf, schrieb eifrig und nervös ein Protokoll:

«Ich, Oberst eines Sonderkorps der Gendarmerie . . .»

Er maß den Eintretenden mit zusammengekniffenen Augen, entblötte durch ein Grinsen die Zähne und glich in diesem Augenblick einer Bulldogge.

«Das habe ich mir gedacht! Also Arthur! Wie ist der Familienname?»

«Familienname? Da steht es ja geschrieben.»

Er wies auf den geöffneten Paß, den ein Gendarm dem Oberst überreicht hatte. Die Anwesenden wechselten überraschte Blicke. Der Fremde sprach deutsch, rein bayerischen Dialekt, und so herablassend wie er konnte nur ein Ausländer sein. Wenn das nun wirklich ein deutscher Staatsangehöriger war?

Der Oberst lief puterrot an. Derselbe Gedanke war auch ihm gekommen. Ihm war im Telegramm der Name Sempf genannt worden. Kein einziger Paß lautete auf diesen Namen. Vor ihm stand Ziegler. Fehler konnten in einem chiffrierten Telegramm stets unterlaufen. Aber zwischen Sempf und Ziegler war keine große Ähnlichkeit. Auch stimmten die Vornamen nicht ganz überein. Der eine hieß Wilhelm, der andere Arthur

Wilhelm ... Er beschloß, den Fremden vorläufig dazubehalten. Allerdings sah er tatsächlich wie ein Deutscher aus, aber Baumann war ja auch ein deutscher Name, und obwohl er deutscher Abstammung war, galt Baumann als Russe und fühlte sich als solcher.

Der Offizier betrachtete Lengnik mit durchdringenden Blicken. Sicher stellte er sich an! Der Oberst fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg, und brüllte: »Bitte, reden Sie russisch!« Da geschah etwas, was keine Gendarmerievorschriften vorgesehen hatten. Der Bayer nahm die Zigarre aus dem Mund, zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte, ohne sich direkt an jemand zu wenden, auf deutsch: »Was fällt dem Kerl ein!«

Er fügte noch einige so typisch bayerische und so gezogene Ausdrücke hinzu, daß alle sie verstanden, sogar diejenigen, die nicht deutsch sprachen. Dann streckte der Bayer die Hand aus und griff mit träger Bewegung nach seinem Paß.

»Einen Dolmetscher!« rief der Oberst heiser. »Wo steckt er denn, zum Teufel!«

»Herr Oberst, in fünf Minuten geht der Zug«, erinnerte der Oberschaffner vorsichtig.

Der Oberst schickte zu den noch nicht kontrollierten Pässen hinüber, machte dem Gendarmeriewachtmeister ein Zeichen und blätterte die Pässe eilig durch, wobei er sie der Reihe nach dem Wachtmeister zuwarf.

Ziegler wandte sich dem Ausgang zu, aber die Gendarmen vertraten ihm den Weg, und ein Zollbeamter in einem adretten schwarzen Rock mit grünen Rändern erklärte ihm in fehlerhaftem, aber immerhin verständlichem Deutsch, daß einige Formalitäten noch erledigt werden mußten. Übrigens käme schon der Dolmetscher.

Der Dolmetscher, ein magerer, schiefer Mann mit unehrlichen Augen, die einen Dieb oder Spitzel verrieten, sprach fließend deutsch und war stolz auf seine gute Aussprache. Die Miene des Gendarmerieobersten hellte sich auf.

Das Verhör begann. Der Dolmetscher übersetzte: »Er sagt,

er sei in Nürnberg geboren, hätte in Straßburg und in der letzten Zeit in München gelebt, sei Monteur von Beruf, Spezialist für arterische ...«

»Artesische«, verbesserte der Zollbeamte, der deutsch sprach. Er hatte aufmerksam zugehört.

»... für artesische Brunnen. Er fährt nach Moskau, um dort solche Brunnen anzulegen.«

Der Oberst fuhr erfreut hoch. »Aha! Da ist er reingefallen! Brunnen in Moskau? Da gibt es doch Wasserleitungen. Ist Moskau etwa ein Dorf? Wenn es auch zurückgeblieben ist, aber eine Hauptstadt ist es doch.«

Der Dolmetscher begann eifrig auf den Fremden einzureden. Die Aufregung des Obersten schien sich auf ihn zu übertragen. Seine Stimme überschlug sich sogar, wie bei einem Jagdhund, der eine Spur gefunden hat. Aber ehe der Deutsche geantwortet hatte, neigte sich der Zollbeamte zum Obersten und flüsterte ihm zu: »Entschuldigen Sie, Herr Oberst, aber Sie befinden sich im Irrtum. Ich habe in einem Betrieb zur Herstellung von Staatspapieren der Expeditionsabteilung gearbeitet, und da kam dieser artesische Brunnen auch vor.«

Der Oberst zog den Schnurrbart unzufrieden hoch, erwiderte jedoch sofort: »Vielleicht werden sie da gegraben, aber ich könnte meine Hand ins Feuer legen, daß er nicht zum Brunnengraben hinaufährt. Wir werden ihn gleich hereinlegen ... Ja, ja, mein Lieber, fügte er mit zornigem Blick auf Ziegler hinzu. »Ich sage es Ihnen direkt ins Gesicht, obwohl Sie vorgeben, kein Russisch zu verstehen ... Manykin, er soll uns erklären, was ein artesischer Brunnen ist.«

»Der Zug muß abgehen«, rief der Oberschaffner mit kläglichem Stimme aus. »Wenn er uns hier auch noch die Anlegung eines artesischen Brunnens vorführt! ... Oder sollen wir nicht mehr auf ihn warten!«

»Warte noch«, erwiderte der Oberst mißmutig. »Es brennt doch nirgends. Hier handelt es sich um staatliche Angelegenheiten. Was ist nun wieder los!«

Ziegler hatte anscheinend einen derben Ausdruck gebraucht, denn alle grinsten. Seine Beamtenwürde vergessend, lächelte sogar der Dolmetscher.

«Ich habe gefragt, was los ist?» wiederholte der Oberst mürrisch. «Was hat er gesagt?»

Der Dolmetscher konnte nicht sofort die passenden Worte finden. «Er meinte . . . ein russischer zaristischer Oberst müsse wissen, was ein artesischer Brunnen sei.»

«Du lügst, er hat etwas anderes gesagt», rief der Oberst und schüttelte ärgerlich den Kopf. Er wandte sich direkt an Ziegler: «Wenn ich es nicht wüßte, hätte ich nicht gefragt. Verstehen Sie nicht? Wie sollte ich denn prüfen, ob Sie die Wahrheit sagen, wenn ich nichts davon wüßte? Bitte, bemühen Sie sich, mir diesen Ausdruck zu erklären.»

Der Dolmetscher übersetzte. Ziegler zuckte die Achseln und begann mit einer langweiligen, monotonen Stimme, und der Dolmetscher übersetzte ebenso monoton: «Der artesische Brunnen ist ein Brunnen, der den Druck höherer Wasserschichten ausnutzt und der mit Hilfe von Bohrungen angelegt wird, die von geologischen – Herr Oberst, ich kenne diese Spezialausdrücke gar nicht – abhängig sind.»

Der Deutsche fuhr fort. Der Zollbeamte zupfte an seinem Rock und verließ den Raum. Die anderen folgten ihm. Die Unterhaltung interessierte sie nicht mehr. Es war ganz klar, daß der Oberst verloren hatte.

Aber er wollte sich noch immer nicht ergeben. Würdevoll hörte er zu, wie der Dolmetscher immer bekümmelter und erschöpfter vor sich hin murmelte: «Von der erwünschten Tiefe hängt der endgültige Durchmesser des Loches und des Filters ab, der in das Loch eingeführt wird, wenn . . .»

Der Dolmetscher wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ziegler sprach langsam und gleichmäßig und zog hin und wieder an seiner Zigarre: «. . . wenn der Erdboden sandig ist. Zum Wasserpumpen werden Pumpen verschiedener Systeme verwandt . . .»

Der Oberst bewegte krampfhaft die Hand, wie ein Ertrinkender, der nach einem Strohalm greift: «Verschiedener? – Nein, bemühen Sie sich bitte, diese Pumpen näher zu erläutern.»

Ziegler lächelte wieder spöttisch, als der Dolmetscher ihm die Frage übersetzt hatte. Seine Antwort war erschütternd: «Bei hohem Wasserstand und schwachem Sinken des Wasserspiegels im Bohrloch werden Farcos Schleuderpumpen mit vertikaler Achse verwendet, bei tiefem Wasserstand die Kompressor-pumpen des Lammutyps . . . Ich selbst bin Spezialist eines von Ingenieur Racchi begründeten Systems und fahre zu Ingenieur Zuchanow, der nach diesem System arbeitet. Eine Empfehlung von Racchi besitze ich . . .»

Er holte ebenso träge wie zuvor einen Umschlag aus starkem Pergamentpapier mit einem deutschen Firmenstempel aus der Tasche. Aber der Oberst wandte den Blick plötzlich ab und beschäftigte sich mit auf dem Tisch liegenden Papieren, als ginge ihn die ganze Angelegenheit nichts mehr an, als existiere Ziegler nicht mehr. Der Oberschaffner zog die Pfeife aus der Tasche und eilte hinaus.

Baumann ging vor einem Wagen auf und ab und wartete. Er hatte seinen Paß ohne Zwischenfälle erhalten. Dieser lautete allerdings auf den Namen des Staatsrates Dolganow und floßte deshalb Achtung ein. Die Visen waren so ausgezeichnet gefälscht, daß nicht der geringste Verdacht aufkommen konnte. Deshalb hatte er beschlossen, diesen Paß an Stelle des deutschen auf den Namen Sempff zu benutzen, an dem er einen, allerdings nur winzigen Fehler entdeckt hatte, der aber einem erfahrenen Grenzbeamten auffallen konnte.

Ein Gepäckträger lief mit einem ihm bekannten großen Koffer an Baumann vorbei. Ihm folgte Ziegler-Lengnik mit einer neuen Zigarre im Munde. Er schritt langsam und stolz daher, wie es sich für einen seiner nationalen Würde bewußten Ausländer geziemte, obwohl der Oberschaffner zum letztenmal pff.

Lengnik stieg in den Wagen, der dem Baumanns folgte.

Zwei Stunden später trafen sie sich, wie verabredet, mit

über die Schulter geworfenen Handtüchern und einer Seifenschale in der Hand vor dem Waschraum. Es war schon Nacht, niemand im Gang, und der Waschraum leer.

«Wie pedantisch man als Illegaler sein muß», sagte Lengnik lachend. «Hätte ich nicht über den artesischen Brunnen gelesen und du mir nicht das Empfehlungsschreiben von Racchi geschrieben, so hätten sie mich bestimmt geschnappt.»

2

Lengnik stieg vor Moskau aus – er fuhr nach dem Norden – und Baumann traf allein in Moskau ein.

Er stieg im Hotel «Paris» ab und zeigte den auf Sempflautenden Personalausweis vor. Abgesehen von den Vorteilen, die ein ausländischer Paß bot, bevorzugte Baumann einen häufigen »Dokumentenwechsel«, um jede Spur hinter sich zu verwischen. Sogar ein erfahrener Kriminalist konnte in diesem Fall nicht ohne weiteres feststellen, daß es sich um ein und denselben Menschen handelte.

Aber schon am zweiten Tage, nachdem er seinen Paß abgegeben hatte, fühlte er, daß etwas nicht in Ordnung war. Die unruhigen Augen des Kellners, der den Blick von ihm abwandte, der Schreck, den das Dienstmädchen ganz offen zur Schau trug und die Art, wie der Direktor und der dicke, betreßte Schweizer ihn beim Betreten und Verlassen des Hotels beobachteten, verrieten, daß etwas Böses im Gang war.

Er ging in die Stadt und trieb sich dort bis zum Abend herum, betrat fremde Häuser und stieg aus einer Straßenbahn in die andere. Ein frecher Spitzel folgte ihm dicht auf den Fersen. Er tat es so offen, daß sogar ein wenig erfahrener Mann ihn bemerken mußte. Gratsch hatte nicht erwartet, daß man ihn beobachten würde, denn er hatte noch niemand gesehen und kein Parteilokal besucht. Also hing das mit seinem Paß zusammen. Vom Bahnhof aus war er nicht verfolgt worden, das wußte er genau.

Noch Schlimmeres geschah. Als er eines Tages zurückkehrte, bemerkte er, obwohl die Tür sofort geschlossen wurde, als er sich näherte, einen Polizeivorsteher im Büro. Ohne sein Zimmer aufzusuchen, bestellte er beim Boten eine Karte für die Abendvorstellung im Kleinen Theater und bat, das Mittagessen in seinem Zimmer zu servieren. Während die Karte besorgt wurde, entnahm er dem Koffer alles, was er irgendwie in seinen Taschen unterbringen konnte. Nach dem ersten Akt verließ er das Theater und stand gegen zehn Uhr abends im Sokolnitschi-Park. Hier war er zweifellos allein.

Selbstverständlich wäre es dumm gewesen, ins Hotel zurückzukehren. Allen Anzeichen nach sollte er diese Nacht verhaftet werden. In einem anderen Hotel ohne Gepäck zu erscheinen, wäre auffallend gewesen, vor allem, wenn man im Besitze eines mit einem ausländischen Visum versehenen und auf den Namen eines Staatsrates ausgestellten Passes war.

In Gedanken überflog er die ihm in Genf genannten Adressen, bis ihm die Anschrift eines Arztes in einer einsamen Straße am Arbat einfiel. Er war während seines letzten Aufenthaltes in Moskau oft durch diese Straßen gegangen.

Eine träge Ruhe hatte über ihnen gelegen, eine Stille, in der sogar die Luft seltsam unbeweglich schien. Sie mußte – so meinte Baumann – den Häschern unheimlich erscheinen und sie vertreiben. Bestimmt das ruhigste und bequemste Nachtquartier, dachte Gratsch, als ihm die Adresse einfiel.

Die kleinen Nebenstraßen waren wieder ebenso menschenleer, nur lag der Schnee noch höher auf den Straßen, und die Entfernung zwischen den schiefen, lange nicht mehr gestrichenen Laternenpfählen schien ihm größer als damals. Ohne Mühe fand er das graue, niedrige Einfamilienhaus mit dem kleinen Anbau. Die Tür war mit festem grünen Tuch beschlagen, und auf dem glänzenden, sauber geputzten Messingschild prangte der Name des Arztes. Darunter stand: «Bakteriologe». Er klingelte, und eine junge Frau öffnete ihm. Auf seine Frage sagte sie ihm, daß der Arzt zu Hause sei, aber ihre Augen

betrachteten ihn mißtrauisch und unfreundlich, und Gratsch hatte plötzlich das Gefühl, daß es besser sei, fortzugehen. Diese Frau gehörte offensichtlich nicht zur Bewegung, und der späte, beinah nächtliche Besuch schien ihr unangenehm.

Aber der Arzt, der von der Frau gerufen wurde, war so gutmütig und nett, die wenigen, beinah aufrechtstehenden dunkelblonden Härchen hinter seiner Glatze wirkten so rührend, das Gesicht mit dem zerzausten Bart, der gar nicht hineinpaßte, so gutmütig und die Augen hinter den goldgefaßten Brillengläsern so kindlich und gütig, daß Baumann die Parole gar nicht nannte – ihn störte auch die Frau, die noch dastand und ihn argwöhnisch betrachtete. Er schüttelte die dargebotene Hand des Arztes herzlich und erkundigte sich: »Wohin?»

Worauf der Doktor mit einem herzlichen Lachen »Hierher« erwiderte und die Tür ins Nebenzimmer öffnete.

Im Zimmer schlug ihm ein scharfer Tiergeruch entgegen, so roch es im Winter im Zoo, wenn die Käfige nicht genügend gelüftet wurden. An den Wänden entlang und sogar mitten im Zimmer standen große und kleine Käfige, von denen manche, durch Gitter aufgeteilt, für mehrere Tiere bestimmt waren. Kaninchen, Meerschweinchen, Tauben, flinke weiße Mäuse und weiße Ratten mit zarten rosa Schwänzen, die gar nicht denen im Lukjanowgefängnis glichen, bewegten sich hinter den Gitterstäben.

»Wozu das alles?« fragte Baumann.

Aber der Arzt beantwortete seine Frage nicht. »Gestatten Sie«, sagte er statt dessen, »Sie wünschen? ...«

Aber selbstverständlich! Baumann nannte die Parole, und sie schüttelten sich wieder die Hand. »Übernachten? Bitteschön. Legen Sie ab. Hier riecht es allerdings ... Leider kann ich Ihnen keinen anderen Raum anbieten. Wenn Sie erlauben, mache ich Ihnen hier das Bett zurecht.«

Er trat zu einem mit Wachstuch bezogenen Sofa, das zwischen den Käfigen stand, und drückte auf die Federn.

»Hier werden Sie gut liegen«, sagte der Arzt und lächelte zufrieden.

»Selbstverständlich, ausgezeichnet!« Baumann nickte und sah sich um. »Aber Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet, zu welchem Zweck Sie diese Menagerie hier haben!«

Die Blicke des Arztes glitten liebevoll durch das Zimmer. »Ich bin doch Bakteriologe, mein Lieber.«

»Und?« fragte Baumann, der ihn noch nicht verstanden hatte.

»Ich mache Versuche. Sehen Sie hier.« Er ging zum Tisch, und Baumann erblickte Mikroskope, Spritzen und Retorten, die im Schein der Lampe metallisch funkelten.

»Impfungen!«

»Ja.«

Er strich über einen Käfig, in dem ein Meerschweinchen regungslos, die Pfoten eingezogen, mit zerzaustem Fell und kummervoll herabhängendem Köpfchen auf dem Stroh hockte.

»Krank?« fragte Gratsch leise.

Der Arzt nickte. »Vergiftet. Diphtherie.«

»Sie vermehren die Bakterien für Impfzwecke!«

Der Arzt nickte wieder.

Gratsch beugte sich herab und betrachtete das Meerschweinchen, das ruhig und gleichgültig in der Ecke sitzen blieb.

»Eine eigenartige Wissenschaft, die Bakteriologie«, sagte er, sich aufrichtend.

»Ja«, erwiderte der Arzt leise. »Und die interessanteste. Einen schlimmeren Feind als diese kleinen Wesen gibt es ja nicht ... Lebendes Gift, das sich selbst bewegt, seine Opfer sucht, unsichtbar hindurchdringt und den Körper vergiftet. Und diese Kraft, die ihm innewohnt! Man macht sich ja keine Vorstellung davon! Nehmen Sie nur das Diphtheriegift. Eine Unze, also 30 Gramm genügen, um 60000 solcher Meerschweinchen oder 75000 Hunde zu töten.«

»Erwähnen Sie die Menschen aus Höflichkeit nicht?« fragte Gratsch lächelnd. »Wie viele Menschen kann man mit dieser Dosis ins Jenseits befördern?« Er betrachtete die Käfige an der gegenüberliegenden Wand.

»Sie haben hier ja Meerschweinchen, deren Gift für Millionen reichen müßte. Alle Diphtherie!«

»Auch Milzbrand«, erwiderte der Arzt zögernd. »Und...« Er schwieg, und Baumann drang nicht weiter in ihn.

»Wozu brauchen Sie so viel!«

Der Arzt zuckte die Achseln. Offensichtlich war ihm die Frage unangenehm. »Ich handle damit«, erwiderte er laut und herausfordernd. »In der Provinz ist die Nachfrage nach diesen Kulturen sehr groß, da sich nur Privatlaboratorien damit befassen. Der Staat denkt ja nicht daran und handelt nur mit Wodka.«

»Seltsam«, sagte Baumann und schüttelte den Kopf. »Sehr merkwürdig, daß der Staat Privatpersonen die Vermehrung dieser Giftstoffe gestattet.«

»Warum nicht!«

Der Arzt stutzte, und Baumann sah ihm an, daß er die Antwort bereits erraten hatte.

»Vor einigen Jahren kannte ich einen Sonderling«, erwiderte er trotzdem, »er wollte die Bakterien in den Dienst der Revolution stellen. Bakterien statt Bomben und Aufstände! Die Pest im Zarenschloß oder Zarskoje Selo.« Er lachte. »Übrigens ein Plagiat«, fuhr er fort. »Im »Konrad Wallenrod« von Mickiewicz wird in der Einführungsballade der Maure Almansor geschildert, der nach einer Niederlage, die ihm die Spanier bereiteten, sich dadurch rächte, daß er die Pest am eigenen Körper in ihr Lager brachte. Und das erwies sich als die stärkste Waffe. —

Es floh voller Grauen das spanische Heer
aus den Bergen, vieltausend Mann,
unter furchtbaren Qualen sie siechten dahin,
und die Pest diese Schlacht gewann.«

»Ja, das ist stärker als jede andere Waffe«, stimmte der Arzt zu, »aber keine Waffe, die man gegen die Paläste anwenden darf, denn sie würde sich zuerst gegen die Elendsviertel, gegen die durch den Hunger geschwächten Organismen wenden. Der

Tod erntet die meisten Opfer da, wo ihm der geringste Widerstand entgegengesetzt wird.«

Gratsch legte seine Hand rasch auf die des Arztes. Dieser Mann gefiel ihm immer mehr. »Sehr richtig! Der Tod erntet die meisten Opfer da, wo ihm der geringste Widerstand entgegengesetzt wird. Wenn unsere Zeit gekommen ist, wird sich der Tod die Zähne an den Menschen zerbrechen, dessen können Sie überzeugt sein. Und das mit der Ansteckung habe ich nur im Scherz gemeint. Dieser Sonderling, den ich erwähnte, war Alkoholiker. Sobald er betrunken war, malte er sich diesen — wie er ihn nannte — wissenschaftlichen »Terror« aus. Ein fliegendes Schiff mit Bakterien. Eines Tages werden die Menschen doch fliegen! Kibaltschirsch hat schon 1881 die Konstruktion eines fliegenden Schiffes entworfen. Und eines Tages wird so ein Flugschiff über dem Alexanderschloß in Zarskoje Selo emporsteigen und Retorten mit Milliarden von Bazillen auf die kaiserliche Residenz abwerfen.«

Der Arzt lächelte traurig, und sein Lächeln wirkte auf dem gutmütigen, runden Gesicht seltsam und böse: »Meinen Sie, das wären die Wahnvorstellungen eines vom Alkohol vergifteten Gehirns? Meine Meinung von den Menschen ist schlechter, und ich nehme an, nein, ich bin sogar überzeugt, daß wir noch einen Bakterienkrieg dieser Art erleben werden, nur mit dem Unterschied, daß die Almansore der Zukunft gegen die Ansteckung geimpft und selbst gesund sein werden. Und die fliegenden Schiffe werden nicht in unseren Diensten stehen. Nicht wir, sondern der Zar oder andere Herrscher werden sie verwenden und Retorten mit Bazillen herabwerfen.«

Er brach jäh ab und schüttelte den Kopf. »Woran denke ich denn!« rief er aus. »Sie haben bestimmt gefroren, heute ist es draußen kalt. Ich will Ihnen Tee bringen lassen.«

Er verließ das Zimmer. Gratsch setzte sich auf das Sofa.

Auf dem Tisch funkelten die Gläser. Die Tiere liefen in den Käfigen hin und her.

Die Bazillen!

Seltsamerweise war ihm noch nie, weder in seiner frühesten Jugend, als er mit seiner revolutionären Tätigkeit begann, noch in Petersburg, in Petropawlowsk, in Wjatka, während seiner Auslandsarbeit oder im Laufe von Unterredungen mit Lenin so klar zum Bewußtsein gekommen, wie groß und furchtbar der Kampf war, der ihnen bevorstand.

Bakterienkrieg? Warum nicht? Eine Revolution war kein gewöhnlicher Krieg, in dem die Feinde von gestern heute auf Sektgelagen miteinander anstoßen und morgen gemeinsam den einstigen Verbündeten und ewigen Freund vernichten. Eine Verständigung konnte es in der Auseinandersetzung zwischen den beiden Welten, zu der der Klassenkampf aufrief, nicht geben. Und der Gegner der Werktätigen, der ausbeutende Kapitalist, würde in diesem Kampf selbstverständlich zu allen Mitteln, auch zu denen, der Ansteckung durch Pestbakterien greifen, um sich den Sieg zu sichern.

Er lächelte, als ihm die Bezeichnung der »Iskra«-Anhänger als »Bazillen« einfiel. Die Ökonomen hatten schon im »Rabotscheje Djelos*« gegen die »Ideologen« und »Revolutionären Bazillen« getobt, die den ihrer Ansicht nach gesunden und gutmütigen Organismus der Arbeiterklasse ansteckten und eine Gärung hervorriefen, die sonst unterblieben wäre. Die Arbeiter hätten ohne sie auch weiterhin gehorsam mit Scheuklappen vor den Augen ihren Weg fortgesetzt und unter der Führung liberaler Bourgeoisie einer besseren Zukunft entgegengehen können.

Mit Scheuklappen? Oh!

Baumann erhob sich, streckte die steifen Glieder und schritt im Zimmer auf und ab. Kaum hatte er zwei Runden gemacht, als sich die Tür öffnete und eine Frau eintrat. Das Gesicht kam ihm bekannt vor, aber er erinnerte sich nicht sofort, wo er es gesehen hatte.

Der Moskauer Bezirk? Die Fabrik? Proschin? Der Streik des Jahres 1901? Ja, es war Irina.

* »Die Sache der Arbeiter«.

Lächelnd und freudig erregt trat sie auf ihn zu: »Das habe ich nicht erwartet! Nein, daß ausgerechnet Sie hier sind, habe ich wirklich nicht gedacht! Aus dem Doktor wurde ich gar nicht klug. Er ist wirklich für die Geheimarbeit geeignet! Er sagte mir nur, daß da ein Mensch wie alle sei, ohne besondere Merkmale!«

»Das stimmt auch«, unterbrach Baumann sie und schüttelte ihr noch einmal die Hand. »Was habe ich denn für besondere Merkmale? Wie haben Sie es übrigens erfahren?«

Irina lachte laut. »Ich habe durchs Schlüsselloch geschaut. Es hat ziemlich lange gedauert, bis ich Sie erblickte. Sie haben die ganze Zeit auf dem Sofa gesessen, das man vom Schlüsselloch aus nicht sieht. Lange habe ich gewartet! Nein, dachte ich, ein Revolutionär wird nicht wie ein Kartoffelsack auf einer Stelle liegenbleiben und sich nicht bewegen. Bestimmt geht er nach einer Weile auf und ab. Endlich vernahm ich Ihre Schritte. Und als Sie am Schlüsselloch vorbeikamen, habe ich Sie erkannt.«

»Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich da bin?«

»Marja Pawlowna!«

»Marja Pawlowna? ... Ist das die Frau des Arztes? Gehört sie denn ...«

»Zu uns? Nein.« Irina schüttelte den Kopf. »Der Arzt ist übrigens auch nicht Mitglied der Partei ... Er ist in erster Linie Bakteriologe, verstehen Sie? Aber er sympathisiert mit uns, und seine Wohnung benutzen wir schon seit langem ... Aber wie schön, daß Sie da sind und daß wir uns getroffen haben! Beinah wäre ich nach Hause gegangen. Ich war nur gekommen, um Kosuba auszurichten ...«

»Kosuba ist auch da?« rief Gratsch erfreut aus. »Ich dachte, er bliebe in Kiew! Eine herrliche Stadt! Wenn ich mir einen Wohnsitz aussuchen könnte, so würde es bestimmt Kiew sein.«

»Die Menschewiken haben ihn aus Kiew vertrieben«, erwiderte Irina düster. »Da geht es überhaupt schlecht. Kiew, Charkow, der Kreis von Gornosawodsk und die Krim sind

ausgesprochen auf seiten der Menschewiken. Und Sie wissen ja, daß sie da, wo sie in der Mehrzahl sind, unsere Leute zurückdrängen. Sie haben Kosuba ganz offiziell abgeschoben. Übrigens hat er sich gefreut. Er liebt Moskau. Aber auch hier werden sie immer stärker. Vorläufig!« fügte sie lächelnd hinzu und fuhr fort: »Ein Unglück ist es, daß die ‚Iskra‘ in ihrer Hand ist. Die Arbeiter haben sich an die ‚Iskra‘ in der Zeit, als sie von Lenin geleitet wurde, gewöhnt und glauben ihr seitdem jedes Wort. Nun machen sie sich die von ihr ausgegebenen Richtlinien zu eigen, weil es eben die ‚Iskra‘ ist, und man verheimlicht ihnen, daß sie nicht mehr von Lenin geleitet wird. Ungeschickt sind diese Leute keineswegs.«

»Haben Sie nur keine Angst, die Arbeiter werden schon dahinterkommen«, erwiderte Baumann lächelnd. »Aber wie kommen Sie nach Moskau? Kosuba berichtete mir in Kiew, daß Sie verhaftet und nach Ostsibirien verschickt wurden.«

»Auch aus dem Zuchthaus führen Wege. Stimmt es, daß Sie Kosuba das am ersten Abend in der Proschin-Fabrik gesagt haben? Er wiederholt es immer wieder. Kann man aus dem Zuchthaus fliehen, so ist es aus der Verbannung noch einfacher und leichter. Ich brauchte nur Wologda zu erreichen, da halfen mir Kameraden weiter. Nun gehöre ich richtig dazu, Genosse Baumann, muß illegal leben und arbeiten. Früher waren wir in Saratow und sind dann hierhergezogen. Jetzt bin ich in Kolomna.«

»Und nicht im Komitee!«

»Im Moskauer? Um Gottes willen, da sitzen nur Menschewiken.«

»Wieso?« fragte Baumann und runzelte die Stirn. »Niemand von uns!«

»Nur Kosuba. Ihn konnten sie nicht hinausschmeißen; die ganze Prochotowka ist für ihn, er arbeitet doch da. Legal! Als Nikolai Nikolajewitsch Gratschew... Haben Sie ihn nicht so getauft!«

»Wissen Sie seine Adresse?«

Sie überlegte einen Augenblick. »Es wäre unvernünftig, jetzt zu ihm zu gehen. Aber morgen bringe ich Sie hin. Ganz bestimmt; denn morgen ist die Sitzung des Komitees, und Sie müssen ihn vorher sprechen.«

»Schön«, sagte Baumann und nickte. »Und wo treffen wir uns morgen?«

»Hier«, erwiderte Irina lachend. »Ich übernachtete einfach hier. Marja Pawlowna wird es mir nicht übelnehmen, sie hat mich gern. Es ist noch zu früh zum Schlafengehen, und vorher will ich Sie in alles einweihen. Wir haben es hier sehr schwer, Genosse... Nikolai. Einerseits sind die Menschewiken da – übrigens auch Gustylew aus der Proschin-Fabrik. Er trägt die Nase sehr hoch. Wie kann es auch anders sein! Andererseits hat die Geheimpolizei hier zahlreiche Agenten unter den Arbeitern, und sie arbeiten im Grunde genommen Hand in Hand mit den Menschewiken. Beide würgen die Revolution ab.«

»Aber dieser Kerl mit den langen Zähnen wurde doch voriges Jahr hinausgeschmissen!«

»An seiner Stelle sind andere da. Übrigens soll er im Polizeidepartement sitzen.«

Die Tür öffnete sich. Die Brillengläser des Doktors funkelten sie von der Türschwelle an. »Sie kennen sich? Dann verstoßen wir ja nicht gegen die Geheimhaltung, wenn wir alle zusammen Tee trinken.«

Die Komiteesitzung sollte auch bei einem Arzt, aber diesmal bei einem Zahnarzt stattfinden. Die illegalen Kämpfer trafen sich gern bei Ärzten, weil das Kommen und Gehen der »Patienten« keinen Verdacht erweckte. Auch konnte der Wohnungsinhaber nicht zur Rechenschaft gezogen werden; denn ein Arzt ist nicht verantwortlich für seine Patienten, sogar, wenn sich wie heute im Wartezimmer des Zahnarztes Wilhelm Ferdinandowitsch Vogt lauter Sozialdemokraten, Mitglieder

eines Komitees, trafen und eine Sitzung abhielten. Der Arzt empfing nach einer Liste. Wer konnte beweisen, daß alle auf der heutigen Liste angeführten Namen und die im Buch für diesen Tag verzeichneten Behandlungen, Plomben und gezogenen Zähne nur seiner Phantasie entsprungen waren? Daß er keinen Zahn gezogen und plombiert hatte, und daß es nur eine Tarnung für die außerordentliche Mitgliederversammlung des Moskauer Komitees der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands war?

Nur wer sich angemeldet hatte, wurde vom Zahnarzt empfangen. Also konnte man jedem unerwünschten Patienten dasselbe sagen, was der Zahnarzt Baumann erwiderte, als dieser auf Kosubas Veranlassung zur vereinbarten Zeit an der Wohnungstür des Zahnarztes klingelte: »Entschuldigen Sie bitte, aber ich kann Sie heute nicht empfangen. Es haben sich heute und in den nächsten Tagen zu viele Patienten angemeldet. Vor Mittwoch nächster Woche geht es nicht.«

Der Arzt empfing Baumann mit diesen Worten, weil Baumann die Befolgung der Geheimhaltung prüfen wollte und deshalb die Parole nicht sofort genannt hatte. Außerdem war sie lang und dumm, und er genierte sich geradezu, diesen Blödsinn als vernünftiger Mensch und illegaler Kämpfer zu wiederholen.

Der Arzt öffnete ihm selbst. Zu dieser Zeit ließ er keinen Dienstboten an die Tür heran. Übrigens war es selten, daß die Parole genannt werden mußte, da der Arzt ein Freund des Komiteesekretärs Grigori Wassiljewitsch war und die meisten vom Ansehen her kannte.

Dieses Mal war es ein fremdes Gesicht. Und der Besucher sagte die Parole nicht, sondern funkelte ihn nur vernüht und sehr verdächtig mit seinen grauen Augen an, als der Arzt erschrocken und wütend sagte: »Heute habe ich keine Zeit.«

»Vielleicht geht es doch.«

»Ausgeschlossen. Entschuldigen Sie, meine Patienten erwarten mich...«

Der Arzt öffnete die Tür, Baumann aber zog den Mantel aus und sagte: »Ich komme von Maria Petrowna.«

Der Arzt schloß die Tür. »Wie geht es Maria Petrowna?« knurrte er und sah an Baumann vorbei.

»Danke.« Baumann nahm den Schal ab. »Haben Sie das Buch „Die Schlacht der Russen mit den Kabardinern oder die schöne Mohammedanerin“ gelesen?«

»Die Mohammedanerin, die auf dem Grabe ihres Mannes stirbt, sagte der Doktor erfreut. »Warum haben Sie es nicht sofort gesagt? ... Ich dachte schon ... Sind Sie Neuling?«

»Ja«, erwiderte Baumann nickend. »Hierher?« Er schlug den Vorhang zurück und betrat das Wartezimmer.

Fünf Personen saßen um den mit einer Plüschdecke bedeckten Tisch. Alle hielten Zeitungen oder Zeitschriften in der Hand. So sah jedes Wartezimmer aus. Vier Gesichter verschwanden bei Baumanns Erscheinen hinter ihren Zeitungsblättern, und nur die fünfte Person, Gustylew, ließ den Blick nicht sinken, weil er Baumann erkannte.

Baumann grüßte an der Türschwelle. Seine Augen lachten wie vorhin im Vorzimmer. Hier wurde die Geheimhaltung gut befolgt. Aber wäre er ein Spion gewesen, hätte er den Braten trotzdem sofort gerochen: »Verzeihung, meine Herren, wer ist der letzte?«

»Genossene«, sagte Gustylew dumpf. Die Papierschilder wurden beiseite geschoben und enthüllten überraschte und mißtrauische Gesichter. »Dieser ... Genosse ist der frühere Abgeordnete der Moskauer Organisation auf der Zweiten Parteikonferenz...«

»Sorokine«, beendete Baumann eilig den Satz und grüßte noch einmal sehr freundlich. »Ich bin zur Mitarbeit am Moskauer Komitee abgesandt.«

»Die Vollmacht?« flüsterte der Sekretär Grigori Wassiljewitsch und betrachtete den Fremden unfreundlich. Sorokin war auf der Konferenz als einer der überzeugtesten »Iskra«- und Lenin-Anhänger aufgetreten, aber später hatte man nichts mehr von

ihm gehört. Auf der Zusammenkunft, mit der der innere offene Parteikrieg begonnen hatte, war Sorokin nicht mehr anwesend. Sie hatten damals angenommen, er sei vernünftiger geworden. Übrigens würden sie es ja gleich erfahren.

«Genosse Sorokin, Sie besitzen doch eine Vollmacht?» Gratsch nickte, holte ein Taschenmesser hervor, trennte den Ärmel auf und nahm einen schmalen Leinenstreifen heraus.

«Eine Vollmacht des Zentralkomitees», sagte der Sekretär und wechselte einen Blick mit den anderen.

Obwohl das Zentralkomitee sich bekanntlich in diesem Streit neutral verhalten hatte, war doch anzunehmen, daß es einen Lenin-Gegner herschickte, da sich die Mehrzahl seiner Mitglieder von Lenin ab- und Plechanow und Martow zugewandt hatte. Man konnte sich jedenfalls darauf verlassen, daß das Zentralkomitee Lenin in seinem Bestreben, die Menschewiken aus dem illegalen Kampf zu entfernen – und dafür setzte er eben seine ganze Kraft ein –, nicht unterstützen würde. Und da die Vollmacht offiziell beglaubigt und echt war, gab es keinen Grund, sie zu bestreiten. «Nun, Genossen? Wollen wir Sorokin in Übereinstimmung mit den Anweisungen des Zentralkomitees als unseren Mitarbeiter betrachten?»

Alle schwiegen. Grigori Wassiljewitsch hielt den Rand des Leinenstreifens, auf den die Vollmacht geschrieben war, an seine glimmende Zigarette. Dünne Rauchwolken stiegen auf, und der Streifen verwandelte sich in Asche.

«Nun wollen wir den Genossen bitten, uns über die Lage unserer Bewegung im Auslande zu berichten. Stimmt das Gerücht, daß Lenin erledigt sei? ‚Robespierre ist gefallen‘, schrieb Plechanow kürzlich. Wie tief ist sozusagen sein Fall? Bestimmt haben Sie vor Ihrer Abreise Georgi Valentinowitsch gesprochen?»

Diese Frage bedeutete offensichtlich eine Provokation, sie verlieh jedoch Gratsch das Recht, der Schlaue mit Schlaueit zu begegnen. Aber Baumann haßte Unklarheiten und Gemeinheit in der Politik; die Herren Menschewiken hatten allerdings darin eine große Meisterschaft erlangt. Baumann lachte laut und

erwiderte offen: «Meine lieben Genossen, ich habe nicht Georgi Valentinowitsch, sondern Wladimir Iljitsch gesprochen.»

«Ein Lenin-Anhänger!»

Die Wirkung dieser Worte war überwältigend. Ehe der Sekretär sich fassen konnte, klingelte es, und Kosuba trat ein. Er betrachtete die Anwesenden mit düsterem Blick und sagte: «Geht, wer den Spitzel hergebracht hat! Vor dem Hause steht er. Kein Zweifel, daß es einer ist.»

Baumann nickte. «Mit einer Lammfellmütze? Ich habe ihn auch gesehen, als ich kam.»

«Ich glaube, er ist mir ins Haus gefolgt», sagte Kosuba.

«Unmöglich», riefen Gustylew und Grigori Wassiljewitsch gleichzeitig aus, «Agenten ist es doch streng verboten, Häuser zu betreten. Sie würden sich dadurch verraten.»

«Ich weiß», erwiderte Kosuba. «Aber mir scheint es, daß er es doch getan hatte.»

Wieder klingelte es leise und zaghaft. Baumann schüttelte lächelnd den Kopf. «Ich glaube, wir werden den Spitzel wegen Nichtbefolgung polizeilicher Vorschriften im Polizeidepartement anzeigen müssen.»

Der Spitzel hatte nicht sofort geklingelt.

Er hatte allerdings gleich nach Kosuba das Haus betreten. Aber nicht, weil ihm dieser stämmige, ältere, bärtige Mann in der sauberen wattierten Jacke verdächtig vorgekommen wäre. Das Haus war groß und von Minderbemittelten bewohnt. Es war in viele kleinere Wohnungen aufgeteilt und besaß keinen Portier. Verschiedene Menschen lebten hier, und es war gar nicht ausgeschlossen, daß dieser anscheinend gut verdienende Handwerker oder Fabrikarbeiter hier wohnte. Der Spitzel hatte draußen gefroren. Ohren und Gesicht erstarrten im Frost, wenn er so lange vor dem Hause stand, und deshalb hatte er beschlossen, hineinzugehen. Auf der Treppe war es wärmer, und

die Gefahr einer Begegnung mit dem »Kuhlod« – so nannte man Gustylew, den er beobachtete, in Agentenkreisen – war gering. Aus Erfahrung wußte er, daß Gustylew in diesem Hause mindestens zwei Stunden verbrachte.

Er trat ein und lauschte nach alter Spitzelgewohnheit unwillkürlich auf die Schritte des Arbeiters. Plötzlich verstummten sie, aber nicht auf einem Treppenabsatz, wie es dem Agenten schien, sondern mitten auf der Treppe, zwischen zwei Stockwerken. Also wollte der Betreffende prüfen, ob er verfolgt würde.

Der Verdacht wuchs, als der Mann weiterging. Ein Unpolitischer verhielt sich nicht so. Also war der Mann... Die Aussicht auf eine Auszeichnung feuerte seinen Eifer an.

Der Spitzel schlich an der Wand entlang, um nicht gesehen zu werden, dem Arbeiter nach, dessen Schritte im vierten Stock verhallten. Der Spitzel horchte. Eine Tür wurde zugeschlagen. Er wartete einige Minuten und stieg die Treppe hinauf.

Im vierten Stockwerk fand er drei Türen. Das Schild auf der ersten verriet, daß hier ein Gardeoberst v. Pahlen wohnte. Durch diese Tür konnte der Arbeiter nicht gegangen sein; er hätte dort nichts zu suchen gehabt. Brauchte man einen Handwerker für Reparaturen, so ging dieser die Hintertreppe hinauf. Auf der zweiten Tür prangte das Schild einer Tänzerin des Kaiserlichen Balletts – kam auch nicht in Frage –, und auf der dritten das eines Zahnarztes:

WILHELM FERDINANDOWITSCH VOGT

Zahnarzt

Sprechstunde von 11 bis 2
und von 6 bis 8 Uhr abends

Dienstags geschlossen

Draußen läuteten die Kirchenglocken und riefen zum Abendgottesdienst. Also war es Sonnabend. Heute hatte der Zahnarzt Sprechstunde. Sollte er es riskieren?

Es verstieß zwar gegen die Vorschriften! Aber der Agent gehörte der Mednikow-Agentenschule der hiesigen Geheimpolizei an, und Mednikow war ein Meister, geradezu ein Künstler auf diesem Gebiet. Der Spitzel, der nun vor der Tür des Zahnarztes stand, erinnerte sich seiner Worte, daß jeder Agent über alle Vorschriften hinaus auch selbst überlegen müsse.

Allerdings durfte man die Anweisung, sich nicht zu veraten, nicht außer acht lassen; aber wenn es sich darum handelte, einen neuen Delinquenten zu entlarven und neue Schlupfwinkel zu entdecken, so lohnte es sich schon... Am Ende saß auch der »Kuhlod«, wie Gustylew genannt wurde, dort! Dann war alles klar. Ein Bombenerfolg konnte das werden! Vor Aufregung schlug ihm das Herz bis zum Halse.

Sein Plan war schnell entworfen: gehörte er nicht der Mednikow-Schule an? Er nahm die Pelzmütze ab, zog ein sehr schmutziges, benutztes Taschentuch aus der Tasche – wer konnte ahnen, daß er es heute dazu verwenden würde –, band es um die Backe und drückte anfangs zögernd auf den Knopf. Da ihm aber nicht sofort geöffnet wurde, bildete er sich ein, daß dort etwas vor sich gehen müsse, womit er Riesengelder verdienen könnte. Darum klingelte er nun noch einmal lang und laut nach Polizistenart, wenn eine Haussuchung vorgenommen werden soll.

Ein Arzt im weißen Kittel mit einer Brille auf der roten Nase öffnete ihm. Der Spitzel huschte ins Vorzimmer und erblickte zu seiner großen Freude eine Anzahl Mäntel am Kleiderhaken, und darunter die wattierte Jacke des Arbeiters und den Mantel Gustylews, der sofort auffiel, weil er den Hänger offensichtlich abgerissen hatte und den Mantel am Kragen aufhängen mußte.

Im Wartezimmer lauschte man dem Gespräch zwischen dem Arzt und dem Spitzel. Der Doktor sprach mit erhöhter, sich überschlagender Stimme, anscheinend bemüht, das Komitee zu warnen. »Sie streiten sich... Hören Sie?« flüsterte der Sekretär besorgt. »Vielleicht hat er Polizisten mitgebracht. Wir müssen Maßnahmen ergreifen.«

Aber die Maßnahmen waren schon ergriffen worden. Alle setzten sich in einer Reihe an die Wand und vertieften sich in Zeitungen und Zeitschriften. Baumann blieb am Tisch sitzen und beugte sich über das »Russische Wort«. Der Arzt stritt sich im Vorzimmer immer lauter mit dem neuen Patienten. Dann wurde es plötzlich still.

Baumann sah, wie Gustylews Augenbrauen erschrocken in die Höhe krochen. Der Vorhang wurde ein wenig auseinander-geschoben, und die unscheinbare, schiefe Gestalt des Agenten in einem guten Rock und in alter, unten zerfranster, aber nach Mednikows Vorschrift mit Bügelfalten paradierender Hose schob sich seitwärts ins Wartezimmer. Der Agent hatte sich bemüht, den Anweisungen seines Lehrers zu folgen, der vom Spitzel verlangte, daß er »wie ein Bräutigam« angezogen sei. Die erhobene Hand an die mit dem schmutzigen Taschentuch verbundene Wange haltend, ließ er sich auf einen bronzierten Stuhl mit dünnen Beinen nieder, der direkt an der Tür stand. Alle schwiegen. Die Anwesenden schienen in ihre Lektüre vertieft. Nur Kosuba hatte sich auf dem Sofa zurückgelehnt und betrachtete den Agenten ungeniert. So ein Frechdachs! Könnte man ihm nicht ein Schnippchen schlagen?

Auch Baumann bewegten ähnliche Gedanken. Er war schon allzusehr in die erste Seite seiner Zeitschrift vertieft.

Die Anzeigen konnten den Leser allerdings fesseln. Sie berührten die wichtigsten Lebensfragen.

»Intelligenter Herr sucht Heiratsvermittlerin. Schriftliche Angebote an das Hauptpostamt z. H. desjenigen, der einen Hundertrubelschein mit der Nummer 146588 vorzeigt.«

»Die Konotopsk-Handelsschule sucht einen christlichen Arzt.«

Darunter:

»Brustpanzer, die eine möglichst große Sicherheit gegen eine Verwundung durch Kugeln oder Messer- und Säbelstiche garantieren, sind bereits vielen hochgestellten Persönlichkeiten geliefert worden...«

Ja, so stand es da: »Vielen hochgestellten Persönlichkeiten«. Dann kam die Fortsetzung dieses Angebotes:

»Hergestellt durch H. Reißer, ehemaliger Direktor der Webschule in Aachen.«

Aber während Baumann diese lehrreichen Anzeigen las, beobachtete er den Spitzel, der seinen Blick auf sich fühlte und schließlich verwirrt auf dem Stuhl hin und her zu rutschen und zu stöhnen begann. Baumann sah sofort auf. »Tut es sehr weh?« Seine Stimme war voller Teilnahme und ruhig. Der Spitzel erwiderte stöhnend:

»Gar nicht zu beschreiben! ... Seit drei Nächten schlafe ich nicht mehr ... Ich werde verrückt! ...«

Baumann rief den Sekretär an, der direkt neben der Sprechzimmertür saß, hinter der das Surren der Bohrmaschine erklang. Anscheinend wollte der Arzt die Behandlung eines Patienten vortäuschen. »Entschuldigen Sie ... Sie sind doch jetzt an der Reihe? Würden Sie so nett sein und jemand vorlassen? Dieser Herr hat furchtbare Zahnschmerzen.«

Der Sekretär erwiderte, vielleicht ein wenig zu bereitwillig: »Aber selbstverständlich! Gern! Vor allem, weil bei mir die Zähne plombiert werden müssen. Das nimmt viel Zeit in Anspruch ... Wenn die anderen Herrschaften nichts dagegen haben?«

»Um Gottes willen«, rief der Spitzel entsetzt aus und drückte sogar beide Hände an die Backe, denn diese Wendung hatte er nicht erwartet. »Um Gottes willen, bemühen Sie sich nicht.«

»Das ist unsere christliche Pflicht«, ertönte Kosubas verstellter Baß vom Sofa. »Warum soll man einem Menschen nicht helfen?«

Die Tür im Vorzimmer fiel zu. Der Arzt hatte anscheinend den Patienten hinausbegleitet. So war es auch. Er öffnete die Tür zum Wartezimmer und bat den nächsten einzutreten. Der Sekretär erhob sich. Er wollte etwas sagen, aber Baumann kam ihm zuvor: »Herr Doktor, wir haben uns geeinigt, diesen Herrn« – er wies auf den Agenten – »vorzulassen, da er große Schmerzen hat.« Er starrte dem Doktor direkt in die Augen und zwinkerte ein ganz klein wenig mit dem linken Augenlid. Der Arzt nickte.

Die kleinen Lachfalten um seine Augen vertieften sich. Er hatte verstanden und wandte sich nun an den Spitzel: »Bitte, kommen Sie.«

Der Spitzel erhob sich und setzte sich wieder hin. »Vielen Dank . . . Ich werde warten . . . Ich kann warten, mein Ehrenwort, ich kann es . . . Die Schmerzen haben schon nachgelassen.«

»Bitte«, erwiderte der Arzt streng und stampfte sogar ein wenig mit dem Fuß. »Sie halten die anderen Patienten auf.«

Mednikow hatte gute Manieren verlangt. »Wie ein Bräutigam« sollte sich der Agent benehmen. Der Spitzel breitete die Hände zierlich aus, als wollte er zu tanzen anfangen, denn Mednikow zufolge benahm sich die gute Gesellschaft so. Aber das französische Wort, das man in dieser Gesellschaft dankend zu sagen hatte, fiel ihm trotz aller Bemühungen nicht ein. *Coucher, toucher, foucher* . . . »Cher . . .« murmelte er schließlich und schlich bekümmert zur Tür.

Der Arzt ließ ihn vorgehen und sah sich um. Kosuba formte lautlos mit den Lippen das Wort »Spitzel«. Und Baumann tupfte sich an die Stirn, um ergänzend zu zeigen, wie diese Leute ihren Beruf ausführten. Der Arzt hatte verstanden, lächelte, wobei sein Mund sich komisch rundete, und verschwand mit seiner rosig leuchtenden Glatze im Sprechzimmer.

»Wir müssen sofort auseinandergehen«, sagte Gustylew und erhob sich. »Wir müssen die Zeit ausnutzen, in der der Doktor ihn aufhält. Ich hoffe jedenfalls, daß er es tut.«

»Was für ein Unsinn«, widersprach Kosuba. »Dadurch ver-raten wir ja alles. Er hat die Mäntel im Vorzimmer gesehen, und es wird ihm auffallen, wenn sie fehlen. Sieben Mäntel und plötzlich kein einziger mehr! Ein Idiot müßte merken, was los ist.« Ein Student stimmte Kosuba zu. »Das stimmt, wir müssen warten. Nachdem er fortgegangen ist, werden wir einer nach dem anderen das Haus verlassen. Bis dahin bleiben wir hier.«

Das waren die ersten Worte, die der Student gesprochen hatte. Baumann sah ihn an und lächelte. Und als Antwort glitt ein frohes Lächeln über das Gesicht des Studenten.

Auf einen Wink des Doktors ließ sich der Agent auf dem Stuhl nieder. Mednikow hatte verlangt, daß seine Schüler nie die Geistesgegenwart verlören. Und nach dem ersten Schreck, als ihm plötzlich der Gedanke gekommen war, daß alle wußten wer er sei, und daß sie ihn sofort hinauswerfen würden, fühlte er sich unter vier Augen mit dem Arzt beruhigt und beinah froh. So war es wohl am besten. Er hatte sich ihre Gesichter gemerkt und würde sie wahrscheinlich nach ihren Photographien wieder-erkennen. – Und die Tatsachen genügten für einen Bericht, daß hier beim Zahnarzt geheime Versammlungen stattfinden. Man brauchte gar nicht länger zu warten.

Heiter und beinah übermütig ruhte er im bequemen, weichen Sessel, betrachtete den Glasschrank mit den merkwürdigen Instrumenten, die Gipsabdrücke auf dem Tischchen rechts an der Tür und das unbewegliche Rad der Bohrmaschine.

»So, machen Sie mal den Mund auf. Weiter!« Die Stimme klang befehlend, und der Spitzel riß den Mund weit auf. Zwei Reihen weißer, tadelloser Zähne schimmerten darin. Auf seine Zähne konnte er jedenfalls stolz sein. Der Arzt schob den Reflektor mit dem Ellenbogen heran. Das gelbe Licht fiel direkt in die Augen des Spitzels. Er fuhr zusammen und schloß sie. »Welcher Zahn tut weh!«

Der Spitzel wies auf Geratewohl auf einen linken Backenzahn am Oberkiefer. Der Zahnarzt klopfte dagegen. Ein tadel-loser Zahn! Nicht einmal ein Riß im Zahnschmelz. »Nur dieser Zahn!« Die Frage klang spöttisch. Der Spitzel erwiderte sofort mit verzerrtem Gesicht: »Nein . . . auch dieser daneben . . . Beide, Herr Doktor, verschreiben Sie mir doch bitte Tropfen. Oder reiben Sie mir das Zahnfleisch mit dieser gelben Salbe ein.«

Der Zahnarzt antwortete nicht. Er ging zum Schrank, ent-nahm ihm etwas und wärmte es an der Flamme – was es war, konnte der Spitzel nicht sehen; der breite Rücken des Doktors verdeckte alles. – Dann schob der Arzt den Reflektor wieder

heran, daß der Agent, geblendet, zu keiner Überlegung fähig war. »Öffnen Sie den Mund.«

»Herr . . . !«

Die linke Hand des Arztes bog mit einer Kraft, die man diesem kleinen, runden Mann nicht zugetraut hätte, den Kopf des Spitzels zurück, kalter Stahl legte sich an seinen Gaumen, preßte ihn so, daß er zu bluten begann, ein Druck, eine Wendung, ein dumpfes Stöhnen . . . und der gezogene Backenzahn lag mit zwei emporgehobenen Wurzeln auf dem kleinen Tischchen neben dem Sessel. Ohne dem Patienten einen Augenblick der Besinnung zu gewähren, legte sich die Zange auf den zweiten Zahn, und die Hand des Zahnarztes preßte die Schläfen des Agenten, dessen Hände sich in den Sessel verkrampft hatten, noch fester zusammen. Dieses Mal schienen die Wurzeln besonders lang und kräftig zu sein. Die Adern an der Stirn des Arztes schwellen an, der Spitzel heulte dumpf im Takt der Zangenwendungen und ergriff schließlich den Arm des Arztes. Jedoch zu spät! Dieser hatte gerade den Zahn gezogen. »Spülen Sie«, sagte er schwer atmend und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Was haben Sie für Zähne! Seien Sie mir nicht böse, aber wie bei einem Pferd! Und Sie wollten noch, daß ich sie mit einer Salbe behandle . . . Als ob man da mit einer Salbe etwas machen könnte! Spülen Sie!«

Er ging zum Waschtisch und drückte auf den Knopf des Wasserhahnes. Ein Wasserstrahl sprudelte heiter hervor und schien sich über den Märtyrer lustig zu machen. Der Spitzel stöhnte leise, während er den Mund mit dem nach Pfefferminz schmeckenden Wasser spülte. Zwei Zähne mit blutigen Wurzeln lagen direkt unter seiner Nase im Becken, als wollten sie ihn verhöhnen.

»Spülen Sie!« Der Arzt hielt den Agenten zurück, um dem Komitee Zeit zu geben, ihre Besprechung abzuhalten. Worüber sie war, wußte er nicht. Er war sich ursprünglich nicht im Klaren darüber, ob er richtig gehandelt, als er diesem Agenten zwei gesunde Zähne gezogen hatte. Als er sie aber zog, zweifelte er keinen Augenblick mehr. Dieser Kanaille mußte eine Lehre erteilt werden.

Es schien ihm sogar, daß der Neuling mit den klaren Augen gerade das gemeint hatte, als er ihm zuzwinkerte. Er empfand eine Schadenfreude, die ihn geradezu beglückte. Und nun schien es ihm plötzlich, daß dieser grausame Scherz sein gutes, sattes Leben ändern könnte . . . Und er, Wilhelm Ferdinandowitsch Vogt, ein bekannter, wohlhabender Zahnarzt, konnte plötzlich mit einem Federstrich nach Tschuchloma, Solwytshegodsk oder in ein anderes, ähnliches Nest verbannt werden.

Es wurde ihm traurig zumute, und er verspürte Reue, zuerst wegen seiner unüberlegten, grausamen Handlung, nach einigem Grübeln jedoch auch, weil er sich überhaupt mit diesen illegalen Kämpfern eingelassen hatte. Er hatte seine Wohnung für die geheimen Zusammenkünfte allerdings nur deshalb zur Verfügung gestellt, weil sein alter Patient, Grigori Wassiljewitsch, ein allgemein geachteter Geschworener, versichert hatte, daß die Sozialdemokraten nur legale Kampfmethoden anerkannten, daß sie die illegale Arbeit als schädlich und dem Wesen der Partei nicht entsprechend ansahen, und daß natürlich von keinen Aufständen oder Attentaten die Rede sein könne. Er schleppte sogar Bücher herbei, um den Arzt zu überzeugen, die dieser natürlich nicht einmal gelesen, in denen er nur geblättert hatte und zu der Überzeugung gelangt war, daß es sich tatsächlich um brave, legale Männer handelte, die in einer seltsamen, weisen Sprache über Dinge redeten, die die »Grundlagen des Staates und der Gesellschaftsordnung« keinesfalls bedrohten. Er glaubte ihnen und gestattete es, daß sie einmal in der Woche bei ihm zusammenkämen . . . Und nun hatte er sich selbst so dumm benommen! Er hatte etwas getan, was nicht nur die ärztliche Ethik verletzte, sondern auch in politischer Hinsicht sehr unangenehme Folgen für ihn haben konnte.

Der Zahnarzt wandte sich um und sah den Spitzel an. Dieser versuchte, so lange wie möglich dazubleiben. Jetzt war das Unglück sowieso schon geschehen. Er brauchte sich nicht zu beeilen. Hier war es warm, das Wasser spülte lindernd den von den grausamen Griffen des Zahnarztes verletzten, blutenden Gaumen,

und er hatte sich von den erlittenen Aufregungen und Schmerzen immer noch nicht erholt.

Die Reue des Doktors hatte ihren Höhepunkt erreicht. Er warf das Handtuch, mit dem er seine Hände abgetrocknet hatte, mit einer heftigen Bewegung fort. Indem er den Agenten zurückhielt, half er diesen Komiteeleuten, von denen sich zu trennen er nunmehr fest entschlossen war. Nun mußte Schluß gemacht werden. »Sie haben genug gespült«, sagte er, ohne den Agenten anzusehen. »Sie können gehen! Bis morgen früh dürfen Sie nichts Heißes zu sich nehmen. Sollten heftige Schmerzen eintreten, was ich nicht annehme, so kommen Sie morgen zu mir, ich empfangen Sie jederzeit außer der Reihe.«

Der Spitzel sah den Arzt mit haßerfülltem Blick an und erhob sich. Ein kalter Schauer lief über den Rücken des Zahnarztes, als er diesen Blick auffing. »Ich rechne zehn Rubel für die Operation«, sagte er, sich zusammennehmend. »Aber anscheinend arbeiten Sie . . . und . . . haben nicht viel Geld. Von Angestellten und Armen nehme ich nichts.« Er öffnete die Tür ins Vorzimmer. Der Spitzel stellte fest, daß die Mäntel alle noch an Ort und Stelle waren, sogar Gustylews leichter Mantel. Hatte dieser »Kuhlod« am Ende wirklich Zahnschmerzen? . . . Das war an sich leicht möglich, er war so dünn, und sicherlich waren auch die Zähne faul und schlecht . . . Seine eigenen gezogenen, gesunden Zähne fielen ihm ein, und er erbebte in ohnmächtigem Zorn.

Als er jedoch die Wohnung verlassen hatte und die Tür des Zahnarztes laut hinter ihm zugefallen war, blieb er stehen und überlegte: Sollte er den Zahnarzt anzeigen oder nicht? Sie würden sich noch wegen der Zähne über ihn lustig machen und ihm erklären, daß er sich hätte übertölpeln lassen. Wäre es nicht besser, zu berichten, daß er zum Zahnarzt gegangen sei und dort »Kuhlod« angetroffen habe, und daß der Zahnarzt ihm verdächtig vorkomme?

Aber auch das war gefährlich! Vielleicht behandelte dieser Zahnarzt den Polizeivorsteher oder irgendeinen General? Seine Wohnung war sehr gut eingerichtet, und bekanntlich beteiligten

sich nur die Hungerleider an der Revolution. Irrte er sich, so würde es ihm schlecht gehen.

Mein Gott, wie kompliziert war doch die Politik!

Der Spitzel seufzte, spuckte in der Ecke neben der Tür Blut aus und ging die Treppe hinunter, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben.

6

Die Mäntel hingen nach wie vor an den Haken, niemand war fortgegangen. Und es konnte auch keiner fortgehen, denn kaum war die Tür hinter dem Zahnarzt, der den Spitzel ins Sprechzimmer geführt hatte, zugefallen, als ein Streit im Wartesaal entbrannte. Er dauerte an, als der Zahnarzt die »geheimen« Zähne zog, und wurde immer heftiger. Und als nun der Zahnarzt, der an der Tür gelauscht hatte, bis die Schritte des Agenten im Hause verstummt waren, die Tür öffnete, um den Anwesenden mitzuteilen, daß der Spitzel fortgegangen sei, und daß er sie bitte, auseinanderzugehen und nicht mehr zu kommen, vernahm er ein furchtbares Wort, das ihn zurückprallen ließ und wie ein Hieb saß:

»Verrat!«

Baumann sprach.

Er sprach ruhig, ohne aufgeregte Gesten, ohne die Stimme zu dämpfen oder anschwellen zu lassen, gar nicht wie ein Redner. Seine Wirkung ging von den Gedanken aus, die er zum Ausdruck brachte, und darin war er, wie auch in allem übrigen, ein Schüler Lenins. Lenin sprach in den gefährlichsten Augenblicken schlicht, ohne die Stimme zu erheben, mit einem Lächeln auf den Lippen und in den aufmerksamen Augen mit dem schnellen, scharfen Blick; die schlanken Finger in das Ärmelloch der Weste unter den Rockkragen gesteckt. Baumann hatte sich in den letzten Jahren schon öfters bei dem Wunsch ertappt, die Hand gleichfalls hinter den Rockkragen zu stecken, wenn er zu reden beabsichtigte.

»Das ist ein Verrat an der Arbeiterklasse, ja, ja . . . Nur so läßt sich die Haltung bezeichnen, die die sogenannte Minderheit ein-

zunehmen bestrebt ist. Das ist eine Schmach! Und ihr wagt noch, euch auf Marx zu beziehen? Nennt euch Marxisten? Marx hatte schon vor langer Zeit, in den achtziger Jahren, erwartet, daß Rußland das Signal zur Weltrevolution geben würde, Marx, der die ganze Welt kannte, Mitglied sämtlicher sozialdemokratischen Parteien war, erwartete den entscheidenden Schlag von uns, den russischen revolutionären Marxisten. Und zwar sollte dieser Schlag die ganze Welt angehen. Versteht ihr den Sinn dieser Worte. Versteht ihr, wie groß unsere Pflicht, nicht nur Rußland und der russischen Arbeiterklasse, sondern der ganzen Welt gegenüber ist? . . . Und wohin führt ihr die Arbeiter? In welches Gefängnis, in welchen Viehhof wollt ihr sie jagen, statt sie in den Kampf, der Freiheit entgegenzuführen? Und wo geschieht das noch dazu? In Moskau, der Zentrale proletarischer Kräfte . . . »

»Kräfte!« unterbrach ihn Gustylew. »Verzichten Sie bitte auf diese Demagogie. Man muß Realpolitiker sein! Wo sind diese proletarischen Kräfte? Eine Weltrevolution! Sieh mal einer an! Was können Sie mit diesen tausenden und hunderttausenden Unwissender anfangen, die der Heiligen Mutter Gottes in der Iwerskaja-Kapelle Kerzen hinstellen? . . . Es fällt uns sogar schwer, passende Leute fürs Komitee zu finden. Nur einzelne eignen sich dazu.«

»Sehr richtig«, unterstützte ihn der Sekretär. »In den meisten Stadtbezirken besitzen wir nicht einmal Organisatoren, weil wir keine passenden Menschen in diesem heiligen Moskau finden.«

»Unsinn«, rief Baumann aus und rümpfte die Nase. »Was für ein Blödsinn! Es gibt genug Leute in Rußland, wir müssen nur mutiger und lebhafter – ich wiederhole, mutiger – unter den Arbeitern werben. Ja, ja, unter den Arbeitern und unter der Jugend.«

»Die Arbeiter, die in die Iwerskaja gehen?« erkundigte sich der Sekretär spöttisch und schlug die Beine übereinander.

»Ja«, rief Baumann aus. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, aber er beherrschte sich sofort. »Ja, gerade sie! Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen! Helft ihnen nur, den richtigen Weg zu finden, dann werden sie so schnell voranschreiten, daß ihr gar nicht nach-

kommen könnt! Euer Verbrechen besteht darin, daß ihr nicht an die Arbeiterklasse glaubt, daß ihr, trotz all eurer schönen Phrasen über die „Klassenunterschiede“, im Unterbewußtsein oder vielleicht sogar euch allen bewußt, die Arbeiter als etwas Untergeordnetes, als Kanonenfutter betrachtet.«

»Sie haben kein Recht, so zu sprechen«, rief der Student entsetzt aus und erhob sich. »Wir Jugend . . .«

»Nicht von euch persönlich ist die Rede«, unterbrach ihn Baumann, »sondern von denen, die sich zu den Menschewiken zählen. Sonst brauchten wir uns hier nicht zu unterhalten. Solange wir noch annehmen dürfen, daß ihr zur Besinnung kommt, erklären wir . . .«

»Sie wollen wohl sagen: beschimpfen wir«, warf Grigori Wasiljewitsch spöttisch ein. »Allgemein bekannte Leninsche Methoden der Polemik.«

»Wollen wir versuchen, uns zu einigen«, fuhr Baumann fort. »Sie können doch nicht bestreiten, daß die Bewegung vor euren Augen wächst. Der Sturz des Zarismus ist ein Gespräch, das an der Tagesordnung ist, und diese Bewegung läßt sich nicht mehr aufhalten, auch wenn ihr es wollt.«

»Wir beabsichtigen gar nicht, irgend etwas aufzuhalten«, unterbrach ihn Gustylew. »Darin besteht ja der Unterschied zwischen uns und euch, unseren Ansichten und Lenins Diktatur, seiner Politik der eisernen Faust. Im Gegensatz zu euch wollen wir niemand vergewaltigen, weder die Menschen noch die Geschichte. In diesem Sinne sind wir für einen Sturz des Zarismus und haben auch gegen einen gewaltsamen Sturz nichts einzuwenden, wenn der Wille dazu von selbst im Volke entsteht; denn ihn vorzubereiten ist natürlich nicht unsere Angelegenheit.«

»Da liegt der Fehler! Gerade darin besteht unsere Aufgabe, einen bewaffneten Aufstand zu organisieren. Und die zweite ist, nicht nur den Zarismus zu stürzen, sondern die Revolution sofort nach diesem Sturz weiterzuführen. Und daraus entsteht die dritte Aufgabe. Ihr beabsichtigt, die Arbeiterklasse in dem Augenblick zu entwaffnen, wo die richtige Zeit und die Möglichkeit gekommen

sein wird, sie mit Waffen zu versehen. Ihr wollt die Revolution in dem Augenblick beenden, in dem sie erst anfängt.»

«Dazu werden wir es übrigens nicht kommen lassen», sagte Kosuba und strich mit drohender Gebärde über seinen Bart . . .
«Überlegt das, meine Herren . . . Gratsch hat recht . . .»

«Gratsch!» rief der Sekretär aus, und seine Miene wurde düster.

Auch auf die anderen wirkte dieser Name niederschmetternd. Man kannte ihn in Moskau aus einer noch nicht lange zurückliegenden stürmischen Vergangenheit.

Kosuba blickte sich um.

«Ich habe wohl etwas Unnützes gesagt . . . Nun ist es nicht mehr zu ändern. Ich kann mich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß wir hier nicht unter uns sind.»

«Und Sie dürfen sich auch nicht daran gewöhnen», sagte der Student rasch. «Denn letzten Endes streiten sich die Bolschewiken und Menschewiken im wesentlichen nur über Organisationsfragen.»

Er sah sich nach Baumann um, als erwarte er eine Bestätigung. Baumann nickte: «Ja, es handelt sich um die Organisation der Partei. Aber da in diesem Fall nur die Sozialdemokratische Partei und keine andere in Frage kommt, so bedeutet das gleichzeitig die Organisation der Revolution.»

Der Vorhang wurde zurückgeschoben. Der Zahnarzt trat ein. Er hatte sich entschlossen. «Ich muß leider», sagte er und legte die Hände auf eine Stuhllehne, «muß Sie leider bitten, Ihre heutige Zusammenkunft zu beenden.»

Er fuhr zusammen, als er sieben Augenpaare, die einen überrascht, die anderen spöttisch, auf sich gerichtet sah, und fuhr eilig fort: «Und ich bitte Sie, diese Adresse in Zukunft zu vergessen.» Er verbeugte sich und wich, ohne aufzusehen, zur Tür zurück.

«Gestatten Sie, Wilhelm Ferdinandowitsch», rief ihm der Sekretär zu. «Es muß sich um irgendein Mißverständnis handeln. Ich werde es sofort aufklären.»

«Wozu eine Erklärung», rief der Student scharf und verächt-

lich aus. «Es ist ganz klar, daß der Herr Doktor sich vor dem Spitzel fürchtet.»

«Fürchtet?» Vor Entrüstung stieg dem Zahnarzt das Blut in den Kopf. «Ich habe ihm zwei Zähne gezogen . . .»

Im Wartezimmer wurde es still. Diese Mitteilung kam so unerwartet. Kosuba spuckte verächtlich aus.

«Ein Selbstmord!» rief Baumann aus und beherrschte mühsam das Lachen. «Ehren wir ihn, indem wir aufstehen. Aber ehe wir auseinandergehen», er warf einen ausdrucksvollen Blick dem Zahnarzt zu, der sich daraufhin zurückzog, «ehe wir auseinandergehen, müssen wir uns über einige grundlegende Fragen einig werden. Die Gegensätze zwischen dem Bolschewismus und dem Menschewismus gehen natürlich auf beider Wurzeln zurück. Ihre Wege laufen zweifellos auseinander. Aber ebenso zweifellos haben sich viele in dieser Angelegenheit noch nicht zurechtgefunden, und deshalb kann nicht behauptet werden, daß jeder Menschewik wirklich einer ist . . .»

«Und jeder Bolschewik ein Bolschewik», unterbrach ihn der Sekretär hämisch.

Baumann nickte zustimmend. «Sehr richtig! Letzteres sogar besonders richtig! Also muß den Leuten die Gelegenheit gegeben werden, sich zu entscheiden. Ich hoffe sehr, daß viele wenigstens bei der praktischen Arbeit verstehen werden, daß sie als Anhänger Plechanows und Martows Gefahr laufen, zurückgebliebene Sonderlinge zu werden. Wollen wir uns nicht morgen noch einmal treffen und das Programm unserer Handlungen in der nächsten Zeit sowie die Kandidatur besprechen, weil das Komitee sofort verstärkt werden muß?»

«Durch Arbeiter und Jugendliche!» rief Gustylew höhnisch.

Nicht nur Baumann nickte zustimmend. Der Sekretär runzelte die Stirn, als er bemerkte, daß der Student anscheinend zu den Bolschewiken überzugehen beabsichtigte.

«Und nun der dritte Punkt: die Technik. Ich habe erfahren, daß ihr nicht einmal eine Druckerei habt. So geht es doch nicht! Wir müssen unbedingt eine haben.»

«Wir wissen nicht, wo wir sie einrichten sollene, brummte Gustylew verärgert, wir haben uns schon oft genug darüber unterhalten. Wir haben keine Menschen, kein Geld und keinen Raum.»

Der Student zögerte. Und dann sprach er wieder sehr schnell – anscheinend war es seine Gewohnheit:

«Ich könnte eigentlich mein Zimmer zur Verfügung stellen.»

«Ihr eigenes?» fragte der Sekretär und betrachtete den Studenten mit zusammengekniffenen Augen. Er schien ihn zum erstenmal zu sehen und bemerkte heute, daß der Student klein, elend und mit eingefallener Brust wie ein Schwindsüchtiger aussah.

Sie gingen nacheinander fort. Als letzte blieben Grigori Wassiljewitsch, der Sekretär, und Gustylew. Sie wollten mit dem Arzt sprechen und ihm erklären, was für eine Dummheit er mache, die Verbindung mit ihnen am Vorabend der Revolution, die jedes ihr gebrachte Opfer belohnen wird, abzubereiten.

Aber das Wort »Opfer« verstärkte nur das Gefühl der Angst, und dem Zahnarzt schien es, daß er kurz vor der Verhaftung stehe. Jedenfalls würde er nachts nicht mehr ruhig schlafen können, weil jeden Augenblick die Klingeln am vorderen und hinteren Eingang ertönen konnten – sie kamen stets so – und sporenklirrende Gendarmen mit Riesensäbeln – im Gegensatz zur Wirklichkeit stellte er sich immer Riesensäbel vor – eindringen und ihn in eine Festung, eine Kasematte, eine Bastion oder weiß Gott, wie das bei ihnen hieß, bringen würden. Jedenfalls war er da inmitten von Steinmauern lebendig begraben. Ein Gitter vor dem Fenster, Feuchtigkeit und Kälte, und auf dem Fußboden Ratten, die der Doktor am meisten fürchtete. Er hatte schon als Kind im Theater laut zu brüllen angefangen, als eine Ratte auf der Bühne erschien. Es war klar, daß es als Ratten verkleidete Menschen waren, aber gerade deshalb kam es ihm besonders unheimlich vor, als wären das die echten Ratten, viel grausamer als die, die unter dem Fußboden hausten.

Deshalb weigerte sich Vogt kategorisch, sich auf weitere Diskussionen einzulassen. Ein »Opfer«, war das ein Wort für einen anständigen Zahnarzt? Ob es eine Revolution gab oder nicht,

er würde immer Menschen haben, denen er die Zähne plombieren konnte. Man mußte das verstehen, und das genügte, um unter jedem Regime zu leben. Nur durfte man sich nicht in die Politik einmischen. Er war ein Narr, daß er es getan hatte! Diese beiden Zähne sollten ihm eine gute Lehre sein. Ein zweites Mal würde er solchen Fehler nicht mehr machen.

Nein, nein, er wollte sich nun verabschieden.

Er wandte sich von den beiden Männern ab, schritt zum Tisch und griff demonstrativ nach einem Gipsabguß, durch seine Haltung beweisend, daß er nur ein seinem Beruf treu ergebener Zahnarzt sei. Nur das und nichts weiter! Es blieb den beiden Mitgliedern des Komitees nichts weiter übrig, als fortzugehen. Der Sekretär hielt sich noch im Wartezimmer auf. Gustylew ging und meinte, als er sich von Grigori Wassiljewitsch verabschiedete, seufzend: »Mit Gratsch werden wir noch unsere Last haben.«

Der Sekretär setzte absichtlich eine sorglose Miene auf. »Kleinigkeiten! Das wird schon gehen! . . . Wir müssen natürlich dafür sorgen, daß er das Komitee nicht mit seinen eigenen Leuten überschwemmt und die Mehrheit erhält . . . Haben Sie bemerkt, wie er angibt? Als wäre er schon der Sekretär des Komitees.«

»Aber wie wollen wir das verhindern? Wir können doch nicht grundsätzlich gegen eine Einführung von Arbeitern protestieren? Sie würden daraufhin eine wilde Propaganda in den Fabriken loslassen! Aber wenn diese Arbeiter Kosuba ähnlich sein sollten . . . Wir müssen ja leider zugeben, daß unsere Leute keinen wirklichen Kontakt mit den Fabrikarbeitern haben.«

Er seufzte wieder und stieg bekümmert die Treppe hinab.

Auf der Straße erwartete ihn verzweifelt, die Hand an die schmerzende Wange gepreßt, der Spitzel.

Die Buben rannten springend durch die Straßen und riefen, Blätter in der Hand schwenkend, begeistert und erfreut, als verkündeten sie eine beglückende Nachricht: »Überfall der Japaner

ohne Kriegserklärung! . . . Verräterischer Angriff japanischer Torpedoboote . . . Beschädigung der Panzerschiffe 'Retwian', 'Palada' und 'Tsesarewitsch'.

Krieg! -

An diesem Tage taute es. Mühsam schleppten sich die Schlitten über den braunen, nassen Schnee, und die Kufen knirschten auf dem Asphalt des Fahrweges. Baumann fuhr von der Tanganka zum Straßnoi-Platz. Dann wollte er durch kleine Boulevards den Bakteriologen erreichen. Das Nordbüro der Partei, von Lenin zur Vereinigung der Arbeit in den nördlichen Bezirken von Petersburg, Moskau, Twer, Smolensk usw. organisiert, versammelte sich gewöhnlich dort.

Krieg! -

Nun zweifelte Gratsch nicht mehr daran, daß die Revolution in den nächsten Monaten ausbrechen würde. Im zaristischen Rußland war alles so faul und morsch, daß es den Krieg nicht gewinnen konnte, obwohl es im Verhältnis zu dem kleinen, auf winzigen Inseln verteilten Japan ein Koloß war.

Riese und Zwerg! Rußland hätte als Riese mit einem Finger dieses Land, das, von Erdbeben und Taifunen heimgesucht, immer wieder zerstört wurde, zudecken können, wenn . . . Ja, dieses »Wenn«!

Japan würde bestimmt siegen, nicht weil es stark war, sondern weil Rußland nicht auf beiden Füßen stand, es würde beim ersten Schlag umfallen. Das zaristische Rußland konnte nicht siegen.

Aber ein verlorener Krieg bedeutete Revolution.

War seine Partei dazu bereit? Nein, im Komitee klappte die Arbeit nicht, obwohl es ihm gelungen war, die Führung an sich zu reißen, denn vier Menschewiken standen nun sechs Bolschewiken gegenüber. Aber diese Minderheit hemmte die Arbeit noch mehr als früher. Sie stellten weder Verbindungen noch materielle Unterstützung zur Verfügung, und die Hauptsache, das Geld war in ihrer Hand.

Man mußte im wahrsten Sinne des Wortes hungrig arbeiten und die Verbindung zu den Arbeitern durch Kosubas und

Kudrjaschews persönliche Bekannten suchen. Kudrjaschew war ein alter Arbeiter aus Iwanowo-Wosnesensk und seit vielen Jahren Kosubas Freund.

Eine Setzmaschine hatten sie erhalten, doch weiter klappte nichts. Einen Monat stand die ganze Einrichtung bei dem Studenten, aber er hatte nie Zeit und verschob die Vervielfältigung des Materials unter den verschiedensten Vorwänden. Anscheinend fürchtete er sich jetzt. Sie fanden eine andere Wohnung in der Tanganka und mieteten sie für ihr letztes Geld. Aber auch hier erwarteten sie Mißerfolge. Unter der Wohnung befand sich ein leerer Tanzsaal, und sobald sie die Maschine benutzten, gab es ein derartiges Getöse, daß jedes Kind erraten mußte, was dort oben vor sich ging. Auch hier mußte man mit der Arbeit aufhören. Aber die Kriegserklärung machte ein längeres Warten unmöglich. Nun mußte das Komitee zu den Ereignissen des Tages Stellung nehmen und in seinen illegalen Blättern das Wort ergreifen.

Deshalb hatte er soeben befohlen, die Setzmaschine in seine Wohnung auf der Krasnoselskaja zu bringen. Es verstieß allerdings in allerhöchstem Grade gegen die Vorschriften der Geheimhaltung, und das wußte er besser als alle anderen. Die Druckerei mußte von der ganzen Welt abgeschlossen sein, und das war bei ihm, den seine Kameraden aus Fabriken und Universitäten dauernd aufsuchten, unmöglich. Aber diese Organisationsarbeit - es waren ja nur einige Worte, einige Privatgespräche - aufzugeben, war ausgeschlossen, denn die Stärke der Partei war in ihr begründet, und das bedeutete auch die Stärke der Revolution.

Die Organisationsarbeit! Eine kleinliche, unscheinbare Arbeit von Mensch zu Mensch, von einem Zirkel zum anderen, jedes Wort hatte seine Bedeutung, und man rechnete nur mit kleinen Zahlen. Aber wenn jedes Wort den Verstand schärfte und zu neuen Gedanken anregte und den Zorn und die Bereitschaft zum Schlag entfachte, wenn es sich auf einen zweiten, dritten übertrug, immer weiter, bis sich die Kreise weiteten, so wuchs diese auf den Zusammenkünften so unscheinbar anmutende

Arbeit zu etwas Mächtigem heran, das, in den Lokalen, an kleinen Cafétischen zu einem drohenden Flüstern anschwellend, sich in einen einmütigen, fordernden Schrei verwandelte.

Das alles im Stich lassen? Nein! Er verstand zu reden, seine Worte rührten die Herzen der Männer, weil sie Ausdruck seiner tiefsten Überzeugung waren. Denn er wußte, wie es ein echter »Iskra«-Anhänger, der mit dem »Alten«, mit Lenin gearbeitet hatte, wissen mußte, daß das, was er sagte, die Wahrheit war.

Dieses Bewußtsein verlieh ihm Kraft und brachte jeden Widerspruch zum Schweigen. Wer so sprach, dem mußte man glauben. Und Kameraden und Fremde glaubten ihm. Daraus entstand neben der Liebe allerdings auch Haß. Es gab wohl kaum einen Menschen, der so geliebt und gehaßt wurde wie Lenin. Natürlich wäre es lächerlich, wenn er sich mit ihm vergleichen wollte, aber Lenins Gedanken, die von ihm verkündete Wahrheit, sein Zorn und seine Liebe besaß auch er. Und deshalb gibt es keine Gleichgültigen in seiner Umgebung. Entweder sie liebten oder haßten, wie Gustylew und der Sekretär.

Sie legten ihm Hindernisse in den Weg, stellten ihm weder Räume, Geld noch Verbindungen zur Verfügung. Aber auch das schadete nichts. Die Schande fiel auf sie zurück, und ihre Namen würden einst auf einer schwarzen Tafel stehen.

Vorläufig mußte er die Druckerei in seine Wohnung nehmen, sie hatten keine anderen Räume, die ihnen zur Verfügung standen. Eine Unterbrechung der Vervielfältigungsarbeit konnte er nicht zulassen. Selbstverständlich war die Gefahr einer Entdeckung groß, aber wenn es keinen anderen Ausweg gab . . . Es standen ihm keine Mittel zur Verfügung, eine Wohnung zu diesem Zweck zu mieten.

Aber er wollte noch vorsichtiger vorgehen, um nicht die Aufmerksamkeit der Spitzel auf sich zu lenken. Er beabsichtigte auch, ins Ausland zu schreiben, daß sie niemand in diese Wohnung schickten und alle erforderlichen Maßnahmen der Geheimhaltung ergriffen. —

Der Schlitten jagte um die Ecke. Eine große Menschenmenge drängte sich um die Ochotny-Verkaufsbuden. In der Ferne schimmerten Kirchenfahnen. Fleischer in kurzen Jacken und weißen Schürzen, mit klirrenden Messern in den verzierten Leder-gürteln, traten vor die Tür ihres Ladens. Lautes Stimmengewirr wogte über den Platz, und die Zeitungsjungen hüpfen durch die Menschenmenge und schwenkten triumphierend ihre Blätter in der Hand.

Der Droschkenkutscher fuhr weiter, und sie erreichten die Twerskaja. Noch lauter hallte das Pferdegetrappel, der nasse Schnee wurde zertrampelt und zerfahren und bildete nur noch Pfützen. Auf dem Hügel stieg der Weg, der zum Hause des General-gouverneurs führte, an, und das Pferd schleppte den Schlitten nur mit Mühe weiter. Nun blieb es stehen. Ein Schutzmann winkte wütend mit der weiß behandschuhten Hand und eilte herbei.

«Links in die Gasse einbiegen . . . Siehst du nicht, daß das Volk kommt?»

Das Volk?!

Baumann wandte sich um und schaute die Straße hinunter. Tatsächlich zog sich vom Ochotny, über die ganze Straßenbreite verteilt, stolpernd und wogend die Menschenmenge. Über ihren Köpfen schimmerte das Gold der Kirchenfahnen. Allen voran schritt ächzend und schnaufend, rechts und links von einem Schutzmann eingerahmt, ein dicker bärtiger Kaufmann. Ihm folgten zwei Gymnasiasten ohne Mützen, in grauen, mit silbernen Knöpfen verzierten Mänteln. In einem beschädigten Rahmen trugen sie ein Bild des Zaren Nikolaus II.

»Mächtig und weise
herrsche zum Ruhme,
zum Ruhme uns.
Herrsche dem Feind zum Trotz . . .«

sang die Menge, bemüht, zu dem Takte Schritt zu halten.

»Mützen ab!»

Die Menschen auf dem Bürgersteig rissen eilig Mützen und

Hüte von den Köpfen. Baumann schlug die zerrissene Schlitten-
decke zurück und stieg aus. Das Strastny-Kloster und die Straßen-
bahn konnte er schneller und sicherer zu Fuß erreichen.

Er zahlte und folgte der Prozession. Aus dem Ochotny er-
tönte kümmerlicher Gesang.

Alles beteiligte sich an der Prozession. Baumann holte einen
Burschen ein, der etwas zurückgeblieben war und sich hinter einer
Laterne zu verbergen suchte. Ein lustiger, schwarzhaariger Laden-
besitzer vom Ochotny, der gleichfalls mitlief, rief den Zurück-
gebliebenen sofort an: »Wohin?»

Der Bursche schnalzte verstimmt mit der Zunge. »Will nur
rauchen. Komme sofort nach.«

Aber der Schwarze drohte und blieb stehen. »Euer Rauchen
kenne ich schon. Komm, sage ich dir!«

Die Augen des Burschen begegneten denen Baumanns, der
auch stehengeblieben war. »Wieviel bekommt ihr dafür?« fragte
Baumann.

Der Bursche setzte eine verächtliche Miene auf. »Nicht der
Rede wert, mit Singen einen Fünfziger, mit Prügeln einen Rubel.«
»Mit Prügeln?« fragte Baumann. »Wieso?«

Der Bursche betrachtete ihn mißtrauisch mit gerunzelter
Stirn. »So . . . Wenn jemand zum Beispiel die Mütze nicht ab-
nimmt.«

Und plötzlich begann er wild zu brüllen: »Warum hast du sie
nicht abgenommen? – Bist wohl für die Japaner?«

Die Vorübergehenden prallten bei diesem Gebrüll erschrok-
ken zurück. Baumann nahm die Hände aus der Tasche. Er sah
dem Burschen in die Augen und fragte leise: »Und du gehorchst
wohl zwei Köpfen?«

Der Bursche trat einen Schritt zurück und wandte den Blick
von Baumanns Augen, schimpfte in gemeinen Ausdrücken und lief
dem Schwarzen nach. Die Prozession hatte sich schon weit entfernt.

An einem sonnigen Tage hatte sich in der Karwoche eine
Menschenmenge vor Puschkins Denkmal versammelt. Es waren

dieselben kleinen Kaufleute aus dem Ochotny, außerdem noch
Frauen mit Körben und Einkaufstaschen und Wärterinnen mit
Kindern. Ein Gymnasiast mit struppigem Haarschopf stand
direkt vor dem Postament und deklamierte vor Erregung schwit-
zend und eifrig gestikulierend:

»Mit dem Helm aus schwerem Golde
der Gigant der Reußen stand
und erwartete den andern
aus dem fremden, fernen Land,
Und es kam mit Waffenklirren
drohend nur ein kleiner Zwerg . . .«

Puschkin sah mit schwerem, mißbilligendem Blick auf die
Menge und auf den zu seinen Füßen wild fuchtelnden Gym-
nasiasten. Die Falten seines Eisenmantels standen drohend ab;
Baumann lächelte dem großen Dichter zu. An seiner Haltung,
an der unter den Rock geschobenen Hand verriet sich die Zu-
gehörigkeit zum Volke.

Gratsch wandte sich der Nikitskaja zu. Kinderwärterinnen, die
die Versammlung vor dem Denkmal aus der Ferne erblickt hatten,
eilten ihm entgegen und schleiften ihre Zöglinge hinter sich her.

Die Stimme des Gymnasiasten überschlug sich beinah:

»Doch als Antwort sah der Recke
diesen Zwerg nur drohend an,
und es fiel vor Schreck erblassend
plötzlich um der kleine Mann.«

»Hurra!«

»Hurra!«

»Krieg!«

In den Straßen des Arbat war es still. Vielleicht noch stiller
als sonst. Und stiller als sonst war auch das Häuschen des Arztes,
weil nur Elena Dimitriewna, »Absolute« genannt, als einzige von
allen Mitgliedern des Nordbüros erschienen war. Auch Lengnik,
»Ingenieur für artesische Brunnen« und wichtigster Mitarbeiter
dieses Büros, fehlte.

Wie weit ist es von Moskau nach Wladiwostok? 10000 Werst oder mehr? Die Entfernung ist groß, und deshalb spürte man wohl den Krieg in Moskau nicht; es war alles beim alten geblieben. Baumann mußte erkennen, daß er sich geirrt hatte, als er annahm, daß die Revolution vor der Tür stand. Der Krieg war viel zu weit entfernt.

Am 7. Februar wurde das Manifest veröffentlicht, das den unter Polizeiaufsicht Stehenden, das heißt ohne Gericht in verschiedene entlegene Winkel des Reiches Verbannten, den politisch Unzuverlässigen, die Vergebung ihrer Sünden als besondere Gnade in Aussicht stellte, wenn sie als Freiwillige in die Armee des Fernen Ostens eintraten. Der Zar bot den Revolutionären auf diese Weise einen Frieden auf der Grundlage des Patriotismus an.

Darüber wurde viel gesprochen und sogar gestritten, denn nicht alle billigten das Verhalten der Politischen, von denen kein einziger von dieser Gnade Gebrauch gemacht hatte. An manchen Stellen nahmen die Meinungsverschiedenheiten – durch die Menschewiken künstlich geschürt – eine derartig scharfe Form an, daß diese Frage auf einer außerordentlichen Sitzung des Komitees besprochen werden mußte.

Sie fand dieses Mal nicht mehr in Vogts Wohnung statt – der Zahnarzt blieb unerbittlich –, sondern im Atelier eines bekannten Malers, der die Arbeiterbewegung schon früher mit Geld unterstützt und ihr jetzt seine Räume zur Verfügung gestellt hatte. Das Atelier war groß und hell, sämtliche Wände mit Bildern behangen.

Gratsch führte den Vorsitz. Zuerst wurden Berichte erstattet, die im allgemeinen zufriedenstellend waren. Die Mitgliederzahl wuchs, ebenso die Streiks. Allerdings teilte ein Genosse von der Morosow-Kattunfabrik in Twer mit, daß sie bei ihrem Streik eine Niederlage erlitten hätten, und die Arbeiter der Maschinenfabrik in Twer ebenfalls. Aber im allgemeinen waren Erfolge zu verzeichnen.

«Sicher habt ihr euch in Twer nicht genügend vorbereitet. Bei einem Streik ist die Ausdauer das wichtigste. Ein Unternehmer gibt nicht sofort nach.»

«Man kann wirklich nicht behaupten, daß wir uns nicht genügend vorbereitet hätten», versuchte der Mann aus Twer sich zu rechtfertigen. «Und ich will auch offen zugeben, daß wir länger hätten durchhalten können. Aber die Menschewiken haben uns überredet, den Streik abubrechen. 'Es ist höchste Zeit', wiederholten sie immer wieder. 'Sonst sind wir ganz ausgehungert und haben nichts, wovon wir in Zukunft zehren können.'»

«Da haben sie euch das Richtige beigebracht», warf Kosuba ein. «Man muß so leben, daß für den nächsten Tag nichts übrigbleibt, dann ist man sein ganzes Leben lang versorgt.»

«Das Volk war ausgehungert, da war es nicht schwer, es zu überreden», fuhr der Mann fort. «Aufhören ist immer leichter als fortsetzen.»

Kosuba legte seine Stirn in strenge Falten. «Vor den Menschewiken darf man keinen Schritt zurückweichen. Die Menschewiken mußten bekämpft werden. Entschuldigen Sie, Genosse Gustylew, aber das ist Notwehr.»

«Die Menschewiken bekämpfen!» rief der Mann aus Twer mit hoffnungslosem Gesicht aus. «Sie sind belesen, das muß man ihnen lassen!»

Gustylew lächelte befriedigt.

«Streitet man sich mit ihnen», ergriff der Mann aus Twer wieder das Wort, «und glaubt der Arbeiter, nach gesundem Menschenverstand recht zu haben und den Gegner mit seinen Behauptungen zu zerschmettern, so wirft dieser ihm Worte aus gelehrten Büchern an den Kopf, daß der Arbeiter ganz klein wird und nichts zu erwidern weiß. Wie soll ich, zum Teufel, wissen, ob es wahr ist oder nicht, wenn ich dieses Buch nicht gelesen habe! So stopfen sie einem den Mund. 'Was verstehst du Unwissender davon?' 'Aber ich', sagt der Menschewik, 'ich bin gelehrt. Ja-a-a! Ich kenne diese Dea... Dea...', weiß Gott, wie sie heißt.»

«Dialektik», sagte Gustylew belehrend.

Baumann lächelte. «Dann sage deinen Menschewiken nach Leninart, daß die Dialektik gar nicht darin besteht, daß man den Schwanz dahin steckt, wo der Kopf nicht hineinpaßt.»

Mit Ausnahme von Gustylew lachten alle einmütig. Er war an diesem Tage der einzige Menschewik, der an der Sitzung teilnahm. Seitdem Gratschs Anhänger die Mehrzahl der Stimmen besaßen, hatte es sich eingebürgert, daß die Menschewiken nur eines ihrer Mitglieder entsandten, um auf dem laufenden zu sein. Sie beteiligten sich nicht mehr an der Arbeit. Gerüchten zufolge hatten sie ein eigenes geheimes Komitee gegründet und arbeiteten für sich.

«Vielleicht kann man diesem oder jenem auf diese Art widersprechen», sagte der Mann aus Twer. «Aber auf die Dauer geht es nicht ohne Ausbildung, obwohl die Menschewiken alle nichts wert sind. Man tappt tatsächlich im dunkeln. Manchmal sehne ich mich danach, ins Gefängnis zu kommen, da hätte ich Zeit zum Lernen. Aber hier in der Freiheit ist es ja unmöglich. Ein Elfstundentag in der Fabrik, und dann noch durch den Krieg bedingte Überstunden. Ist man endlich zu Hause, so kommt man nicht einmal dazu, eine Zeitung zu lesen, geschweige denn ein Buch. So bleibt man den gelehrten Menschewiken immer unterlegen.»

«Wir brauchen auch keine Bücherwürmer», meinte Kosuba düster. «Wir brauchen Tatmenschen. Nicht wahr, Gratsch?»

«Einerseits stimmt das», erwiderte Baumann und nickte. «Wir brauchen keine Theoretiker, bei denen keine Verbindung zwischen dem Buch und der Tat besteht. Aber das Buch selbst, die Theorie, die Wissenschaft brauchen wir natürlich. Ohne Theorie gibt es keine Praxis. Aber die Theorie muß Hand in Hand mit der Praxis gehen, die Praxis von ihr beseelt sein... Man muß wissen, wie man etwas auszudrücken hat. Kosuba lernt es jetzt auch. Erinnerst du dich noch, Kosuba, wie du dir vor dem ersten Streik verlegen den Kopf gekratzt hast? Jetzt tust du es wohl nicht mehr!»

Kosubas strenger Blick wurde weich und freundlich. «Das ist alles deine Arbeit, Gratsch. Ich bin dein Schüler. Natürlich lehrt auch das Leben.»

«So ist es», erwiderte Baumann nickend. «Die Lehren des Lebens sind am wichtigsten. Und das Leben lehrt nur in unserem, in Lenins Geist, weil die Wahrheit des Lebens nur in unseren Lehren enthalten ist. Das Leben lehrt, und auch, wenn wir handeln, lernen wir aus unseren Taten.»

Ein Metallarbeiter der Listowski-Fabrik, Semjon, der bis dahin geschwiegen hatte, ergriff nun das Wort:

«Und wenn es keine Handlungen gibt? Wie es bei uns zum Beispiel der Fall ist... Alle murren wegen des Krieges.»

«Da habt ihr was zum Murren gefunden!» rief der Mann aus Twer aus. «Die Russen bekommen ja solche Prügel! Es ist furchtbar, wenn man daran denkt! Die Japaner stehen schon vor Port Arthur. Jeden Augenblick können sie es besetzen... Das wird eine Schande sein!»

«Nicht für uns», sagte Kosuba und spuckte aus.

«Wieso nicht für uns?» fragte der Mann aus Twer und runzelte die Stirn. Sein Gesicht wurde ernst und streng. «Wenn uns so eine gelbe Fratze ins Gesicht spuckt?»

«Uns?»

Ein heftiger Streit entbrannte.

«Verstehe doch, du Narr, daß sie nicht uns, nicht Rußland, sondern den Zarismus schlagen», ereiferte sich Kosuba. «Wie kann ich mich über diesen Krieg aufregen, wenn Lumpen ihn angezettelt haben und Narren ihn führen.»

Bei diesen Worten fiel allen der Oberkommandierende Kuropatkin ein.

In diesem Augenblick trat Irina ein, die sich verspätet hatte. Baumann hatte erreicht, daß sie zum Mitglied des Komitees gewählt wurde, und es hatte ihn nicht einmal viel Mühe gekostet, denn Gustylew besaß nicht den Mut, Baumanns Behauptungen zu widersprechen, daß es sich um eine zwar junge, aber besonders erfahrene und technisch ausgebildete Revolutionärin handle.

Irina hörte zu. Das Gespräch drehte sich jetzt darum, daß man nichts gegen den Krieg unternahm.

Irina bat ums Wort. »Ihr wollt handeln? Am Sonntag führt die bolschewistische Studentenorganisation eine Demonstration gegen den Krieg durch. Wie wäre es, wenn Arbeiter sie unterstützen würden? ...«

Kosuba und Irina sahen sich an. »Das wäre was!«

»Die Moskauer Arbeiter zu einer Demonstration gegen den Krieg aufrufen!« fragte Baumann und überlegte. »Das hätte wirklich Sinn. Wer von euch hat etwas zu sagen, Genossen?«

»Ich enthalte mich der Stimme, sagte Gustylew rasch und biß sich auf die Lippen.

Die Männer wechselten verständnisinnige Blicke.

»Wir haben bis zum Sonntag wenig Zeit. Ob wir bis dahin fertig werden?«

»Das müssen wir, sagte Baumann streng. »Ohne eine genügende Vorbereitung können wir natürlich nicht auftreten. Das Schlimmste ist, sich ohne Vorbereitung in eine Prügelei drängen zu lassen. Aber deshalb brauchen wir auch nicht zu trödeln. Wir müssen lernen, kriegsmäßig zu arbeiten. An der Front wartet der Feind auch nicht, bis du fertig bist... Das Wichtigste sind die Flugblätter. Ich gebe euch heute noch den Text. Spätestens Freitag können sie gedruckt sein, nicht wahr, Irina?... Am selben Tage können sie schon verteilt sein und in den Zechen und Zirkeln kleinere, am Sonnabend jedoch allgemeine Versammlungen einberufen werden. Am Sonntag marschieren wir, und zwar stellen wir sofort fest, wer wohin geht.«

»Ich beteilige mich nicht, sagte Gustylew und erhob sich.

Dicke Jalousien hingen vor den Fenstern. Auf einem groben Tisch lagen noch Kassetten, ein Winkelhaken, ein geschlossener Typensatz, Stempel und Farben. Irina kniete auf dem Fuß-

boden und teilte die frischgedruckten Flugblätter in verschiedene Haufen ein, wobei sie zählte.

»Das ist für die Prochorowka... Dieses für die Eisenbahner.«

Es klingelte. Irina hob den Kopf und wartete. Es war still. Sie runzelte die Stirn, zwei tiefe, trotzig Falten lagen über der Nasenwurzel. Sie stand auf, öffnete eine Tischschublade und entnahm ihr einen für die kleine Hand viel zu großen und schweren Revolver.

Es klingelte zum zweitenmal und nach einer kleinen Pause, wie ein Morseapparat, zum dritten- und viertenmal. Irina warf den Revolver verärgert auf den Tisch.

»So ein Kohl! Können nicht einmal richtig klingeln... Ich bin überzeugt, daß es Gustylew ist.«

Sie ging ins Vorzimmer und schloß auf. Es war tatsächlich Gustylew, aber nicht allein. Der Sekretär und noch ein dritter, fremder Mann mit einem schwarzen Bart begleiteten ihn.

»Gratsch ist nicht da, sagte Irina unfreundlich. »Weshalb klingeln Sie verkehrt? Wir hatten doch vereinbart: zweimal lang und zweimal kurz. Nächstes Mal mache ich nicht auf. Außerdem soll man nur im äußersten Notfall hierherkommen. Sie wissen doch, daß wir schon sehr gegen die Geheimhaltung verstoßen, wenn wir hier arbeiten, und Sie kommen in hellen Scharen an.«

Während sie sprach, ging sie vor den drei Männern her ins Wohnzimmer, in dem sich die Druckerei befand. Gustylew kannte die Wohnung, er war schon hiergewesen.

In der Druckerei blieben sie stehen und betrachteten die auf dem Fußboden liegenden Flugblätter.

»Wie viele?« erkundigte sich der Sekretär und berührte den ihm am nächsten liegenden Packen mit seinem Stock.

»Zweitausende, erwiderte Irina mit unwillkürlichem Stolz. »Und sehen Sie, wie gut gedruckt! Wenn ich an meinen alten Vervielfältigungsapparat denke!«

Die Drei wechselten unzufriedene Blicke. Der Sekretär bückte sich, hob ein Blatt vom Fußboden auf und las:

»Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Genossen!

Schon vor Ausbruch des Krieges haben wir Sozialdemokraten erklärt, daß weder die Arbeiter noch die Bauern den Krieg brauchen. Der Krieg kann nur der Regierung nützlich sein, die von der Eroberung neuer Länder träumt und den immer stärker lodernden Zorn des Volkes mit unserem Blut löschen will. Unser Volk stöhnt unter der Last politischer Knechtschaft und wird nun in einen Krieg hineingezogen, um auch andere Völker dieser Knechtschaft auszuliefern. Es braucht eine Änderung der inneren, politischen Ordnung, und deshalb soll seine Aufmerksamkeit durch das Waffengetöse in einem anderen Weltteil abgelenkt werden.

Alle bewußten Proletarier Rußlands protestieren gegen diesen verbrecherischen und zerstörenden Krieg. Sie müssen beweisen, daß das Proletariat keinen Völkerhaß kennt. . . »

Der Sekretär biß sich wütend auf die Lippen, während er weiterlas.

»Fort mit dem schmachvollen Krieg. Dieser Ruf soll aus allen Kehlen ertönen und durch alle Fabriken und Betriebe als ein Kampfruf revolutionären Zorns erschallen!

Nieder mit den Schuldigen dieses schmachvollen Gemetzels, nieder mit der zaristischen Regierung.

Nieder mit den blutigen Henkern!

Wir fordern Frieden und Freiheit!

Kommt alle zur Demonstration am 25. Mai!

Das Moskauer Komitee der SDAPR»

Während er las, schritten Gustylew und der Schwarzbärtige zum Ofen. Gustylew hockte vor dem Ofen nieder und öffnete die Ofentür. Der Schwarzbärtige ergriff die ihm am nächsten liegenden Flugblätter und steckte sie in den Ofen.

Irina stürzte sich auf ihn, aber der Sekretär hielt ihre Hände fest.

»Regen Sie sich nicht auf. Sie tun das, wozu Sie berechtigt sind, die Demonstration soll nicht stattfinden.«

Gustylew versuchte eilig, ein Streichholz nach dem anderen anzuzünden, sie brachen alle ab. Irina bemühte sich krampfhaft, sich zu befreien, aber der Sekretär hielt sie fest.

Endlich brannte ein Streichholz. Gustylew hielt es an die im Ofen liegenden Flugblätter, und die Flamme loderte empor. Die Finger des Sekretärs hielten Irina noch fester, sie konnte sich nicht bewegen. Der Schwarzbärtige und Gustylew warfen die Flugblätter in den Ofen.

»Lumpen! Gendarmen benehmen sich anständiger!«

Die letzten Flugblätter wanderten in den Ofen, Gustylews Blick irrte durch das Zimmer. »Kein Schürhaken da? . . . David Petrowitsch«, wandte er sich an den Schwarzbärtigen, »reichen Sie mir doch bitte diesen Eisenstab.«

Er stocherte im Ofen herum, die Flamme schoß wieder empor, und das Papier verbrannte vollends. Gustylew schlug mit zufriedener Miene auf die brennenden Flugblätter.

So, jetzt war alles verbrannt.

Der Sekretär ließ Irina los. Sie schüttelte die erstarrte Hand, hob sie und schlug ihm plötzlich ins Gesicht. »So . . .« Sie wollte noch etwas hinzufügen, fiel jedoch erschöpft auf einen Schemel und brach in Tränen aus.

Der Sekretär stand wie erstarrt. Seine Wange brannte. Gustylew und der Schwarzbärtige betrachteten ihn entsetzt. Schließlich sagte er mühsam: »Dafür . . . werden Sie . . . büßen. Damit werde ich mich nicht abfinden . . .«

Schritte ertönten. Gustylew schloß rasch den Ofen und stand auf. Die Tür öffnete sich, und Baumann trat ein. Er sah die weinende Irina und die ängstlich dastehenden Menschewiken, und seine Augen blitzten zornig auf. »Was ist geschehen?«

»Sie haben sie verbrannt.« – Irina weinte wie ein Kind. Die Tränen liefen ihr in kleinen Rinnsalen vom Gesicht. – »Die Flugblätter haben sie verbrannt!«

»Verbrannt?« Baumann trat einen Schritt vor. Der Sekretär,

dessen Wange noch immer glühte, beeilte sich, Baumanns Frage zu beantworten: »Ja. Das Komitee hat in seiner gestrigen Sitzung beschlossen, keine Demonstration zu veranstalten.«

»In der Sitzung?« Gratschs Augen funkelten noch zorniger. »In welcher Sitzung?«

»In der Sondersitzung des Komitees.« – Der Schwarzbärtige trat vor und stellte sich herausfordernd, anscheinend zu einer Prügelei bereit, neben den Sekretär. In der Sitzung waren von zehn Mitgliedern sechs vertreten.«

Irina schrie auf und sah Gratsch an.

Sechs von zehn, also die Mehrheit! Im Komitee gab es nur vier Menschewiken, die übrigen waren Gratschs Anhänger. Also waren gestern zwei Mann zu den Menschewiken übergegangen. Das konnte nicht sein! Da mußte ein Betrug dahinter stecken!

Baumann schwieg. Der Sekretär bestätigte die Worte des Schwarzbärtigen. »Ja, sechs. Sie und«, er wies auf Irina, anscheinend konnte er sich nicht überwinden, ihren Namen zu nennen, »konnten wir nicht finden.«

»Das ist eine Lüge«, schrie Irina. »Wir sind immer zu Hause gewesen, haben die ganze Zeit gedruckt, niemand ist zu uns gekommen.«

»Genosse Semjon ist krank«, fuhr der Sekretär fort, ohne sie zu beachten. »Kosuba ist bekanntlich im Textilbezirk...«

»Er ist gestern zurückgekehrt und hat mit uns gearbeitet«, unterbrach ihn Irina wieder.

»Das war mir nicht bekannt«, erwiderte der Sekretär kalt. »Aller Voraussicht nach mußte er abwesend sein. Übrigens hätte sich dadurch ja doch nichts geändert, da die Mehrzahl auf unserer Seite war. Das läßt sich leicht beweisen.«

Baumann schwieg noch immer. In solchen Augenblicken durfte man nichts übereilen, denn in so einer Situation glich jedes Wort einem scharfen Messer. »Das ist ein Diebstahl«, sagte er schließlich langsam. »Ich meine damit, daß Sie die Mehrzahl durch einen Betrug gewonnen haben.«

»Formell...«, begann der Sekretär.

»In der Revolution gibt es dieses Wort nicht«, unterbrach ihn Baumann. »Aber ich beabsichtige nicht, dieses Thema mit Ihnen zu diskutieren. Bemühen Sie sich bitte, die Wohnung zu verlassen...«

Der Sekretär öffnete den Mund ganz weit, wie ein Fisch, der nach Luft schnappt. Er atmete schwer. »Wie?«

»So...« erwiderte Baumann hart. »Jetzt ist Schluß! Wir haben euch noch geduldet, solange ihr uns nur gestört habt. Aber jetzt, wo ihr der Revolution in den Rücken fällt und zum Verrat schreitet, bedeutet das: einen Schritt vorwärts und zwei zurück, wie Lenin über euch schreibt. Ihr geht ja mit fliegenden Fahnen ins fremde Lager über. Und da gehört ihr auch hin... Viel Vergnügens!«

»Also eine Zersplitterung der Partei?« fragte der Schwarzbärtige und warf drohend seinen Kopf zurück. Er sah aus, als wollte er sofort mit seinen Fäusten auf Baumann losgehen.

»Ja«, erwiderte Baumann kalt. »Das kann man übrigens nicht einmal als Zersplitterung bezeichnen. Wir werfen euch einfach hinaus.«

Irina lachte freudig auf. »Endlich! Jetzt fängt das Leben erst wirklich an!«

Gustylew betrachtete die Gegenstände der Druckerei auf dem groben Holztisch, die breitfüßigen Schemel, die offene Tür, die ins leere Nebenzimmer führte, und kicherte: »Luxuriös? Wenn ihr trotz unserer Hilfe so haust: der ganze Besitz in einem Zimmer...«

»Was wir Ihren Bemühungen zu verdanken haben«, sagte Irina verächtlich.

»Ja, unseren. Aber Sie haben sich verrechnet, als Sie uns den Krieg erklärten. Ich nehme an, Sie sind nicht auf dem laufenden. Ihnen scheint nicht bekannt zu sein, daß das Zentralkomitee sich damit einverstanden erklärt hat, Menschewiken in genügender Anzahl aufzunehmen.«

Gustylew und der Schwarzbärtige gackerten schadenfroh.

»... und euer Lenin steht ganz isoliert da. Das Zentralkomitee

hat auf ihn verzichtet. Heute oder morgen schmeißen wir ihn aus der Partei heraus.»

Baumann trat einen Schritt vor. Die Adern auf seiner Stirn schwellen an, und der Blick seiner Augen wurde drohend. »Sie gehen! Aber sofort! Wenn Sie noch ein Wort sagen, so . . .«

»Sie wollen Gewalt anwenden«, schrie Gustylew schrill. »Ich teile das dem Zentralkomitee mit.«

»Unserem Zentralkomitee«, sagte der Sekretär mit einer Betonung auf dem Worte »unserem«. Er war blaß, nur seine Wangen glühten noch, wie Irina mit Genugtuung feststellte. »Die Strafe wird auf dem Fuße folgen.«

Sie gingen im Gänsemarsch hinaus. Die Wohnungstür wurde zugeschlagen. War das das Ende? – Oder ein Anfang?

»Sie lügen, nicht wahr?« fragte Irina und sah Baumann an.

Baumann schüttelte den Kopf.

»Ich weiß nicht. Vielleicht auch nicht. Nach den letzten Ereignissen im Zentralkomitee steht es schlecht; da sind nicht die Besten geblieben. Jedenfalls läßt sich eine Neigung für die Menschewiken feststellen. Und dieser Gaunerstreich ist typisch. Sie hätten ihn und die dadurch erfolgte Zersplitterung der Partei nie gewagt, wenn sie nicht eine Unterstützung durch ihresgleichen hätten.«

Irina stand erschöpft, mit herabhängenden Armen da. »Wollen sie Lenin tatsächlich ausschließen?«

»Lenin?« Baumann lachte laut. – »Als ob man Lenin ausschließen könnte! Hättest du dich auch nur ein Stündchen mit ihm unterhalten, so kämst du nie auf diesen dummen Gedanken. Michail Lomonossow – du erinnerst dich an diesen bekannten Gelehrten – antwortete, als man ihm mit dem Ausschluß aus der Akademie der Wissenschaften drohte: „Das geht nicht. Höchstens, daß die Akademie von mir ausgeschlossen wird.“ Und Lenin könnte das gleiche erwidern, denn die Partei ist ohne ihn undenkbar. Wenn wir die Partei nennen, so meinen wir Lenin; und nennen wir Lenin, so meinen wir die Partei.«

Sie lächelte beruhigt.

Wieder wurde eine Tür zugeschlagen, und Schritte ertönten.

»Kosuba – er hat einen eigenen Schlüssel.«

Kosuba trat ein. Er war guter Laune. »Ich habe eine Troika getroffen. Kamen sie von uns? Die spielen ja die großen Herren.«

Baumann erzählte alles.

»Der Fahrer hat es leichter, wenn er ein Weib vom Wagen wirft«, sagte Kosuba dumpf. »Daß sie uns aber den Sonntag verdorben haben, ist gemein. Ohne Flugblätter geht es nicht.«

Irina beugte sich über den eisernen Satzrahmen auf dem Tisch. »Der Satz ist nicht ganz auseinandergeworfen worden. Vielleicht gelingt es uns, alles noch einmal zu drucken!«

»Hältst du das aus? Hast doch drei Nächte nicht geschlafen.«

Irina schüttelte statt einer Antwort den Kopf und ergriff den Winkelhaken.

»Halt! Und das Papier?«

»Ja, das Papier . . . Gratsch, wie machen wir es mit dem Papier?«

Baumann kratzte sich seufzend den Kopf. »Papier müssen wir kaufen, wir haben keinen Vorrat mehr.«

»Und das Geld?«

»Geld haben wir keins.«

»Also?«

»Also müssen wir für Geld sorgen«, erwiderte Baumann lachend. »Arbeitet! Inzwischen stelle ich den Samowar auf, wir trinken Tee und überlegen, wo wir Geld herbekommen könnten. Haben wir bis heute abend das Papier, so schaffen wir es bis morgen.«

»Etwas spät ist es freilich«, sagte Kosuba und schüttelte den Kopf. »Direkt am Vorabend . . .«

»Natürlich ist es spät«, stimmte Baumann zu, »aber besser als gar nicht. Übrigens wird es höchste Zeit, daß wir die Jalousien aufziehen. Sonst werden die Leute auf der Straße aufmerksam und überlegen, weshalb hier am hellichten Tage die Jalousien heruntergelassen sind.«

Er ging ans Fenster und zog an der Schnur. Langsam glitt die

Jalousie hinauf. Die Hälfte des Fensters war schon frei, als Baumann die Schnur plötzlich losließ. Polternd fiel die Jalousie herunter. Gratsch stürzte aus dem Zimmer.

«Polizei!» fragte Kosuba aufgeregt.

Aber Gratsch war schon verschwunden. Irina sah Kosuba vorwurfsvoll an. «Als ob er so davonlaufen würde, wenn es die Polizei wäre.»

Sie lauschten beide.

«Er schließt die Tür auf. Es ist jemand gekommen. Ich hörte einen Wagen, als er die Jalousie aufzog. Deshalb habe ich auch an die Polizei gedacht. – Wer soll denn sonst im Wagen zu uns kommen?»

Er lauschte wieder mit gesenktem Kopf und rief plötzlich erstaunt aus: «Heilige Mutter Gottes, sie küssen sich ja. Mein Ehrenwort, das tun sie.»

10

Im Vorzimmer küßten sie sich wirklich, Baumann und eine sehr große, hübsche, und im Verhältnis zu ihrem schmalen Gesicht viel zu volle Frau in einem netten Sommerkostüm und einem großen eleganten Hut mit einer Feder. Es war Baumanns Frau, Nadja.

«Endlich! Ich habe dich schon gar nicht mehr erwarten können! Wo hast du bloß gesteckt?»

«Geschäfte», erwiderte die Frau lachend. «Du weißt doch, was im Ausland vor sich geht. Mord und Totschlag. Sie stürzen alle über Lenin her.»

«Dann stimmt es also? Deshalb geben die hiesigen Menschewiken so an! . . . Auch gut! Lenin wird ihnen schon eine Lehre erteilen.»

«Selbstverständlich. Aber bis dahin geht es unseren Leuten schlecht. Die anderen haben alles in der Hand, die Presse, den Transport und das Geld . . . Und wie sie hetzen! Sie schnüffeln im Privatleben herum, suchen nach Klatsch aus der Vergangenheit . . . Was meinst du, was alles von dir erzählt wird! Sie hoffen,

in deinem Wjatkaaufenthalt Verdächtiges gegen dich zu finden. Dort warst du doch von jetzigen Menschewiken umgeben.»

«Gustylew? Tatsächlich?»

«Wie war der Name?» – Die Frau kniff ein Auge zu und überlegte. «Gusty . . . Ja, der Name klang so ähnlich . . . Ja, ja, der war es. Gustylew! Er hat dich dort angezeigt.»

«Setz dich doch hin und nimm wenigstens deinen Hut ab.» Beide lachten.

«Dazu habe ich noch Zeit. Das Wichtigste ist, daß du auf dem laufenden bist . . .» Sie blickte zur Tür. «Bist du allein in der Wohnung?»

«Nein.»

«Kann uns niemand hören? Ich frage nur deinetwegen; es hat keinen Zweck, zuviel darüber zu reden.»

«Also steht es schlecht?» erkundigte er sich besorgt.

Sie lachte wieder. «Was heißt schlecht? Bolschewiken geht es nie schlecht. Es kann schwere Zeiten geben, und die sind jetzt. Nil ist vom Zentralkomitee ins Ausland gekommen und hat dem „Alten“ einen Verweis erteilt, weil er sich im Rat der Partei für die sofortige Einberufung einer Konferenz ausgesprochen hat.»

«Das kann nicht sein!»

«Und doch ist es so. Außerdem hat dieser Nil, allerdings in einer privaten Unterredung, Lenin geraten, aus dem Zentralkomitee auszutreten.»

«Nein.»

«Ja, ja . . . Er benimmt sich überhaupt nicht kameradschaftlich. – Wie geht es übrigens „Absolut“ und Kurt?»

«Gut. Hast du Briefe?»

«Selbstverständlich. Von Lenin und Charcot. Gib mir ein Messer . . . Übrigens muß ich vorher mein Kleid ausziehen, kommt hier niemand herein?»

«Nein», erwiderte Gratsch nicht sehr überzeugt. «Es schadet auch nichts, hier sind nur Genossen.»

«Laß die Jalousie herunter, damit man mich von der Straße aus nicht sieht.»

Er ging zum Fenster, und sie zog Jacke, Bluse und Rock aus und verwandelte sich in eine schlanke Frau.

»Hier sind zweihundert Exemplare, einen Schritt vorwärts und zwei zurück« und noch einige andere Broschüren. Das übrige ist dort, sie wies auf ihren an der Tür stehenden Koffer. »Ein doppelter Boden . . . Nun gib mir das Messer. Die Briefe sind im Unterrock, hier in der Falte.«

Baumann klappte das Taschenmesser auf, kniete nieder und begann eilig die Naht aufzutrennen. Plötzlich fiel ihm etwas ein.

»Ich habe ja den Samowar gar nicht aufgestellt. Irina!«

»Du bist verrückt, ich bin doch nicht angezogen.«

Es war schon zu spät. Die Tür öffnete sich, und Irina stand erstarrt auf der Schwelle und betrachtete verwirrt die halb-bekleidete Frau, vor der Gratsch kniete.

»Darf ich vorstellen, rief Gratsch. »Meine Frau.«

Er zog aus der aufgetrennten Falte zwei lange in Leinwand fest zusammengepreßte Blätter und erhob sich. »Chiffriert!«

»Selbstverständlich«, erwiderte Nadja. »Einen Augenblick, gib mir erst mal meinen Koffer, ich will etwas herausnehmen. Ich muß mich doch anziehen.«

Er zog den Koffer eilig heran und trat, die Bogen aufschlagend, beiseite. Seine Frau lächelte ergeben.

»Nun ist er für nichts mehr zu haben, bis er das dechiffriert hat. Sie werden mich wohl hier in alles einweihen müssen . . . Genossin . . . Irina? Nicht wahr?«

Irina nickte. Sie schüttelten sich die Hände.

»Stell erst mal den Samowar auf«, sagte Baumann weiterlesend. »Meine Frau kommt aus dem Ausland und muß Tee trinken. Nur mit dem Essen steht es, offen gestanden, schlecht.«

»Ihr habt kein Geld? So ist es ja meistens«, sagte Nadja lächelnd und seufzte. »Schadet nichts. Ich habe etwas mitgebracht.«

»Viel?« rief Irina aus.

Nadja lachte. »Ja.«

»Her damit.« Irina hielt die offenen Hände hin. »Also haben wir Papier, hörst du, Gratsch!«

»Morgen, morgens«, sagte Nadja. »Morgen gebe ich euch soviel ihr braucht.«

»Morgen ist es zu spät«, sagte Irina düster. »Das Papier brauchen wir heute abend.«

»Aber ich habe doch nichts mit, ich muß das Geld von der Bank holen.«

»Erst holen«, Irina rang verzweifelt die Hände. »Warum haben Sie nichts in den Rock eingenäht und mitgenommen!«

»Was noch? Ich komme doch als Expreß!«

Irina sah sie erstaunt an. »Wieso!«

»Kennen Sie den Ausdruck nicht?« fragte Nadja überrascht. »Expreß nennen wir den Kurier, der mit dem Zug fährt und die illegale Literatur direkt am Körper mitbringt. Das geht bedeutend schneller als der Transport durch illegale Grenzgänger, die zu Fuß über die Grenze gehen. Deshalb nennt man das »Expreß«.«

Sie schloß den Koffer auf, holte Bluse, Rock und Schlips heraus und unterhielt sich weiter, während sie sich anzog.

»Nun berichten Sie, wie es hier steht. Ich will doch mitarbeiten. Ich habe immer mit Nikolai gearbeitet.«

»Wir brauchen Geld für Papiere, wiederholte Irina eigensinnig. »Im Augenblick kann nur darüber die Rede sein. Wir brauchen unbedingt Papier. Sonst findet die Demonstration am Sonntag nicht statt und Gustylew triumphiert.«

II

Trotzdem fand die Demonstration nicht statt.

Mit der Bank gab es die gewöhnliche Verzögerung, und Irina erhielt das Papier erst am Sonnabend. So spät zu drucken hatte keinen Zweck mehr, da die Flugblätter erst am Montag in die Betriebe gelangt wären.

Vielleicht war es auch besser so, denn dieser Sonntag war ein mißlungener Tag. Das Wetter war furchtbar. Es regnete vom

frühen Morgen an, und um 12 Uhr, als die Studentendemonstration vom Strastnaja-Platz aus abmarschieren sollte, goß es so, daß die wenigen Passanten auseinanderliefen und die Straßen sich vollkommen leerten. In den Höfen der umliegenden Häuser und des Strastnoi-Klosters warteten in voller Einsatzbereitschaft durchnäßte Polizisten, berittene Gendarmen und eine Abteilung des Sumski-Dragonerregimentes. In den Häusern der Straßen, die die Demonstranten auf dem Wege zum Hause des Generalgouverneurs passieren sollten, verbargen sich berittene Hilfskommandos der Gendarmerie und Polizei. Die Polizei war über die beabsichtigte Studentendemonstration in Kenntnis gesetzt worden und war, da sie den Befehl erhalten hatte erücksichtslos vorzugehen, bereit, sich auszuzeichnen.

Aber diesmal wurde ihr keine Gelegenheit dazu geboten. Die Studenten verzichteten auf die Demonstration, die sich in den leeren Straßen nicht lohnte.

Vor Puschkins Denkmal stand nur noch mit hochgeschlagenem Mantelkragen eine kleine Schar der Verwegensten und Trotzigsten.

Sie warteten, bis die Turmuhr des Klosters halb eins schlug, und als sie sich überzeugt hatten, daß die Demonstration nicht stattfand, gingen sie in der Mitte der Straße, in aufgelöster Ordnung und nicht einmal ein revolutionäres, sondern ein Studentenlied singend, die Twerskaja hinunter.

Das war natürlich ein großer Fehler, denn jede noch so geringe Störung der Ordnung bot der Polizei einen willkommenen Anlaß, einzugreifen. Der Schutzmann, der auf Posten stand, piff sofort. Das lang erwartete Signal wurde von den übrigen Posten weitergeleitet und erreichte die in den Höfen harrenden Gendarmen und Soldaten. Eine Gendarmerieschwadron eilte der kleinen Studentenschar nach, und ihr folgte die Abteilung des Dragonerregimentes. Sie brauchten ihre Kräfte nicht zu schonen, denn außer den zehn Studenten befand sich kein Gegner auf der Straße.

Nachdem sie abgewartet hatten, bis die Studenten sorglos

durch die Große Gnesdnikowskaja marschiert waren, kommandierte der die Schwadron anführende Gendarmerieoberst: »Säbel gezogen! In den Kampf!« Und die Schwadron galoppierte los.

In diesem Augenblick bog Gustylew aus der Gnesdnikowskaja in die Twerskaja ein.

Er hatte es zu Hause nicht ausgehalten. Er wollte sich mit eigenen Augen von dem Mißlingen der Demonstration überzeugen. Deshalb ging er ganz solide und friedlich, mit einem Regenschirm in der Hand, in der Gnesdnikowskaja spazieren. Sie war bis auf einige Hausknechte völlig menschenleer. Als er von der Twerskaja her das Singen übermütiger Stimmen vernahm, lief er zur Straßenkreuzung.

Aber er war nicht der einzige, der hineilte. Die Tore der umliegenden Höfe öffneten sich, und die durchnäßten, erfrorenen und erzürnten Gendarmen, die vorsichtshalber schon seit acht Uhr morgens auf der Lauer gelegen hatten, stürmten zum Kampf. Gustylew vernahm Pferdegetrappel hinter sich und wandte sich um. Er erblickte berittene Gendarmen und einen Hausknecht mit weißer Schürze und einem Blechschild auf der Brust, der auf ihn wies. Er war tatsächlich mehrmals an diesem Hausknecht vorbeigegangen und mußte ihm aufgefallen sein. Irgendein Kommando übertönte das Pferdegetrappel. Peitschen und Säbel wurden über erhitzten Köpfen geschwungen, die Pferde galoppierten, und Gustylew verlor den Kopf, rannte, den Regenschirm hin und her schwenkend, zur Twerskaja und geriet in eine reitende Gendarmerieschwadron. Ein schwerer Hengst stieß ihn mit der Brust direkt ins Gesicht und schlug ihm die Scherben der zerbrochenen Brille in die Augen. Der Schlag warf ihn in weitem Bogen auf das Pflaster. Ein Schädelbruch war die Folge. Die Pferdehufe von vier aufeinanderfolgenden Reihen berittener Gendarmerie und Dragoner trampelten über den Leichnam hinweg.

Das war das einzige Opfer dieses Tages. Die Studenten hatten die Gendarmen von weitem erblickt, und es gelang ihnen ohne Mühe, sich in die umliegenden Häuser zu retten, deren Bewohner sie freundlich aufnahmen.

Gustylews Personalien wurden sofort festgestellt. Er wurde auf Staatskosten, ohne eine vorherige Mitteilung in der Zeitung, beerdigt. Sogar der Sekretär Grigori Wassiljewitsch und der Schwarzbärtige erfuhren es erst eine Woche später, als sie, durch Gustylews langes Ausbleiben beunruhigt, in seine Wohnung schickten, um sich nach ihm zu erkundigen.

Der Sekretär schrieb einen Nachruf für den zu früh dahingerafften Revolutionär Gustylew. Seine Trauer war echt, und von dieser Trauer beeinflußt, floß aus seiner Feder die Schilderung eines Helden, in dem niemand den kichernden, kleinen, beschränkten und nüchternen Buchhalter erkannt hätte. Der »Kuh-tod« hatte in seiner Beschreibung das Äußere und die Seele eines Helden erworben.

Kosuba schnaufte ärgerlich, als er dieses im Rotationsdruck hergestellte Blättchen mit den lila verschwimmenden Buchstaben las. Er fragte Gratsch düster: »Was machen wir damit? Der hat ja einen Heiligen geschildert, und das Volk glaubt es auch, wenn es das hier liest. Gestern fand in der Textilfabrik sogar eine Trauerfeier für ihn statt. Und es wurde direkt gesagt, daß er sein Leben für die Arbeiterbewegung geopfert hätte. Ausgerechnet Gustylew! Pfui . . . Sollen wir es widerlegen? Ein Flugblatt mit einer Antwort drucken!«

»Bist du gestern auf dieser Trauerfeier gewesen?« fragte Baumann.

»Nun, ja, ich war da«, erwiderte Kosuba mit gesenktem Blick. Er witterte eine Falle.

»Hast du darauf hingewiesen, was Gustylew in Wirklichkeit war?«

»Natürlich nicht.«

»Wieso natürlich nicht?«

»Wie soll ich denn das? Dann hätte es so ausgesehen, als wollte ich die Schuld der Gendarmen vermindern. Sagt man die Wahrheit über Gustylew, daß er ein Feind der Arbeiterklasse war, dann werden die Leute erklären: 'Gott sei Dank, dann ist es ein Glück, daß er umgebracht wurde.' Das geht aber doch nicht.«

Baumann zuckte die Achseln. »Sehr richtig! Und du redest

noch von einem Flugblatt. Hast die Angelegenheit doch selbst richtig beurteilt!«

Kosubas Miene wurde düster. »Das ist schon richtig . . . Aber ärgerlich ist es! Ist doch ein Betrug. Und die Menschewiken haben ihre Vorteile dadurch.«

»Mit einem Betrug kommt man nicht weit. Ärgere dich nicht, laß Gustylew als Heiligen bei ihnen gelten. Unsere Druckerei brauchen wir für wichtigere Sachen.«

Es gab tatsächlich genügend Material zum Drucken. Der Krieg zog sich hin, und die Überlegenheit der Japaner war offensichtlich. In den Fabriken und Universitäten wurde es immer unruhiger. In den Dörfern verbreiteten sich die Vorbote von Unruhen, Gerüchte über eine Bodenreform, die Zuteilung von Grundbesitz an Bauern. Lenin wies in jedem Brief darauf hin, daß große Ereignisse bevorständen, und daß es nun besonders wichtig sei, die Parteiarbeit auf breiterer Basis zu entfalten. Sollte es im Augenblick der elementaren Erhebung der Massen nicht zu einer rücksichtslosen Vernichtung aller kommen, die die Arbeiterbewegung zu hemmen versuchten, und würde man nicht die Führung des Aufstandes der revolutionären Vorhut des Proletariats den Bolschewiken sichern, so konnte die ungeheure Kraft des kommenden Aufruhrs vergeudet sein. Natürlich nicht vergeblich – vergeblich war kein einziger von den Massen geführter Schlag, aber er bildete nicht den Erfolg, den die Revolution in der nächsten Etappe erwarten konnte.

Die Lage wurde durch die Haltung des Zentralkomitees noch komplizierter, da es nicht nur kategorisch eine Einigung mit den Menschewiken erstrebte, sondern sich ihnen unterwarf, ohne den Ernst der Lage zu verstehen. Vielleicht auch gerade deshalb, weil es die Situation richtig beurteilte, sie für äußerst kritisch hielt und eine Zersplitterung befürchtete.

Nadeshda Konstantinowna Krupskaja berichtete in einem, in Lenins Auftrag geschriebenen Brief Unerfreuliches: »Eine Partei gibt es nicht mehr, nur eine Literatengruppe im Anstand, die allen und jedem glaubt.«

Das entsprach der Wahrheit. Die Partei war hier, war illegal und organisierte die Revolution.

Um so richtiger und verpflichtender erschienen Lenins Anweisungen, den Kampf rücksichtslos fortzuführen.

An vielen Stellen wurden sie nicht befolgt.

Davon konnte man sich in jeder Sitzung des Nordbüros überzeugen, wenn die in Petersburg, Wilna, Nowgorod, Moskau und an der Wolga von Lenin eingesetzten Genossen zu einer Besprechung zusammenkamen. Beinahe überall herrschte der menschewistische Standpunkt. »Solche Komplikationen, wie sie eben vorhanden sind, entwirren sich mit der Zeit von selbst, das heißt durch die Weiterentwicklung der Bewegung.«

Diese Haltung bedeutete eine ernste Gefahr. Sogar in den Sitzungen des Nordbüros wurde oft die Ansicht vertreten, daß die wichtigste Ursache dieser »Reiberei« nicht in der Haltung der Menschewikenführer, sondern in der Nachgiebigkeit des russischen Menschen, seinem mangelnden Verständnis für die Wichtigkeit der Gesellschaftsarbeit zu suchen sei. Und da, wo dieses Verständnis vorhanden war, lag es an der Unfähigkeit, Disziplin zu halten.

So konnten sich die Menschewiken im Auslande immer größerer Erfolge erfreuen, und auch in Rußland war es ihnen an manchen Stellen gelungen, die Mehrheit in den Komitees zu erlangen und die »Iskra«-Anhänger zurückzudrängen. Das war sogar in Petersburg der Fall.

In der Junikonferenz erklärte Lengnik mit zusammengebißenen Zähnen:

»Wir graben uns selbst eine Grube, und jede neue Nummer der »Iskra«, jeder neue Monat, in der diese ausländische Pest erscheint, vertieft diese Grube.«

Erfrischend war der Zwischenfall in Moskau, der eine Trennung von den Menschewiken herbeigeführt hatte. Aber Gustylews Tod brachte den Menschewiken neue Erfolge. Ihr Nachruf »Zum Gedächtnis eines Märtyrers« war von der Sozialdemokrati-

schen Arbeiterpartei Rußlands gezeichnet. Anscheinend beabsichtigten sie, den Kampf fortzusetzen. Es sollte ein schwerer Kampf für die Bolschewiki werden, vor allem, weil sie über keine Mittel verfügten.

Alle Ausgaben wurden eingeschränkt. Die alte, große und zu teure Wohnung in der Krasnoselskaja wurde gekündigt und das Drucken vorübergehend eingestellt. Kosuba hatte die Setzmaschine in seinem Zimmer untergebracht. Gratsch und seine Frau waren in eine billige Villa im Petrowskipark, außerhalb der Stadt, umgesiedelt. Auch die Druckerei sollte hier eingerichtet werden, wenn nicht neue Mittel eine den Forderungen der Geheimhaltung und Technik entsprechende Unterbringung ermöglichten. Die Angestellten und Propagandaleiter der Partei erhielten weniger Gehalt, nur noch zehn Rubel monatlich, und die Reisespesen wurden ihnen nicht ersetzt, so daß Irina beinahe jeden Tag von der Maroseika, wo sie wohnte, zum Petrowskipark, und von den Butyrki in die hinter dem Moskaufluß liegenden Bezirke zu Fuß gehen mußte. Das Geld für die Straßenbahn fehlte, obwohl sie Stunden gab und dadurch etwas verdiente.

Es kam eine schwere Zeit.

Auch mit den Zusammenkünften war es schwieriger geworden. Sie trafen sich noch immer am Arbat beim Bakteriologen. Dort wurde es jedoch immer ungemütlicher. Die ehrlichen Augen des Doktors waren noch ebenso gütig, aber sie blickten erschrocken und beinahe schuldbewußt. Und wenn er die Gäste empfing und wieder hinausbegleitete, schien er verlegen. Lengnik hatte schon mehrmals darüber gesprochen, daß man den Ort der Zusammenkunft ändern müsse, da diese Sitzungen dem Bakteriologen anscheinend lästig seien. Aber es blieb nur bei der Absicht. Bis Lengnik eines Tages, als er das Sprechzimmer plötzlich verlassen mußte, auf die Frau des Arztes stieß, die anscheinend an der Tür gehorcht hatte. Im ersten Augenblick war sie verlegen und wich zurück. Er fragte sie, wie immer auf deutsch, wie spät es sei, worauf sie mit überraschender Schärfe erwiderte:

»Weshalb reden Sie deutsch? Ich habe eben Ihre Stimme

gehört. Sie sprechen ausgezeichnet russisch. Sie sind Russe. Wozu diese Komödie?»

An diesem Tage faßten sie endgültig den Entschluß, nie mehr unter Maria Pawlownas Dach zusammenzukommen. Aber anscheinend war es zu spät. Am nächsten Tage, als Baumann durch eine stille Straße zur Villa ging, stellte er fest, daß er beobachtet wurde.

12

Irina stürzte in Kosubas winziges Zimmer, als er, soeben aus der Fabrik zurückgekehrt, im Begriff war, Tee zu trinken. Njura wollte eine dritte Tasse hinstellen und forderte Irina auf: »Sie trinken doch mit?«

Aber Irina schüttelte bekümmert den Kopf. »Mit Gratsch steht es schlecht.«

Kosuba sprang auf. »Er ist doch nicht verhaftet worden?«

»Inzwischen wird es wohl so sein«, erwiderte Irina. Sie schaute durchs Fenster, hinter dem die Abendröte glühte, und empfand plötzlich ein beängstigendes Gefühl der Verlassenheit. »Allerdings packen sie ja meistens nachts zu. Aber jedenfalls wird er diese Nacht bestimmt verhaftet. Eine Menge Spitzel umlagern sein Haus. Es wird sogar von Polizisten bewacht. Ich bin durch den Gemüsegarten gegangen; da sitzen sie auch versteckt hinter den Bäumen. Ich weiß selbst nicht, wieso sie mich durchgelassen haben. Es war das reinste Spießbrutenlaufen!«

»Worauf wartet Gratsch denn noch?«

»Deshalb bin ich ja hier. In seinen Kleidern kommt er nicht durch. Nadja hat mich hergeschickt. Gebt mir etwas von euren Kleidern, eine Bluse oder Weste, irgend etwas. Ich bringe es schon hin. Vielleicht erkennt man ihn nicht, wenn er das Haus als Arbeiter verläßt.«

»Von meinen Sachen?« – Kosuba und Njura sahen sich an. »Ich weiß wirklich nicht . . . Was ich besitze, habe ich auf dem Leib . . .«

»Außerdem hat es keinen Zweck«, sagte Njura mißbilligend. »Kann Gratsch so etwas anziehen? Schau dir mal deine Hose an, eine geflickte Stelle neben der anderen. Andererseits . . .«

»Wir haben keine Zeit, lange zu überlegen«, unterbrach Irina sie. »In der Villa liegen außerdem noch 1500 Flugblätter an die Soldaten. Sie sind erst gestern aus der Petersburger Druckerei eingetroffen.«

Kosuba schrie vor Entsetzen auf. »Wird man sie denn nicht verbrennen?«

»Gratsch will es verhindern«, sagte Irina kopfschüttelnd. »Er meint, daß es vielleicht noch irgendwie klappt, daß man sie bei der Haussuchung vielleicht nicht findet. 1500 Blätter vernichten, nein, das läßt er nicht zu.«

»Und wenn man ausgerechnet die Flugblätter an die Soldaten findet? Dann blüht ihm was!«

»Das ist ihm gleich«, erwiderte Irina stolz. »Er hat sowieso viel auf dem Kerbholz . . . Aber er müßte jedenfalls zu fliehen versuchen . . . Kleider, Kleider, her damit! Wenn du keine hast, so könnte vielleicht irgendein Kamerad etwas leihen.«

»Als ob das so einfach wäre, einen Arbeiter zu finden, der zwei Paar Hosen besitzt. Sind wir etwa Minister, um solchen Luxus zu treiben?«

Er überlegte und langte nach der schäbigen Mütze, die auf dem Tisch lag. »Gehen wir.«

»Und die Kleider?«

Kosuba strich über seinen Rock. »Habe ich an. Dort verwandle ich mich in Gratsch.«

»In Gratsch?« rief Njura aus. »Du bist wohl wahnsinnig geworden, Alter! Sie sperren dich ja ein.«

»So einen wie mich sperren sie nicht ein«, erwiderte Kosuba, bemüht, übermütig und sorglos zu sprechen, und schritt zur Tür. »Ich habe schnelle Füße und entwische ihnen schon. Und wenn es mir nicht gelingen sollte – wer kann mir etwas beweisen?«

Er ergriff die Türklinke und blieb stehen. »Halt! Was machen

wir mit der Setzmaschine, wenn etwas schiefgehen sollte? . . . Sie ist doch wichtig . . . »

Alle sahen auf das schäbige Sofa an der Wand. Kosuba hob den Sitz. Die verrosteten Federn knackten laut.

Unter dem Sitz lagen ein Eisenrahmen, Leinensäckchen mit Typen, selbstgemachte Kartonkästchen, Winkelhaken und Walzen.

«Ja . . . morgen wollten wir damit gerade beginnen.»

«Laß das, jetzt kannst du doch nichts mehr tun», trieb Irina zur Eile. «Selbstverständlich ist das sehr wichtig, doch im schlimmsten Falle kaufen wir uns eine neue Setzmaschine. Aber Gratsch ist nicht zu ersetzen.»

Kosuba schloß die Augen. «Meine Njura auch nicht.»

Irina verstand ihn. «Njura muß sofort das Haus verlassen. Wird die Maschine beschlagnahmt, dann sollen wenigstens keine Menschen verhaftet werden. Ohne Menschen ist es nicht so schlimm. Aber jetzt rasch. Njura, hast du mich verstanden? Du mußt fortgehen.»

Aber Njura hatte die Hände unter der Brust gefaltet und stand trotzig da. «Was euch nicht noch einfallen wird? Wo soll ich denn jetzt nachts hin? Was soll hier passieren! Vielleicht kann ich sogar von Nutzen sein.»

«Richtig», erwiderte Kosuba und strich seiner Frau liebevoll über den Scheitel. «Sie soll die Setzmaschine bewachen, sie ist dafür verantwortlich. Hörst du, Alte?»

«Ja, ich werde sie bewachen», erwiderte Njura gleichmütig und preßte ihre Lippen noch fester zusammen.

«So . . . Du weißt doch, wie die chinesischen Mandarine das einfache Volk an den Galgen bringen?»

«Woher soll ich das wissen?» kicherte Njura und hielt die Hand vor den Mund.

«Rettest du die Setzmaschine nicht, so wirst du es erfahren! Dann trete ich als Mandarin auf», erwiderte Kosuba lächelnd.

«Kosuba!» rief Irina entrüstet aus. «Jede Minute ist wertvoll, und du stehst da und redest dummes Zeug!»

«Man muß alles mit Verstand machen, meine Liebe», erwiderte Kosuba sanft und zog einige Papiere aus der Tasche. «Beinah hätte ich sie in der Eile vergessen. Njura, das hebst du mir auf. Kein Fremder darf sie sehen, und du sorgst dafür, daß sie nicht vernichtet werden.»

Er reichte ihr die Papiere und küßte sie rasch und ungeschickt auf die Stirn. «Warte bis es dunkel ist», fuhr er ernst und sachlich fort. «Bin ich bis zur Nacht nicht zurückgekehrt, so schleppe alles zu Timofeewitsch. Du kennst ihn doch? Der Rahmen wird natürlich schwer sein, den mußt du stehenlassen. Das übrige bringe hin.»

Er strich ihr noch einmal übers Gesicht und folgte Irina.

Njura schloß die Tür ab und stand ein Weilchen sinnend da. Sie strich die Papiere, die sie immer noch in der Hand hielt, glatt, und wollte sie in den Ofen stecken, öffnete die Klappe, griff hinein und zog ihre rußbedeckte Hand heraus. Ihr Blick glitt durch das Zimmer. Dann nahm sie ein Kopfkissen, trennte es ein wenig auf und steckte die Papiere in die Federn. Lächelnd strich sie über das Kissen. Man merkte nichts. Sie legte es zurück und räumte das Geschirr und den Samowar fort. Dann stand sie wieder da und überlegte, ergriff ein Tintenfaß, nahm einen Bogen und begann langsam und sorgfältig zu schreiben.

Es wurde dunkel. Njura zündete die Lampe an und schrieb weiter. Langsam malte sie einen Buchstaben nach dem anderen. Es klopfte. Njura sah sich um, und ihr Blick wurde hart und entschlossen. Das Klopfen klang feindlich und drohend. Sie wartete einen Augenblick. Fäuste hämmerten gegen die Tür.

«Wer ist da?» rief Njura und übertönte mit ihrer hellen Stimme die Schläge. «Was ist denn das für ein Lärm?»

«Öffne! Bist wohl taub», erwiderte eine Baßstimme.

«Anscheinend bist du taub», erwiderte Njura. «Ich höre dich schon. Betrunkene brauche ich hier nicht. Ich rufe gleich den Hausknecht, er jagt euch Barfüßler zur Polizei.»

«Hier sind der Hausknecht und die Polizei», erwiderte eine Stimme, und eine andere lachte laut und devot. «Auf Befehl des Zaren öffnest du jetzt.»

»Mein Gott«, rief Njura schrill in gespielter Schreck und schob den Riegel beiseite.

Der Vertreter des Polizeivorstehers mit einer Mappe unter dem Arm, der Polizeirevieraufseher, zwei Schutzleute und der Hausknecht schritten über die Schwelle. »Wohnt Nikanor Porfirjew hier?«

Njura senkte den Blick. So frech sahen sie die Augen des Polizeivorstehers an. »Ja.«

Der dicke, glatzköpfige Polizeivorsteher nahm die Mütze ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Schlimm, wie ihr wohnt! Direkt unter dem Himmel. Da schwitzt man, eh man oben ist. Zu euch muß man mit einem Luftballon fliegen. Bist du Porfirjews Frau?«

Ein Schreck durchfuhr Njura. War sie unter dem Namen Porfirjew eingetragen? Sie hatten den Paß so oft gewechselt, daß sie es nicht mehr wußte. Auf alle Fälle schwieg sie, aber der Polizeivorsteher schien auch keine Antwort zu erwarten. Er schritt durch das Zimmer und stieß mit der lackierten Stiefelspitze gegen das Bett.

»Wo ist er?«

»Der Teufel weiß, wo er sich herumtreibt«, erwiderte Njura sorglos. »Er trinkt doch so furchtbar.«

»Trinkt?« Der Polizeivorsteher sah den Hausknecht, der mit einer bekümmerten Miene an der Wand lehnte, überrascht an. Der Hausknecht betrachtete Njura, dann den Fußboden, kratzte sich den Hinterkopf und krächzte heiser: »Es scheint, daß er trinkt . . ., es wird wohl so sein.«

»Du scheinst hier irgend jemand zu verwechseln«, sagte der Polizeivorsteher zweifelnd. »Politische trinken nicht. Ich habe es noch nie erlebt, daß ein Politischer betrunken gewesen ist. Trinkt er, so ist er kein Sozialdemokrat.«

»Nicht sozial? Natürlich ist er sozial«, mischte sich Njura ein. »Wenn er abends voll ist, dieser Satanspilz, dann ist er sozial, ja, ja, das ist das richtige Wort dafür.«

»Schweige, Dummkopf«, unterbrach sie der Polizeivorsteher,

»wenn du Ausdrücke höherer Bildung nicht begreifst . . .« Er atmete schwer. Njura betrachtete ihn mit gerührtem Gesicht und wies auf das Sofa.

»Setzen Sie sich doch, Herr Polizeivorsteher«, sagte sie voller Teilnahme und verbeugte sich. »Nein, wenn man Sie so ansieht, tun Sie einem leid. Das Wasser läuft ja in Bächen von Ihrer Stirn, wie von den Eiszapfen, wenn es taut.«

»Nun, nun«, sagte der Polizeivorsteher drohend, sah sich jedoch nach dem Sofa um. »Ja, ja, ich bin tatsächlich müde . . . Zwei Nächte habe ich nicht geschlafen, und alles wegen dieser Burschen . . .« Er öffnete die Mappe und holte einen Haufen schriftlicher Befehle heraus. »In einer Woche schafft man das nicht. Ja, es kann nichts schaden, wenn ich mich setze.«

Er fiel schwer auf das Sofa. Die Federn knackten unter seiner Last. Njura nahm langsam das Kissen vom Bett, welches schon von einem Polizisten durchsucht wurde, schlug es mit ihren kräftigen Händen locker und warf es auf das Sofa. »Legen Sie sich doch ein wenig hin, Herr Polizeivorsteher. Ihre Leute suchen ja inzwischen.«

Der Polizeivorsteher grinste. »Sie sorgen wirklich gut für mich. Sind wohl eine gute Hausfrau. Soll ich mich wirklich hinlegen?« Er streckte sich aus. Die Federn unter ihm bebten. »Schön weich.« Er öffnete den Rock. Der fette Körper floß auf dem Sofa auseinander. Der Polizeivorsteher schnaufte selig. »Das ist das Richtige!«

Nach einer Weile trat der Revieraufseher zu ihm und stand stramm. Der Polizeivorsteher blickte auf: »Was willst du?«

»Wir sind fertig, Euer Hochwohlgeboren.«

Der Polizeivorsteher schloß die Augen. Er hatte keine Lust aufzustehen. »Sucht weiter.«

Der Polizist zuckte die Achseln. »Es gibt nichts mehr, ich habe alles durchsucht. Das ist hier einfach, es sind kaum Sachen vorhanden, die Leute sind arm.«

Der Polizeivorsteher blähte den Bauch auf und schloß die Augen noch fester. »Ich sagte doch: Sucht weiter!«

Der Revieraufseher machte stramm kehrt. Die Schutzleute und der Hausknecht standen unbeweglich an der Tür. Auch der Revieraufseher gesellte sich ein Weilchen zu ihnen. Dann nahm er wieder stramme Haltung an und meldete: »Ich bin fertig, Euer Hochwohlgeboren.«

Der Polizeivorsteher kratzte sich den Bauch: »Such weiter«, sagte er mit geschlossenen Augen.

»Ich weiß wirklich nicht mehr, wo, Euer Hochwohlgeboren.«

Die Augen öffneten sich und funkelten zornig. »Hast du im Ofen nachgesehen?«

Der Ofen befand sich hinter dem Polizeivorsteher. Ein Polizist öffnete eilig und leise, um den Ruhenden nicht zu stören, die Ofentür und steckte die Hand hinein. Njura lächelte zufrieden. Der Schutzmann zog die rußgeschwärzte Hand heraus. Er schimpfte und trat nun an das Lager des Polizeivorstehers: »Der Ofen ist leer.«

»Irgendwo muß etwas sein«, sagte der Polizeivorsteher. »Hier liegt eine Anzeige vor.«

Der Revieraufseher machte eine verzweifelte Geste. »Wo denn? Wir haben doch alles bis auf die Spinnweben untersucht, sogar den Fußboden abgeklopft und haben nur dieses Schreiben gefunden.«

»Ein Schreiben?« fragte der Polizeivorsteher und riß die Augen auf. »Ich habe es doch gesagt. Her damit.«

Der Revieraufseher reichte ihm einen Bogen. Njura hielt verschämt die Hand vor das Gesicht und sagte: »Das ... habe ich geschrieben.«

»Du?« – Der Polizeivorsteher richtete sich ein wenig auf, stützte sich auf den Ellbogen und kicherte zufrieden. »Dann müssen wir ja dich mitnehmen. Lesen wir doch mal das Schreiben!«

Er hielt das Papier direkt vor die Nase. Die Lampe stand in einer anderen Ecke des Zimmers, und er hätte kaum etwas entziffern können, wenn die Buchstaben nicht so deutlich und

mit so großem Abstand voneinander geschrieben gewesen wären. Langsam buchstabierte der Polizeivorsteher:

»Für mein Seelenheil ... «

»Der Pfarrer sollte für das Seelenheil meiner Verwandten beten, damit sie sich nicht allzusehr in der Hölle quälen müssen«, unterbrach ihn Njura.

»Das verstehe ich auch ohne deine Erklärungen, ich bin getauft«, erwiderte der Polizeivorsteher mürrisch und setzte seine Lektüre fort.

»Für das Seelenheil der Knechte ... Weshalb steht hier nicht, Gottes? Wessen Knechte sollen das sein? Meistens schreibt man doch, Gottes' dazu.«

»Natürlich Gottes, wessen denn sonst? Deshalb habe ich das gar nicht erwähnt«, erwiderte Njura, sich überstürzend. »Gottes ist ein schweres Wort, ich wußte nicht, wie man es schreibt. Und wozu sollte ich es auch tun, wenn es selbstverständlich ist.«

»... der Knechte: Nikolai, Alexandra, Maria, Olga, Tatjana, Maria, Anastasia, Alexej.«*

Die Augen des Polizeivorstehers fielen beinah aus dem Kopf, als er weiter las: »Und all ihrer Verwandten ... «

Die noch heilgebliebenen Sofafedern ächzten. Der Polizeivorsteher hatte sich hingesetzt. »Was ist denn das? Du hast ja die ganze Zarenfamilie aufgezählt, als läge sie schon im Sarge.«

Neugierig drängten sich die Polizisten um ihren Vorgesetzten. Sogar der Hausknecht hatte sich genähert. Njura rang die Hände.

»Mein Gott, was fällt Ihnen denn ein! ... So eine Sünde, heilige Mutter Gottes! ... Welcher Kain würde sich so etwas ausdenken?«

»So etwas ausdenken?« donnerte der Polizeivorsteher und erhob sich ächzend. »Und das sollen deine Verwandten sein? Eine schöne Prinzessin! Verwandt mit dem Zaren! Da braucht man nicht lange zu grübeln, alles ist klar: Nikolai ist der Zar,

* Vornamen des Zaren, der Zarin, ihrer Kinder und der Mutter des Zaren.

Alexandra – die Zarin, Maria – seine Mutter, Olga und die übrigen – die Töchter und Alexej der Zarewitsch. . . Schämst du dich denn nicht? Kaum ist er geboren worden, und du betest schon für sein Seelenheil.»

Nun brüllte Njura ihn auch an: »Warum verleumdete Sie mich denn so? Für das Seelenheil . . . Wie kann man das, wenn jemand lebt?«

»Natürlich leben sie, das ist doch klar«, brüllte der Polizeivorsteher. »Wären sie tot, dann würdest du nicht für ihr Seelenheil beten. Du wolltest wohl ohne Zaren leben . . . Dafür kommt man ins Zuchthaus, das sage ich dir. Das ist ja dasselbe wie Zarenmord.«

Er hob drohend den Finger. Njura begann laut zu weinen. Mit tränenüberströmtem Gesicht stand sie da und heulte schrill und laut, daß es durch Mark und Bein ging. »Da laden Sie sich eine Sünde auf die Seele . . . Wenn ich aus Unwissenheit . . ., weil ich nicht richtig schreiben kann, etwas falsch geschrieben habe . . . U-u-u-h.«

»Hör um Gottes willen auf. Ich . . . ich habe das nur im Scherz gesagt.«

Der Polizeivorsteher reichte ihr das Papier: »Streich den ersten Satz aus und schreibe: „Für die Gesundheit . . .“«

Njura hörte auf zu weinen. Sie starrte mit weit aufgerissenen, tränenfeuchten Augen auf den Polizeivorsteher, die roten Lippen ein wenig geöffnet. »Mein Gott, das kann ich doch nicht schreiben. Für die Gesundheit? . . . Sie sind doch tot.«

Der Polizeivorsteher schlug sich auf das Knie. »Mein Gott, dieses Weib. Die bringt einen ja ins Irrenhaus.«

Er ergriff die auf dem Sofa liegende Mappe und fuhr in offiziellem Tone fort:

»Eigentlich müßte man ein Protokoll aufnehmen. Da wir aber nichts gefunden haben, erfreut euch noch in Gottes Namen der Freiheit. Wir werden noch Erkundigungen einziehen.«

Er verließ das Zimmer. Die Polizisten folgten ihm.

Njura schob den Riegel vor und wischte sich die Augen.

Und während sich die schweren Schritte auf der Treppe entfernten, sagte sie laut: »Die sollten Ratten und nicht Menschen fangen.«

Dann nahm sie den Kissenüberzug ab, warf ihn angeekelt in die Ecke und seufzte: »Mein Mandarin wird wieder den Paß wechseln müssen.«

Der Rittmeister der Gendarmerie saß an Gratschs Schreibtisch, streckte die Beine in der engen Reithose aus und schrieb mit großen Buchstaben eilig einen Bericht. Im Zimmer lag alles drunter und drüber, die Haussuchung war sehr gründlich gewesen. Man hatte sogar den Fußboden geöffnet. Durch die Ritzen der losen Bretter sah man das Reich der Ratten, den unteren, staubbedeckten Fußboden. Baumann und Nadja saßen absichts auf einem Sofa, aus dem Roßhaar hervorquoll. Gratsch hatte die Hände in die leeren Taschen gesteckt, und Nadja beobachtete müde und apathisch die Gendarmen, die die letzten Bretter ungeschickt herausrissen. Große Berge von Broschüren und Flugblättern lagen auf und unter dem Tisch. – Die Haussuchung war beendet.

»Während der Haussuchung in der Wohnung der erwähnten Nadescha Konstantinowa Kusmina«, schrieb der Rittmeister, »wurde eine große Menge sozialdemokratischer Literatur, Manuskripte, Proklamationsentwürfe, Artikel und Notizen, die anscheinend zur Veröffentlichung in revolutionären Blättern und Broschüren vorgesehen waren, gefunden. Beschlagnahmt wurden folgende Exemplare revolutionärer Literatur . . .«

Der Rittmeister wandte sich den Gendarmen zu. »Wie viele sind es?«

»Tausendfünfhundertsiebenundzwanzig Exemplare „An alle Reservisten“, hunderteinundsiebzig unbroschierte Exemplare „An die Arbeiter“ und siebenundvierzig Broschüren „Leon Goldmanns Rede“.«

»Goldmann? Was für ein Goldmann?« Der Rittmeister hatte sich Baumann zugewandt. Baumann lächelte.

»In Übereinstimmung mit den Anweisungen des Zweiten Kongresses erteilen die Sozialdemokraten keinerlei Auskunft, selbst dann nicht, wenn die betreffenden Persönlichkeiten der Geschichte angehören, wie es bei Goldmann der Fall ist.«

»Besten Dank für die Belehrung, erwiderte der Gendarm kühl. »Weiter, Warfolomeew.«

»Vierunddreißig Exemplare der Broschüre 'Geschichtsunterricht', zweiundzwanzig Rechenschaftsberichte des hiesigen sozialdemokratischen Komitees, fünf Exemplare der dreiundfünfzigsten 'Iskra'-Nummer, dreizehn Exemplare der vierundfünfzigsten Nummer derselben Zeitung und neun Exemplare der unbroschierten Mitteilungen über den Zweiten außerordentlichen Kongreß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands.«

Der Wachtmeister hob den Kopf und sagte mit besonderer Betonung: »Viele Ausgaben tragen den Stempel des Zentralkomitees der SDAPR, Herr Rittmeister.«

»In Ordnung, erwiderte der Rittmeister und nickte. »Also werden wir diesmal keine großen Scherereien haben. Ihr Schicksal ist besiegelt, Herr Baumann.«

Die Glastür der Veranda öffnete sich klirrend und ein Gendarm trat ein. »Die Wagen sind da.«

»Geschlossene!« erkundigte sich der Rittmeister.

»Zu Befehl, erwiderte der Gendarm verwundert. Wie sollte man denn einen Verhafteten anders fortbringen?

Der Offizier erhob sich und salutierte. »Gestatten Sie, Frau Kusmina...«

Dann wandte er sich einem der Unteroffiziere zu: »Du bringst ihn fort, Sacharow.«

»In die Tanganskaja?«

Der Rittmeister runzelte die Stirn. Das Gefängnis durfte nicht in Gegenwart des Verhafteten genannt werden. Was war nur in Sacharow gefahren? Er war doch ein alter, erfahrener Polizist und gab sich nun diese Blöße.

Baumann und Nadja erhoben sich. Mußten sie sich hier, in Gegenwart der Gendarmen, verabschieden? Sollten sie sich umarmen?

Nein! Außerdem war sie ja offiziell seine Wirtin, und er nur ein fremder Mieter.

Acht Paar feindliche Augen beobachteten sie.

In solchen Fällen pflegt man meistens zu denken: »Vielleicht ist es das letztemal! Vielleicht sehen wir uns nie wieder.«

Aber Baumann und Nadja dachten nicht so. Schweigend drückten sie sich die Hand, und dieser Händedruck glich einem Schwur, immer zueinander zu halten.

Wieder klirrten die Scheiben der Verandatür und die Sporen der Gendarmen. Der Rittmeister strich sich den Schnurrbart und beobachtete die beiden stämmigen Gendarmen mit dem roten Achselband, die rechts und links vor Baumann standen und den Eindruck erweckten, als wollten sie sich auf ihn stürzen.

»Handfesseln, befahl der Offizier dumpf.

Der Stahlverschluß klirrte. Baumann schüttelte die Kette... »Herr Offizier...«

»Entschuldigen Sie, unterbrach ihn der Rittmeister mit ausgesuchter Höflichkeit. »Ich weiß, daß es gegen das Gesetz ist, aber die Staatssicherheit hat eigene Gesetze, Herr Baumann. Sofort nach Ihrer Ankunft im Gefängnis werden die Fesseln abgenommen, aber für den Weg dorthin muß ich darauf bestehen. Wie oft sind Sie schon geflohen, Herr Baumann?«

Er gab ein Zeichen. Die Gendarmen schritten zur Tür. Baumann ging zwischen ihnen absichtlich langsam, als schleppe er sich mühsam dahin. In der Tür blieb er stehen, um die Befehle des Rittmeisters, der soeben seine schneeweißen, eleganten Handschuhe anzog, noch bis zum Schluß zu hören.

»Die Gendarmen auf der Straße verstecken sich hier in der Wohnung. Das Licht bleibt im Anbau und hier in diesem Zimmer brennen. Die Posten warten im Garten, in der Laube und im Gemüsegarten. Sie wachen dort paarweise und rühren sich nicht. Verpflegung schicke ich morgen früh, denn wir werden

mehrere Tage hierbleiben müssen. Wenn die Dienstboten erscheinen – sie stehen hier auf der Liste –, sind sie sofort zu verhaften und werden in die Verwaltung eingeliefert. Zieht man ihnen die Schürze aus, so wird sich wohl so manches finden lassen.»

14

An der Straßenkreuzung vor Baumanns Haus blieb Kosuba stehen und fragte Irina zornig: »Wo ist denn die Bewachung? Niemand ist auf der Straße zu sehen... Sind wir etwa zu spät gekommen?... Es sieht böse aus.«

Es war tatsächlich niemand auf der Straße. Irina und Kosuba schritten wie zwei Fremde hintereinander. Irina flüsterte eilig: »Als ich fortging, kam man hier kaum durch. Warte hier beim Kiosk, trinke eine Limonade... Ich will erst auskundschaften, was los ist.«

»Das hat doch keinen Zweck. Ich habe ja die Kleider an, die er haben soll. Soll ich mich etwa mitten auf der Straße ausziehen? Und du bringst sie dann hin? Geh du und trinke, und ich laufe schnell hinüber.«

»Höre doch endlich auf das, was ich dir sage«, erwiderte Irina wütend. »Wenn Gratsch verhaftet ist, bist du der einzige, der ihn vertreten kann. An meine Stelle können hundert treten; ich bin jeden Tag zu ersetzen.«

Sie entwand sich geschickt seiner Hand, die sie zurückzuhalten versuchte, und schritt am Kiosk vorbei in die Finsternis der einsamen Straße.

Sie ging einige Schritte unter den alten Bäumen und setzte sich dann auf eine Bank neben einen Mann, dessen Hemd mit ukrainischen Stickereien verziert war, und der mit seinen haarigen Händen melancholisch über die Saiten einer Gitarre strich. Er lächelte erfreut und überrascht, als er sie erblickte, seine weißen Zähne schimmerten in der Dunkelheit, und die Finger entlockten den Saiten sanfte, sehnsüchtige Töne. – Vier ge-

schlossene Wagen fuhren vorbei. So brachte man nur Verhaftete fort. Irina schaute ihnen voller Entsetzen nach.

Der Mann strich sich über den Schnurrbart und sagte etwas, aber sie hatte seine Worte nicht verstanden. Wie drohende Schatten glitten die Wagen vorüber, und Irina erhob sich.

»Entschuldigen Sie bitte, ich hatte mich schlecht gefühlt und deshalb auf die Bank gesetzt. Nun muß ich weitergehen.«

»Weshalb?« rief der Mann aus und sprang auf. »Darf ich Sie begleiten?«

»Nein«, erwiderte sie, die Schwäche überwindend, die sie tatsächlich einen Augenblick überwältigt hatte. »Mein... Mann erwartet mich.«

»Ihr Mann?« Er setzte sich wieder hin und wandte sich betrübt ab. Sie ging auf der entgegengesetzten Straßenseite weiter. Er ist verhaftet, bestimmt ist er verhaftet. Er saß in einem dieser vier Wagen, hämmerte es in ihrem Gehirn.

Die Fenster der Villa waren erleuchtet. Das Licht brannte im kleinen Anbau und unten in Gratschs Zimmer. Hinter der Fensterscheibe erblickte sie den hölzernen Nußknacker mit dem Säbel, der so furchtbar anzuschauen war und sich dunkel von dem hellen Hintergrund des Zimmers abhob.

Irina schloß die Augen und ging vorbei.

Der Nußknacker, das Zeichen der Gefahr, stand auf dem Fensterbrett, ein Signal dafür, daß die Wohnung nicht betreten werden durfte.

Sie hatten doch noch Zeit gehabt, ihn hinzustellen, die Armen, Lieben! Nun konnten die Gendarmen dort eine Woche lang hocken, keiner lief in die Falle, denn jeder, der Baumanns Adresse kannte, wußte, was der Nußknacker am Fenster bedeutete. Der Nußknacker, den Gratsch so liebte und von dem er erzählt hatte, daß dieser ihn bereits in Kiew bewacht habe, als er geflohen war, und daß ihn damals die Polizei nicht gefunden, obwohl er direkt unter ihrer Nase gehaust habe.

Irina ging die Straße hinunter und kehrte wieder um. Der Mann auf der Bank spielte ein schmalziges, sehnsüchtiges Lied,

und vor dem Kiosk stand Kosuba und würgte langsam den Kwaß* hinunter. Als er sie erblickte, zahlte er sofort und holte sie ein, nachdem sie zuerst unauffällig an ihm vorbeigegangen war. »Die Pharaos haben ihn vorbeigebracht, ich habe es gesehen«, flüsterte er ruhig und fest.

»Ich auch«, erwiderte Irina ebenfalls flüsternd. »Und auf dem Fensterbrett steht der Nußknacker. Also haben sie ihn verhaftet. Was machen wir nun ohne Gratsch?«

»Es wird schwer sein«, erwiderte Kosuba nachdenklich. »Sehr schwer. Aber wir müssen uns halten.«

15

Diesmal überschritt Baumann die Gefängnischwelle mit einem besonderen Gefühl. Es war ihm sehr schwer ums Herz. Er hätte früher nie geglaubt, daß es so dunkel um ihn werden könnte. Es war eine Finsternis, die ihn einzuhüllen und das Gefühl der Freude, das ihn stets beherrschte, zu verschlingen schien.

Weshalb?

Wahrscheinlich, weil ihm eine schwere Zeit bevorstand, weil es ihm furchtbar war, aus der Arbeit herausgerissen zu werden, die sein Lebenszweck war, und weil er den prahlerischen Reden im Büro entnommen hatte, daß die Polizei in der vorigen Nacht fünfzehn Lenin-Anhänger verhaftet hatte. Wenn es der Fall war – und es war bestimmt so –, dann würde die Arbeit wieder gehemmt und der Betätigung der Menschewiken ein weites Feld eröffnet werden. Sie brauchten nur noch einen Schritt zu tun und waren legal. Die Regierung würde sie dann nicht mehr verfolgen, denn sie verstand schon jetzt, daß man sie leicht gewinnen konnte und daß sie ihr bereits mehr Nutzen als Schaden brachten. Sie würden der Revolution in den Rücken fallen und, wie es schon so oft in der Geschichte gewesen war, ein neues System der Bourgeoisie aufbauen, zu dem

* SSuerliches Getränk aus Schwarzbrot und Malz.

ihnen die blutigen Opfer des Proletariats die Wege geebnet hatten. Und er konnte inzwischen hinter Gefängnisgittern verkommen.

Dieses Mal war es ein besonders strenges Gefängnis, nicht wie das in Kiew, Woronesh, Ufa oder in den Verbannungs-orten, die er im Laufe der Jahre kennengelernt hatte. Hier sah man sofort, daß dieses Gefängnis keine Flucht ermöglichte. Vielleicht bedrückte ihn auch diese Erkenntnis ganz besonders.

Aber nein. Nur weil er so traurig war, kamen ihm diese schwarzen Gedanken. Warum sollte man nicht auch aus diesem Steinsarg fliehen können?

Endlose Gänge, Gefängniswärter, klirrendes Eisen der Handfesseln... Wohin führte man ihn? In die »besondere Zelle? Er hatte diese Bezeichnung vernommen, als man ihn ins dicke Gefängnisbuch eintrug und das gemeine Lächeln des wachhabenden Gendarmerieoffiziers bemerkt, der sich mit den Gendarmen unterhielt, die ihn hergebracht hatten und denen er die Maßnahmen mitteilte, die er Baumann gegenüber zu ergreifen gedachte.

»Wir werden ihn schon zufriedenstellen, verlassen Sie sich darauf!« Der Wachhabende flüsterte noch lange mit dem Rittmeister. Seine dicken, unrasierten Wangen vibrierten über dem schmutzigen Kragen, und er lächelte selbstzufrieden.

»Das ist schon eine Zelle«, erwiderte der Rittmeister grinsend.

»Zufriedenstellen? Wer und wen? Bestimmt erwartete ihn irgendeine große Gemeinheit. Karzer? Nein, das wäre zu alltäglich. Sie hätten es auch nicht verheimlicht und nicht so gekichert. Es mußte etwas Schlimmeres sein.

Die Hosenträger wurden ihm bei der Leibesvisitation abgenommen. Baumann wunderte sich, in anderen Gefängnissen war es nicht der Fall gewesen. Auch die Taschentücher hatte man ihm früher gelassen.

»Weshalb?«

Ein schadenfrohes Lächeln glitt über das Gesicht des Wachhabenden. »Damit Sie sich nicht aufhängen.«

Wieder ein Gang! Der Gefängniswärter, der Baumann führte, übergab ihn einem anderen. Sie flüsterten, und Baumann bemerkte, wie der andere Gefängniswärter erstaunt die Stirn runzelte. »In Nummer dreiundvierzig?« fragte er überrascht.

Baumanns Begleiter nickte, und wieder huschte jenes schadenfrohe und gemeine Lächeln, das Baumann schon auf dem Gesicht des Wachhabenden erblickt hatte, über ihr Gesicht.

»So ist es? ... Ausgezeichnet!«

Der Wärter klirrte mit dem Schlüsselbund, suchte einen Schlüssel heraus und begab sich zu einer entfernten gelegenen Tür. Er schloß auf, und Baumann erblickte im schwachen Licht einer hoch an der Decke trübe schimmernden elektrischen Birne eine schmale, mit grauer Ölfarbe gestrichene Zelle, einen Asphaltfußboden, Tisch und Schemel und eine Pritsche, von der ihn aus einer Decke, die bis über das Gesicht gezogen war, zwei dunkle, glänzende Augen ansahen.

16

Baumann wich einen Schritt zurück. Aber der Wärter stellte ihm den Weg.

»Morgen bringe ich eine zweite Pritsche herein. Diese Nacht muß es so gehen.«

Baumann streckte die Arme aus und berührte beide Wände der Zelle. Sie war sehr eng, man konnte von einer Stelle aus alle vier Wände erreichen. »Eine zweite Pritsche? Hier kann man sich sowieso nicht bewegen.«

»Es wird schon gehen«, erwiderte der Gefängniswärter, ohne ihn anzusehen, und seine Finger glitten unruhig über den klirrenden Schlüsselbund. »Am Tage können wir sie wegräumen.«

»Und wenn ich am Tage liegen will?«

Der Aufseher schüttelte den Kopf. »Am Tage ist es nicht gestattet. Die Pritschen werden am Tage sowieso eingeschlossen.

Unsere Vorschriften werden streng eingehalten.« Er trat zurück, die Tür fiel hinter ihm zu, laut knarrte das Schloß. Der Mann, der auf der Pritsche lag, warf die Decke zurück, ließ die Beine in schmutziger, abgetragener Hose herunterhängen und setzte sich hin. Ein schwerer, furchtbarer Geruch verursachte Baumann Übelkeit.

Der Mann streckte eine riesige, behaarte Hand aus, deren Nägel Tierkrallen glichen, und stellte sich stolz vor:

»Blanchi.«

Baumann runzelte unwillkürlich die Stirn, als er den Namen des berühmten französischen Revolutionärs hörte. Er verurteilte die Gepflogenheit mancher illegaler Kämpfer, die sich als Parteimann die Familiennamen berühmter Personen zulegte, wie es vor allem Sozialrevolutionäre gern taten, und empfand es als Anmaßung und Prahlerei, die eines Revolutionärs unwürdig war, sowie als Beweis für die Unfähigkeit des Betreffenden, sich durch eigene Verdienste einen guten Namen zu erwerben.

In der Wahl des Namens kam der Charakter zum Ausdruck. Ein großer Revolutionär ist schlicht. Deshalb sucht er sich auch einen einfachen Namen aus, wie Wladimir Iljitsch zum Beispiel den Namen Lenin. Was konnte unauffälliger sein? Und doch kannte jetzt die ganze Welt diesen Namen.

Durch seinen Schmutz, den durchdringenden Geruch, den sein ungepflegter Körper und die Kleider ausströmten, und das zottige, ungekämmte Haar hatte der Mann sofort einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Nachdem er seinen Namen genannt hatte, war er Baumann noch unsympathischer geworden, aber Gratsch wollte den Genossen, der die Gefangenschaft mit ihm teilen sollte, nicht unnütz kränken und bemühte sich, seine Abneigung hinter einer Maske des Spottes zu verbergen.

»Da habe ich ja anscheinend Glück! Ich bin schon Marat, Napoleon, Jaurès, Brutus, Lassalle, Odysseus, Ajax und Alescha Popowitsch begegnet.«

»Blanchi« riß den ungeheuren Mund auf, der wie alles an diesem zottigen Greis durch seine Größe überraschte, und Baumann erblickte unter den mit tiefen Narben bedeckten Lippen einen zahnlosen Gaumen.

»Wer sind Sie denn?« fragte der Alte.

»Nach meinem Paß bin ich Sidorow«, erwiderte Baumann lächelnd. »Weshalb sind Sie verhaftet worden?«

Der Greis betrachtete Baumann skeptisch. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich Blanchi bin.«

»Wer sind Sie?« fragte Baumann sehr ernst. »Ich kenne Sie nicht.«

»Sie kennen mich nicht?« rief der alte Mann entrüstet aus. »Kennen den bekannten Kommunisten, den Führer der revolutionären Partei Frankreichs nicht? So haben mich meine großen Freunde Marx und Engels genannt. Und Sie kennen mich nicht? Dann muß ich Ihnen von mir berichten. Ich bin im Jahre 1805 geboren ...«

Anscheinend war es ein Verrückter.

»... dreimal wurde ich in den Pariser Straßenkämpfen im Jahre 1827 verwundet – man sieht noch immer meine Narben ...«

Er zog das Hemd aus, und Baumann fuhr zusammen. Der ganze Körper war gestreift. Zwischen Peitschennarben schimmerten drei weiße, grade Säbelnarben.

»... Im Jahre 1830 kämpfte ich im Juli auf den Barrikaden und rief im Jahre 1839 zum Aufstand auf. So ging es Jahr für Jahr von einer Verschwörung zur anderen, bis ich die Massen auf die unsterblichen Barrikaden der Kommune im Jahre 1848 führte.«

Der Alte hob den zottigen Kopf und betrachtete Baumann, der sich auf einem Schemel neben seiner Pritsche hingesezt hatte, aufmerksam. In seinen Augen glomm wieder der Irrsinn auf. »Warum starrst du mich so an? ... Glaubst mir wohl nicht?«

Der Greis erhob sich und stürzte plötzlich über Gratsch her, ihn mit seinen mächtigen Pranken umfassend. »Mörder! ... Man hat dich hergeschickt ..., aber nein, ich wehre mich.«

Baumann gelang es nur mit ungeheurer Mühe, den Griff von »Blanchi« Händen zu lockern, aber sitzend besaß er nicht die Kraft, den mächtigen Körper abzuschütteln, aufstehen konnte er jedoch nicht. Er glitt vom Schemel auf den Fußboden. Freudig, wie ein Kater schnurrend, näherte der Alte sein Gesicht mit dem aufgerissenen Mund dem Gratschs, der sich bemühte, seine Hände zu befreien. Das »Auge« an der Tür wurde aufgeklappt. Anscheinend schaute der Aufseher herein. Sicher würde er sofort herbeieilen.

Lautlos rangen sie miteinander. Man hörte nur die heftigen Atemzüge. Wieder klappte der »Augendeckel«. Der Aufseher war fortgegangen.

Auf einmal entspannten sich die Muskeln des Alten, und es gelang Baumann, sich seinen Händen zu entziehen. Er schob den plötzlich geschwächten Körper, der immer noch auf ihm lag, beiseite und erhob sich schwer atmend.

Der Verrückte warf den Kopf zurück und riß den Kragen auf. »Hier ist mein Hals ... Wo hast du das Messer? ... Mach endlich Schluß! Ihr seid ja an der Macht! Verflucht sei diese Macht!« Er verdrehte die Augen. Baumann berührte seine Schulter leise.

»Hör auf, Großvater! Nun ist es genug! Lege dich auf die Pritsche, und ich werde mich auf dem Fußboden ausstrecken. Aber keinen Unsinn mehr! Nun ist es Zeit, daß wir schlafen.«

Die Augenlider des Greises öffneten sich langsam. »Großvater!«

»Nun ja, was bist du denn sonst?« sagte Baumann und nickte ihm freundlich zu. »Steh jetzt auf.«

»Großvater!« wiederholte der Greis. »Du lügst! Wenn nicht, so gib mir einen Kuß.«

Baumann lachte. »Nein, das ist Unsinn! Erst mußt du dich waschen und rasieren, dann gebe ich dir auch einen Kuß. Aber nun schlaf.«

Er half dem Alten beim Aufstehen. Der Greis legte sich nieder und hielt Baumanns Hand fest.

Unheimliche Finsternis umgab Baumann, und die Zeit schien stillzustehen. Der Alte hatte sich beruhigt und schlief, aber Baumann saß noch immer neben der Pritsche, auf der sich der Körper des Alten, der seine Hand sogar im Schlaf nicht losließ, krümmte.

Der Alte? – Baumann betrachtete ihn und stellte fest, daß die Falten im Gesicht und das graue Haar in der zerzausten Mähne nicht vom Alter herrührten. Jung war die Stirnlinie, und der zahnlose, verstümmelte Mund war es auch. Er kam Baumann irgendwie bekannt vor. Baumann betrachtete ihn aufmerksam. Nein, er hatte diesen Mann nie gesehen.

«Blanchi» legte sich auf den Rücken und begann zu schnarchen. Der Fuß unter der Decke krümmte sich in einem Krampf. Wieder wurde der Schieber vor dem »Augen« zurückgeschoben. Baumann war es unangenehm, daß der Aufseher ihn am Bett des Alten, dessen Hand in der seinen ruhte, sehen konnte. Er zog seine Hand schroff zurück und erhob sich. Der Schieber klappte zurück. Baumann setzte sich wieder auf den Schemel. Ein lastendes Gefühl der Einsamkeit beschlich ihn. Erst gegen Morgen schlief er ein. Doch er schlief nicht lange. Um sieben Uhr wurde geweckt. Aber schon viel früher begann das Schrubben in den Gängen. Baumann wachte sofort davon auf. Sein Körper schmerzte, der Nacken war steif.

Er massierte ihn, machte lautlos seine Morgengymnastik und öffnete sein Bündel mit den erlaubten Toilettengegenständen, Tee und einem Handtuch. Er legte alles auf den Tisch . . . Die traurige Stimmung, die sich seiner am gestrigen Abend bemächtigt hatte, ergriff wieder Besitz von ihm.

Plötzlich ertönte durch das geöffnete Gitterfenster eine übermütige, kräftige Stimme: »Nieder mit der Tyrannei!»

Baumann fuhr zusammen und lauschte. Auf diese Stimme, die von weit her zu kommen schien, antwortete eine zweite, nähere: »Nieder mit der Tyrannei!»

Und ihr folgte eine dritte, vierte. Immer näher kam der Ruf.

Der Alte wachte auf. Er nickte, erhob sich, warf die Decke zur Seite, stellte einen Fuß auf den Fußboden, den anderen auf die Pritsche und schrie mit seiner heiseren Stimme durch das offene Fenster:

«Nieder mit der Tyrannei!»

«Die Insassen des Gefängnisses begrüßen sich», erklärte er Baumann und kratzte sich. »Das ist unser Morgengruß, und nachher kommt die Kontrolle, unsere eigene, die offizielle ist später. Gleich werden sie rufen. Passen Sie auf!»

Eine Stimme, anscheinend die erste, rief wieder in der Ferne: »Neulinge, ans Fenster!»

Baumann kletterte, vom Alten gestützt, zum Gitterfenster und hielt sich an ihm fest. Vor seinen Augen dehnte sich der Hof aus, umgeben von den anderen Gefängnisgebäuden. Ihm gegenüber lagen auch Häuser mit vergitterten Fenstern, an denen hier und dort Menschen zu sehen waren. Auch Frauen waren darunter. – War das nicht Nadja? Ja, bestimmt, das war sie . . . Sie hatte ihn erkannt . . . winkte . . .

Er streckte die Hand aus dem Fenster und winkte auch.

Eine zornige Stimme hinter ihm zwang ihn, sich umzusehen. Die Tür war offen, auf der Schwelle stand der Aufseher, ungekämmt und verschlafen, und schüttelte wutschnaubend das Schlüsselbund.

«Sie wollen wohl in den Karzer wandern? Ein intelligenter Mann und kennt nicht einmal die Instruktionen oder will sie nicht befolgen.»

«Halte deinen Mund, du Gaunere», schrie ihn »Blanchi« an. »Wie oft habe ich dir verboten, mein Zimmer zu betreten, ohne daß ich schelle.»

Er erhob sich und sah schreckenregend aus. Der Aufseher trat zurück und zischte vom Gang aus, während er die Tür verschloß: »Spielen Sie sich nur nicht allzusehr auf, Herr Schuiski!»

Schuiski?

Schuiski?

Baumann ließ das Gitter los und sprang herunter. Alles fiel ihm ein.

Lebhaft entsann er sich des Jahres 1898, der Peter-Pauls-Festung in Petersburg und des erfolglosen Revolutionärs und Dichters, Leutnant Schuiski.

18

Als Baumann im Jahre 1898 in der Peter-Pauls-Festung saß, befand sich ein Offizier, der Leutnant Schuiski, der wegen Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes im Heer verurteilt worden war, in der Nachbarzelle. Sie verständigten sich durch Klopfzeichen und unterhielten sich manchmal während der Spaziergänge, zu denen sie gleichzeitig herausgeführt wurden.

Baumann saß damals schon zwei Jahre. Man wußte bereits, daß er ohne ein Gerichtsurteil in die Verbannung geschickt werden sollte, deshalb wurde er weniger streng behandelt und durfte sich während der Spaziergänge unterhalten. Der Leutnant verstand nicht viel von Politik. Er war ein einfacher Romantiker, der einen revolutionären Geist in sich verspürte, ein übermütiger, verwegener Mann, der Abenteuer liebte, ein unter dem verarmten Adel häufiger Typ, der nur seinen Namen, sein Wappen und seinen Degen behalten hatte. Als Romantiker dichtete er auch – keine guten Gedichte übrigens –, las sie während der Spaziergänge vor, und die Wache hinderte ihn nicht daran.

Konnte das derselbe Schuiski sein?

Die Augen waren fremd. Sie erinnerten nicht im geringsten an die des Leutnants in der Peter-Pauls-Festung. Konnten sich Menschen, auch wenn sie geisteskrank waren, derartig verändern? Und weshalb erkannte der Kranke ihn, Baumann, nicht, der doch der alte geblieben war? Übrigens war »Blanchie« anscheinend gar nicht so verrückt. Im Augenblick erschien er sogar sehr normal und trank den von Baumann spendierten Tee manierlich und freundlich. Die Augen blickten weder trübe noch hatten sie den fieberhaften Glanz eines Irrsinnigen. Er führte Baumann eingehend

und vernünftig in die Geheimnisse des Gefängnislebens in der Tanganka ein und sagte ihm, wann es heißes Wasser gäbe, wann spazierengegangen und gegessen würde und inwiefern das Essen besser als in anderen Gefängnissen sei. Vor allem im Vergleich zu den französischen Kerkern. Die Buchweizengrütze gab es zum Beispiel jeden Tag mit Fett.

»Mit Fett«, schrie »Blanchie«, warf den Kopf zurück, und seine Augen waren wieder unheimlich und irr.

»Gibt man euch Bücher?«

»Nur die Bibel. Und Märchen auch, zum Beispiel die von Hauff. Kennen Sie das Märchen von der toten Hand und dem Kapitän, der mit einem Nagel durch die Stirn an den Mast geschlagen wurde? Ausgezeichnet!«

Seine Augen wurden trübe. Er rieb sich die Hände.

»Ich ziehe Gedichte vor«, sagte Baumann. Interessiert beobachtete er den Alten. Ja, die Linien des Mundes, der Stirn und des Kinns kamen ihm bekannt vor. »Ich liebe Gedichte«, wiederholte er.

Die Augen funkelten. Aber nur einen Augenblick, dann blickten sie wieder gleichgültig. Baumann überlegte. Die Gedichte des Leutnants waren schlecht gewesen, und schlechte Gedichte behält man nicht so leicht wie gute. Trotzdem fielen ihm ein paar Zeilen ein.

»Die Hoffnung trog nicht, und die Völker
vom Süden nach dem Norden gehn.
Gehorsam tragen Fluten Schiffe,
auf denen stolz die Fahnen wehn.«

Er machte eine Pause und wartete. Außerdem fiel ihm auch wirklich nichts mehr ein. Der Verrückte sah Baumann ohne mit der Wimper zu zucken in die Augen. Baumann schwieg, lächelte jedoch freundlich. Plötzlich lächelte auch der Verrückte mit dem verstümmelten, zahnlosen Mund.

»Es hinterließen Glaube, Liebe
und Freiheit ihre helle Spure,

flüsterte er und streckte die Hand aus. »Baumann?« sagte er ganz leise.

Baumann warf einen behutsamen Blick auf die Tür. Das »Auges war geschlossen. Sie drückten sich die Hand. Natürlich war es Schuiski, der Leutnant aus der Peter-Pauls-Festung. Seine Hände und Lippen zitterten, aber die Stimme war vollkommen normal, als er vor Aufregung stockend zu sprechen begann:

»Ich habe Sie eigentlich schon in dem Augenblick erkannt, als ich Sie festhielt. Aber man muß vorsichtig sein. Weiß Gott, wen sie hier hereinsetzten. Allerdings habe ich den letzten, den sie mir brachten, verstümmelt.«

Er lachte froh, der Blick wurde wieder trübe, und er glich aufs neue einem Verrückten.

»Ich hoffe, Sie scherzen«, sagte Baumann mit gerunzelter Stirn.

»Keine Spur«, erwiderte Schuiski lachend. »Ich habe dem Agenten das Nasenbein und die Hand gebrochen, was mich aufrichtig freut. Seitdem ich hier bin, setzen sie dauernd Agenten in meine Zelle, damit sie feststellen, ob ich wirklich verrückt bin oder mich nur so anstelle. Zuerst machte ich mich über diese Herren lustig, aber schließlich begann ich sie zu verdreschen, denn man mußte solchen Scherzen doch ein Ende bereiten. Nachdem ich den letzten Agenten derartig verstümmelt hatte, erklärte ich, daß ich den nächsten umbringen würde. Totschlagen würde ich ihn.«

Baumann fiel das schadenfrohe Lachen der Gefängnisaufseher ein. Sie dachten, daß dieser Mann ihn töten würde.

»Ich war verschlafen und hatte Sie nicht sofort erkannt. Außerdem waren Sie rasiert, damals trugen Sie einen Bart. Das verändert sehr. Und erst als ich Sie erwürgen wollte – das beabsichtigte ich tatsächlich, bestrafen konnte man mich als Verrückten nicht, übrigens habe ich auch schon einen Gefängnisaufseher umgebracht –, als ich Sie also erwürgen wollte, erkannte ich Sie.«

Er lachte unangenehm und laut.

»Ein ermordeter Aufseher genügt zum Verrücktwerden, nicht wahr? Aber wenn ich nicht verrückt wäre, hätten sie mich schon

längst aufgehängt. Und dazu verspüre ich gar keine Lust. Wir leben noch ein Weilchen, attendez! ... Aber, wie gesagt, ich griff nach Ihrem Hals und erblickte Ihre Augen ... Mein Gott! ... Das ist doch Baumann?! ... Sie haben Augen, die man sofort erkennt ... «

Baumann machte schreckliche Augen. »Am Ende bin ich inzwischen Agent geworden und verrate, daß Sie Simulant sind!«

Schuiski schüttelte den Kopf. »Das hätten Ihre Augen sofort verraten. Ein eigenartiges Ding, die menschlichen Augen! Ich glaube, daß man viel weniger reden wird, wenn der Sozialismus siegt und die Lumpen vernichtet! Das Wichtigste wird man von den Augen ablesen. Einmal in die Augen sehen – und man weiß alles. Von Gefühlen wird nicht mehr die Rede sein. Ist es nicht profan, zum Beispiel von der Liebe zu reden, wenn man Augen hat?«

»Sie haben etwas vergessen«, unterbrach ihn Baumann absichtlich, um zu prüfen, ob Schuiski tatsächlich krank sei.

»Und das wäre?« Schuiskis Augen wurden unruhig. »Was meinen Sie? ... Haben Sie übrigens bemerkt, daß der Aufseher hereinschaute, als wir miteinander rangen? Wären Sie Agent gewesen, so hätte er Ihnen geholfen. Aber er ging ... Da verstand ich alles. Ich ließ Sie sofort los.«

Ja, das stimmte.

»Außerdem war mir folgende Überlegung gekommen«, fuhr Schuiski fort und rieb sich die Stirn. »Zeigen Sie mich als Simulanten an, so kann die Untersuchungshaft dadurch nur verlängert werden, denn Professoren und medizinische Sachverständige haben bereits erklärt, daß ich Paranoiker, also unheilbar sei. Und Mediziner sind eigensinnig. Sie treten für ihre Wissenschaft ein. Und das mit Recht! Wer hätte denn Vertrauen zu ihnen, wenn jeder ungebildete Agent sie des Irrtums überführen könnte? Da bereits ein Protokoll der Sachverständigenkommission vorliegt, werden sie immer wieder beweisen, daß ich verrückt bin, ganz gleich, wie ich mich benehme.«

Schuiski hatte die Prüfung bestanden. Baumann fragte ihn

sachlich: »Nun erzählen Sie mir, wie es Ihnen nach der Peter-Pauls-Festung ergangen ist? Sind Sie verurteilt worden?«

»Ja, zur Zwangsarbeit«, erwiderte Schuiski und nickte.

»Wo?«

»In der Zentrale von Orlowsk.«

»Aber da kommen doch nur Kriminelle hin.«

»Das Gefängnis ist für Kriminelle bestimmt«, erwiderte Schuiski und nickte wieder bekräftigend. »Aber auf besonderen Befehl werden auch einzelne Politische dahin verschickt, die vernichtet werden sollen, denn die Orlowsker Zentrale ist ein langsamer Tod, auf einige Monate ausgedehnt, ein Bummelzug zum Tode sozusagen.«

Anscheinend gefiel ihm dieser Vergleich. Er schnalzte mit der Zunge. »Soll ich davon berichten?«

Baumann sah ihn prüfend an. »Lieber nicht. Wozu sich unnütz aufregen.«

»Unnütz?« fragte Schuiski lachend. »Vielleicht kommen gerade Sie dorthin . . . Die Kanaille ziehen es vor, Männer mit solchen Augen in den Tod zu schicken.«

»Also das Zentralgefängnis in Orlowsk«, sagte Schuiski und ging mit großen Schritten unruhig auf und ab. »Ich will von Anfang an erzählen. Sie kommen an – das müssen Sie aber richtig verstehen, man schleppt Sie von einer Etappe zur anderen –, und nun werden Sie von Zuchthäuslern, geschorenen Köpfen und mit gemeinen Liedern empfangen. Übrigens müssen Sie ja die Kriminellen kennen, also brauche ich sie nicht zu schildern. Zuerst landen Sie im Bad, man führt Sie nicht einmal vorher ins Büro. Im Vorzimmer sitzt der Direktor des Zentralgefängnisses an einem Tisch und schaut in die Liste, die vor ihm liegt. Sechzig Aufseher bilden Spalier zur Tür, die zum Bad führt. Die Angekommenen werden nach dem Alphabet aufgerufen, müssen Kleider, Wäsche und selbstverständlich auch die Lederstreifen ablegen,

die sich zum Schutze der Füße unterhalb der Fesseln befinden. Nackt – nur die Fesseln läßt man Ihnen – treten Sie zum Tisch. Der Gefängnisdirektor macht ein Zeichen in seine Liste und befiehlt: »Annehmen!«. Auf dieses Kommando hin versetzt Ihnen der Aufseher, der Sie abliefert, einen Faustschlag ins Gesicht, so daß Sie sich plötzlich inmitten des Aufseherspaliers befinden. Und nun beginnt das Spießrutenlaufen. Jeder Aufseher schlägt mit dem, was er in der Hand hat, ganz gleich, ob es ein Stock, eine Nagaika oder ein Schlüssel ist – die meisten bedienen sich jedoch der Faust –, auf Sie ein. Aber damals habe ich festgestellt, daß sie besondere Fäuste hatten. Ich gelangte nur bis zur Hälfte des Aufseherspaliers, dann brach ich zusammen und verlor das Bewußtsein. Im Bad kam ich zu mir. Ich lag auf dem Fußboden und wurde mit kaltem Wasser begossen. Gott sei Dank, nun ist die Prügelstrafe beendet, war mein erster Gedanke, und ich öffnete die Augen. Jemand beugte sich über mich. Er ist bei Bewußtsein. Und er schlug mit einem Eimer auf meine Zähne ein. Ich wurde wieder ohnmächtig. Als ich zu mir kam, fühlte ich, wie sie mich wieder mit kaltem Wasser begossen. Diesmal öffnete ich die Augen nicht, damit sie mich nicht wieder schlugen. Aber anscheinend hatte ich mit der Wimper gezuckt, denn plötzlich stieß ein schwerer, eisenbeschlagener Stiefel nach mir und versetzte mir einen Tritt in den Bauch. »Du stellst dich ja bloß an, du Lump!«, brüllte eine heisere Stimme.«

Schuiski schloß die Augen und setzte sich auf die Pritsche, die noch nicht gemacht war, obwohl der Aufseher die Einhaltung der Gefängnisvorschriften so gelobt hatte. Baumann streckte die Hand aus und legte sie behutsam auf Schuiskis Schulter. »Erzählen Sie nicht weiter. Sie regen sich nur auf . . . Es ist vorbei . . . und nun hat es keinen Zweck, darüber zu sprechen.«

»Nein, ich will darüber reden«, rief Schuiski trotzig aus. »Darüber muß gesprochen werden; schreien müßte man das in alle Welt hinaus! Ich bin doch nicht der einzige, dem es so ergangen ist: Eintausendfünfhundert Häftlinge befinden sich stets in diesem Gefängnis, und Tausende sind dort gestorben. Die schreck-

lichsten Erdichtungen können die Foltern ihres Todesweges nicht beschreiben. Ich habe vor kurzem das Märchen von Hauff erwähnt. Lächerlich, dieser Nagel durch den Kopf! Das ist ja gar nichts gegen die zaristischen Zuchthäuser und Gefängnisse! Darüber muß man schreien, damit alle es erfahren und nie vergessen, wie die zaristischen Gefängnisse sind: Man führt einen jungen, gesunden, kräftigen Mann ins Bad, und er verläßt es als Krüppel, schwach und elend, speit Blut und kann sich nicht mehr grade halten. Und ein Jahr später ist er ein Skelett, ein Schatten, ein Gespenst! Er muß sich an der Wand festhalten, wenn er geht. Ich habe früher vor der Verhaftung Hufeisen auseinandergebogen, und nun . . . Sie sehen ja . . . »

Er öffnete das Hemd. Baumann erblickte wieder die eingefallene, mit grauem Haar bedeckte, durch zahlreiche Narben gezeichnete Brust.

»Damals haben sie mir zwei Rippen gebrochen«, fuhr Schuiski mit ruhiger Stimme fort. »Aber das war nur der Anfang. Denn die Eigenart des Zentralgefängnisses in Orłowsk besteht darin, daß man dort täglich geschlagen wird und sich diesen Schlägen durch nichts entziehen kann, man mag sich noch so gut benehmen.«

Schuiskis Hand glitt herunter und strich über den Bauch. Sein Finger berührte den Hosenkнопf. Er bückte sich und betrachtete ihn aufmerksam. »Zum Beispiel dieser Knopf. Im Zentralgefängnis gab es täglich eine genaue Kontrolle. Man mußte sich vollständig ausziehen . . . Ja, wovon sprach ich eben? . . . Richtig, vom Knopf! Der Gefängnisdirektor betrachtete die Hose und . . . »

Schuiski stellte die Beine auseinander, senkte den Kopf wie ein Stier und fuhr mit heiserer Stimme fort: »Weshalb sind zwei Ösen und ein Knopf an dieser Hose? So eine Unordnung! Da fiel schon der erste Schlag, das Signal für die Aufseher, die Hiebe fortzusetzen. Am nächsten Tage nähte man den zweiten Knopf an, denn es stimmte schon, daß da zwei Ösen an der Hose waren.

Wieder Kontrolle. »Weshalb sind hier zwei Knöpfe? So ein Luxus! Einer reicht wohl nicht? Vergeudung von Staatsgut! Und wieder schlugen die Aufseher auf einen ein.

Darin bestand dort das Leben. In den Zellen wurde geschlagen, in den Korridoren wurde geschlagen und auf der Treppe ebenfalls. Auf der Treppe ging es besonders gut . . . Der Häftling fiel beim ersten Schlag die Treppe hinunter, aber ehe er mit dem Kopf gegen eine Stufe stieß, wurde er von der Faust des anderen Aufsehers aufgefangen und der nächsten, bereitgehaltenen Faust mit einem Schlag zugeschleudert. So ging es immer weiter, bis man unten war. Erst dort fiel man hin.«

Sie schwiegen. Schuiski schüttelte nachdenklich den Kopf. »Furchtbar, wie zäh der Mensch ist! Eine Katze ist nichts dagegen! Würde man eine Katze in das Zentralgefängnis von Orłowsk sperren, so wäre sie in zwei Stunden tot. Aber die Menschen leben dort jahrelang, und ohne ärztliche Hilfe noch dazu.«

»Wieso? Tausendfünfhundert Mann und nicht einmal ein Arzt?«

»Einen Arzt gibt es schon«, erwiderte Schuiski lachend. »Rychlinski, es lohnt sich, seinen Namen zu behalten. Schindluder treiben sie mit einem nur im Lazarett! Ich bin einmal dagewesen, einmal in zwei Jahren! Kaum hatte ich die Tür geöffnet, da brüllte mir der Arzt zu: ‚Halt! Vagabund.‘ – So werden dort die Gefangenen genannt. Das Wort ‚Häftling‘ ist zu gut für das Zentralgefängnis. – ‚Halt! Nicht näher als fünf Schritte herangehen! Berichte, was dir fehlt.‘

»Entschuldigen Sie, Herr Doktor«, erwiderte ich aus Dummheit. »Wie können Sie mich denn auf diese Entfernung untersuchen?«

»Wie? Feldscher, zeige ihm mal, wie man Vagabunden behandelt!«

Und der Feldscher schlug mir ins Gesicht.«

Schuiski schloß wieder die Augen. »Der erste Monat war besonders schwer. Er gilt dort als Probemonat, ob der Häftling ‚einer Besserung zugänglich sei‘, so nennt man es dort offiziell. In diesem Monat wird man für alles geschlagen. »Weshalb siehst du so traurig aus? Du mußt lustig sein! Und die Schläge hagelten auf einen herab. – Oder: ‚Warum starrst du die Decke an!«

Antwortete man nun ehrerbietig – anders ging es nicht, weil man sich doch den Schlägen entziehen wollte: „Ich schaue, ob nicht ein Spinnewebe zu sehen ist“, so prügelten sie einen wieder und sagten: „Hast wohl die Zelle schlecht aufgeräumt, wenn du glaubst, daß es hier Spinnewebe geben könnte.“ Oder es kam noch besser. „Weshalb klingt seine Stimme so widerlich?“ erkundigte sich der Gefängnisdirektor beim Aufseher. „Gräßlich klingt sie.“ – „Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren.“ – „Verhau ihn mal. Vielleicht wird sie dadurch besser.“

Schuiski schwieg, dann fügte er hinzu: „Die Probezeit konnte verlängert werden. Ich weiß nicht, wie lange Sie bei Ihnen dauern wird, bei mir waren es acht Monate. Mit den Kriminellen gehen sie natürlich glimpflicher um. Ich wurde acht Monate so behandelt, bis ich zu Kreuze kroch. Im wahrsten Sinne des Wortes.“

„Wieso?“ fragte Baumann. „Was ist denn das nun wieder?“

„Das Kreuz, das man auf der Brust trägt. Dort darf man nicht ohne Kreuz sein, ganz gleich, ob man Jude, Mohammedaner oder Heide ist, das Kreuz, das den Griechisch-Katholischen bei der Taufe gegeben wird, muß getragen werden. Jeden Abend, wenn der Aufseher die Gitter kontrollierte, ob sie nicht angesägt seien, erkundigte er sich bei den „Kreuzlosen“: „Dein Kreuz?“ – „Nein.“ – Dann nahm er einen Anlauf und schlug mit dem Hammer, mit dem er die Gitter abgeklopft hatte, auf die Brust. „Da muß es sein. Vergiß es nicht.“ – Acht Monate habe ich gelitten. Dann habe ich das Kreuz umgehängt, damit man mich wenigstens nicht mit dem Hammer auf die Brust schlug.“

20

Dieses Mal schwiegen sie lange. Baumann dachte schon, daß Schuiski gar nicht mehr erzählen wollte, aber jener fuhr fort:

„Nachdem die Probemonate vorbei waren, mußte ich in die Baumwollabteilung. Sie wundern sich? Ja, auch das gab es dort; eine Baumwollspinnerei unter der Leitung des Lieferanten Graewski . . . Sie haben den Namen noch nicht gehört? . . . Eigent-

326

lich müßten Sie ihn kennen.“ – Schuiski lächelte böse. – „Wenn Sie nach Orlowsk kommen, werden Sie an seinen Maschinen arbeiten, er hat mit dem Gefängnis einen langfristigen Vertrag abgeschlossen, einen Schuppen ohne Fenster gebaut, in dem sich die Maschinen zum Kämmen, Krempeln und Pressen befinden . . . Haben Sie so etwas schon einmal gesehen? Nein? Keine Angst, Sie werden es schon kennenlernen. Alle müssen das durchmachen. Die Maschinen sind schwer und alt, für Vagabunden werden doch keine neuen angeschafft. Sie werden weder durch Dampf noch Elektrizität in Gang gesetzt. Es gibt dort doch Sträflinge, deren Arbeitskraft nichts kostet.“

So drehten wir die Hebel von sechs Uhr morgens bis acht Uhr abends und mußten täglich dreizehn Pud Baumwollfasern spinnen. Schafften wir es nicht, so wurden wir geschlagen. Da gab es wieder besondere Schläge . . . Soll ich sie beschreiben? Nein? Sie haben recht, es ist langweilig. Außerdem erinnere ich mich nicht mehr genau daran. Man entsinnt sich meistens nur des dreißigsten Stoeckhiebes oder des fünfundzwanzigsten, und dann wird man ohnmächtig. Die tägliche Ration betrug aber neunundneunzig Hiebe. Weshalb sowenig und nicht hundert? Wenigstens eine runde Zahl. Weil ein Gefängnisdirektor den Vorschriften zufolge nicht mehr wie neunundneunzig Hiebe erteilen lassen darf, ab hundert muß er die Erlaubnis des Ministeriums einholen. Lohnt es sich wegen des einen Hiebes, eine langwierige Korrespondenz zu führen?

Ich glaube, ich erwähnte schon, daß uns nichts gezahlt wurde. Das ist nicht wahr, ich habe das Zentralgefängnis verleumdete. Wir erhielten zehn Kopeken monatlich. Also konnten wir in fünfundzwanzig Jahren an die dreißig Rubel verdienen. Übrigens war es recht schwer, sich diesen Verdienst zu erwerben, weil die Prügelstrafen das Arbeitstempo verminderten. Aber selbst der erfahrenste Häftling entging den Strafen nicht, denn in Orlowsk gab es mehr Vorschriften als Regeln in der Mathematik; und es wurde mehr gute Haltung als in einem Garderegiment verlangt. Eine Viertelstunde vor der Kontrolle mußte man vor dem „Auge“

327

strammstehen und durfte sich nicht bewegen. Gott behüte einen davor, sich zu rühren! Man mußte in guter Haltung erstarren, weil man nicht wußte, wann der Gefängnisdirektor lautlos in weichen Filztiefeln heranschleichen würde. Die Mütze mußte man genau fünfzehn Schritte vor dem Aufseher lüften, nicht weniger und nicht mehr. Rechnen Sie das mal aus! Vor allem kam es darauf an, wie groß die Schritte des Aufsehers waren, wenn er die Entfernung prüfte . . .

Aber ich habe mich wieder ablenken lassen. Es ist schwer, es nicht zu tun, denn ich müßte berichten, wie wir auf veralteten Maschinen die Baumwolle kämten, aber davon ein anderes Mal. Ich bin müde . . . Wir waren also sechzig Mann in der Baumwollabteilung, die dem Aufseher Wetrow unterstand. Im Zentralgefängnis waren alle Tiere, aber Wetrow war der Schlimmste, tierischer konnte man nicht sein. Er ging immer mit einer Peitsche, in die Knoten eingebunden waren, herum. Schlag er zu, so floß auch Blut. Aber Wetrow verstand sie außerdem so zu handhaben, daß man die Schmerzen, die sie verursachte, gar nicht schildern kann. Sie werden verstehen, was das für ein Mann war, wenn ich Ihnen berichte, daß wir ihn bis zur Stunde ertrugen, da man uns mitteilte, daß er in eine andere Abteilung versetzt und am nächsten Tage zum letztenmal zu uns kommen würde. Als wir das erfuhren, riefen alle sechzig Mann aus: „Er geht! Er? Den können wir doch nicht gehenlassen!“ Sie verstehen?“

„Ja“, erwiderte Baumann dumpf. „Sie haben ihn getötet.“

„Das haben wir. Natürlich!“ rief Schuiski erfreut aus und glich wieder einem Irren mit so gefährlichem Blick, daß das „Augen“, welches sich eben geöffnet hatte, schleunigst zugeschlagen wurde. „Er kam in den Schuppen, um sich zum letztenmal zu amüsieren. Ja, so sagte er selbst, „um sich zu amüsieren“. Aber ehe er den ersten Mann, zu dem er trat, schlagen konnte . . .“

„Das waren Sie?“

„. . . schlug ihn dieser Häftling mit dem ersten besten, was ihm in die Hand kam, auf den Kopf. Wir hatten uns nämlich nicht

vorbereitet. Sechzig Mann können sich nicht vorbereiten. Und einen dazu aussuchen? . . . Es wäre auch falsch gewesen, denn alle sechzig wollten ihn töten. Und wenn ich ihn allein getötet hätte, so wäre das ein Mord, ein Verbrechen und kein Gericht gewesen.“

Wir bereiteten uns nicht vor, denn unser Schicksal war dasselbe. Ich war ein Politischer, sie Kriminelle, aber unser Los war das gleiche. Es war Zufall, daß er zu diesem Betreffenden ging, und Zufall war es auch, daß dieser Mann ein Beil erwischen konnte. Ein Schlag mit dem Beil bedeutete, daß Wetrow sofort tot war, und die anderen neunundfünfzig Richter hätten nichts zu tun gehabt, wenn nicht noch zwei Aufseher Wetrow begleitet hätten. Diese waren so bestürzt, als sie den kleinen, runden Wetrow, dessen Bauch und Kopf Melonen glichen, stürzen sahen, wobei die oberste Melone auseinandergespalten wurde, daß sie wie erstarrt dastanden und nicht wußten, wer den Schlag geführt hatte. Dann stürzten sie auf die Häftlinge, denn es war ja dasselbe Lumpengesindel. Aber ein Häftling hatte schon den Revolver aus Wetrows Tasche gezogen und schoß den zweiten Aufseher in den Hals, so daß er zusammenbrach, und dem dritten hackten sie die Hände mit dem Beil ab, aber es gelang ihnen nicht, ihn zu umkreisen, er lief hinaus und schrie . . . Und nun geschah etwas, was ich bis auf den heutigen Tag nicht verstehen kann. Als wir diesen Schrei vernahmen, stoben wir alle auseinander und versteckten uns hinter den Säcken und Baumwollkörben . . . Nur drei Mann blieben stehen. Sie ergriffen die Revolver der drei Aufseher und standen aufrecht da. Deshalb wurden sie sofort getötet, als die Soldaten in den Schuppen eindringen. Auch zwei andere, die sich schlecht versteckt hatten, wurden erschossen.“

„Und diejenigen, die sich versteckten?“

„Wir wurden nicht gesucht, wahrscheinlich fürchteten sie uns ebenso wie wir sie. Die Soldaten standen alle mit Gewehren in der Hand und riefen uns zu, daß wir einzeln herauskommen sollten. Sie schrien lange, denn jeder von uns dachte: „Weshalb soll ich als erster gehen? Dem ersten wird es am schlechtesten ergehen,

noch schlimmer als den drei Toten.' Und erst als wir den Schrei des Häftlings, der sich doch als erster hervorgewagt hatte, vernahmen – 'A-a-ah' – ich vergesse diesen Schrei nie, er klingt mir noch immer in den Ohren, erst dann krochen wir hervor. Ich sage absichtlich 'krochen', denn wir krochen wie die Hunde. Abscheulich, nicht? Aber es war so. Kein einziger stand auf und erhob den Kopf, alle krochen.'

«Genug», sagte Baumann und erhob sich. «Sie sind ganz aufgeregt. Das ist schädlich für Sie.»

«Unsinn», unterbrach ihn Schuiski. «Das Schlimmste ist erzählt. Als ich zu mir kam, lag ich im Krankenhaus. Dann wurde ich peinlich verhört. Im Mittelalter gab es diesen Ausdruck. Bei dieser Gelegenheit verlor ich meine letzten Zähne. Schließlich kam mir ein rettender Gedanke. Ich bat, dem Staatsanwalt vorgeführt zu werden, um ihm ein Staatsgeheimnis mitzuteilen. Er kam zu mir, und ich enthüllte ihm, daß ich Blanche sei. Er brach mir das Nasenbein, denn er hielt es für Verhöhnung. Ich wurde ausgepeitscht, aber da ich mir ein Ziel gesetzt hatte, konnte mich nichts davon abbringen. Ich bestand darauf, Blanche zu sein. Schließlich nahmen sie die Medizin zu Hilfe. Die Ärzte sind schwer zu überzeugen. Ihr Verhör war ein Kinderspiel im Vergleich zu denen im Gefängnis. Sie sperrten mich mit Tobsüchtigen ein, deren Benehmen ich beobachten und nachahmen konnte. Ich verfolgte mit ihnen die Aufseher, ließ mich nicht waschen und rasieren und schien ihre Nadelstiche nicht zu spüren . . . Diese Idioten! Nach Wetrows Behandlung kamen mir diese Stiche wie eine Liebkosung vor. Schließlich wurde der Bericht an das Kreisgericht gesandt, ich für verrückt erklärt und in die Tanganka übergeführt, wo ich noch sitze. Gegen Orlowski ist das ein Paradies, obwohl sie – wie ich Ihnen schon berichtete – Agenten zu mir einsperren.»

Er wandte sich der Tür zu, in deren Schloß ein Schlüssel knarrte, und sein Gesicht nahm wieder den abnormen hochmütigen Ausdruck an. Der Aufseher blieb auf der Türschwelle stehen und Schuiski brüllte ihn zornig an:

«Sie kommen wieder, ohne daß ich geklingelt habe. Wenn sich das noch einmal wiederholt, bleibe ich keinen Augenblick länger in Ihrem garstigen Hotel.»

Der Aufseher betrachtete ihn ängstlich und wandte sich dann Baumann zu: «Bitte kommen Sie, und nehmen Sie Ihre Sachen mit.»

Die Sachen? Also nicht zum Verhör? – Sie stiegen tatsächlich nur eine Treppe höher.

Eine neue Zelle, und diesmal Einzelhaft.

An W. I. Lenin und N. K. Krupskaja

den 4. September 1904.

«Kol schreibt aus dem Gefängnis: Meine lieben Freunde, nach vielen Irrfahrten haben wir uns hier in der Tanganka zusammengefunden. Nachdem wir Fühlung miteinander genommen haben, haben wir beschlossen, den Kampf fortzusetzen und gegen die Menschewiki und Kriecher vorzugehen. Kol, Ruben, Poletaew, Salomon Tschernomordik und Absolut werden daran teilnehmen. Wir haben von dem berühmten 'Manifest' des Zentralkomitees und einiges über seine Beratungen mit den Menschewiki gehört, die damit endeten, daß die Zusammenarbeit mit denselben beschlossen wurde. Nun sind unsere Hände endlich nicht mehr gebunden und die Gemeinheit des Zentralkomitees wird allen klar werden . . . Wir sind überzeugt, daß jetzt in ganz Rußland eine Bewegung gegen unsere falschen zentralen Organisationen einsetzen wird. Man muß nur den Anfang machen. Und dazu sind wir bereit, denn wir können das nicht mehr länger dulden; die Wahrheit muß gesagt werden! Wir sind überzeugt, daß alle gewissenhaften Elemente, die die Ehre der Partei schätzen, sich begeistert anschließen werden, wenn wir die Politik dieser ausländischen Kloake entlarvt haben, der

die Vergiftung der Atmosphäre durch die faule Eigenbrötlei und das Bestreben, Parteikonflikte 'häuslich' bei einer Tasse Tee oder einem Glas Bier beizulegen, gelungen ist . . . Wir wollen uns zuerst an die Komitees mit der Aufforderung wenden, unter unserem Banner zu kämpfen, wobei wir uns bemühen werden, ihnen die Lage der Partei zu erklären. Dieser Aufruf wird in einigen Tagen fertig sein. Außerdem wollen wir eine Charakteristik der Menschewikitätigkeit, der verräterischen Gemeinheit Plechanows und der Schwäche unseres Zentralkomitees veröffentlichen und darauf hinweisen, daß dieses Komitee durch seine Untätigkeit zum Untergang bestimmt ist und sich durch sein Benehmen in den letzten Monaten selbst sein Urteil gefällt hat. Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, diese Gedanken irgendwie zum Ausdruck zu bringen und sie in Rußland zu verbreiten.»

Einen Augenblick stockte die Feder. Würde es ihnen gelingen? Die Verbindungen wurden von Tag zu Tag stärker und breiteten sich aus. Sie bestanden zwischen den Häftlingen der Einzelhaft und den freien Genossen. Aber die technischen Angelegenheiten . . . Mit den Flugblättern, die Baumann auf Kosubas Bitte in der vorigen Woche geschrieben hatte, war auch eine Verzögerung eingetreten. Mit der Druckerei klappte es noch immer nicht, weil es an Geld und Menschen sowie an einem geeigneten Raum fehlte.

«Wir müssen jedoch unterstützt werden. August soll wieder herkommen, um die Reisen zu unternehmen. Wenn es möglich ist, schickt noch jemand. Ihr wißt ja, wie viele von uns Mißerfolge hatten . . .

Unserer Ansicht nach müßte der Alte unbedingt literarische Gruppen für systematische Angriffe gegen die sterbende 'Iskra' organisieren. Ohne dem können wir hier nichts tun. Jetzt, wo die Grundsätze von anderen hinweggefegt wurden, wäre es komisch, wenn wir noch weiter zögern würden, ein neues Organ zu schaffen . . . Nun ist der Augenblick eingetreten, da nur unbedingte Entschlossenheit und

zügellooses Vordringen unsere Sache retten können, sonst ist alles für lange Zeit verloren. Wir müssen die Gärung in Rußland ausnutzen, denn in einem Jahr wird alles wieder versumpfen und Mütterchen Rußland aus seinem Schlaf nicht aufzurütteln sein.»

Wieder stockte die Feder. Ein Lächeln zuckte um die Lippen des Schreibenden. Würde der Alte diese Worte verstehen? Vom Versumpfen konnte in Rußland nicht mehr die Rede sein, er hatte nur so geschrieben, um die Leute hochzubringen. In den Putilow-Werken und in den Sormow-Fabriken streikte man, und die kleinen Streiks konnten gar nicht mehr aufgezählt werden . . . Sogar das Bürgertum regte sich. Im November sollte eine Konferenz der aktiven Mitglieder in Stadt und Land stattfinden, und sie schrieben ganz offen darüber in der Presse, als wären sie überzeugt, daß man es nicht verbieten würde. Und die Bürgerlichen waren mutig, wenn sie die Bauern- und Arbeiterkraft hinter sich fühlten, denn selbst besaßen sie keine, sie waren nur stark durch die anderen . . . Und wenn sie so große Töne anschlugen, dann . . . Ja, auch im Gefängnis war das Regime nicht mehr so streng. Das war ein gutes Zeichen . . .

Ein Schlüssel drehte sich im Schloß. Kaum hatte Baumann das Blatt mit einem Buche zugedeckt, als der Aufseher die Zelle betrat. «Bitte, zum Verhör.»

«Ich fahre nicht hin.»

Der Aufseher trat von einem Fuß auf den anderen. «Sie belieben zu scherzen.»

«Keine Spur! Ich sage doch nichts aus, und das Wetter ist schlecht. Sehen Sie, wie es gießt? Ich fahre nicht.»

«Der Regen schadet doch nichts, wenn Sie im Wagen fahren.»

«Ich habe es einmal gesagt, und dabei bleibt es.» Baumann schlug mit der Faust auf den Tisch. Der Aufseher schwenkte unentschlossen die offene Tür hin und her. «Soll ich das melden?»

«Ja. Ich habe keine Zeit.»

Das Schloß knarrte, der Aufscher war verschwunden und Baumann schrieb weiter:

«Antwortet rasch. Die Adresse bleibt dieselbe. Herzliche Grüße an alle Freunde. Euer Kum.»

Hinter der Tür war es still. Das Regime in der Tanganka hatte sich tatsächlich gelockert.

22

Feierlich rollte der Leichenwagen in den Friedhof, und die Federn und Troddeln an den sechs Pferden, die ihn zogen, wippten hin und her. Kosuba ging beiseite, um ihn vorbeizulassen. Er kniff die Augen zu und las die Aufschriften auf den schwarzweißen Bändern an den klirrenden Porzellankränzen:

«Dem unvergeßlichen Mitarbeiter der Aktiengesellschaft, Assessor Wikenti Pawlowitsch Trirog.

Die untröstlichen Kollegen.»

Die «Kollegen» waren nicht sehr zahlreich erschienen. Nur wenige folgten dem Sarg. Sie waren wohlgenährt und hatten meistens rote Nasen, da die erwähnte Aktiengesellschaft die einer Schnapsbrennerei war.

«Ruhe in Frieden!

Die Angestellten der Schnapsbrennerei»

las Kosuba und lächelte einem Arbeiter zu, der neben ihm ging. Sie gerieten in die Reihen der Mitglieder der Aktiengesellschaft, die den beiden Arbeitern, welche ihrem Beamtenstand so wenig Achtung zu zollen schienen, mißbilligende Blicke zuwarfen.

Die Polizisten am Friedhofstor nahmen die Mützen ab und bekreuzigten sich. Übrigens war es für die Revolution nicht schlecht, daß die Polizei kirchlich eingestellt war.

Dieser Gedanke heiterte Kosuba auf, aber er dachte ihn nicht zu Ende. Hinter dem Tor rollte der Wagen schneller

dahin, der Chor begann zu singen, die Mitglieder der Aktiengesellschaft warfen den beiden Arbeitern, die immer noch sorglos in ihrer Mitte schritten, immer zornigere Blicke zu. Kosuba blieb mit seinem Kameraden zurück und bog in einen Seitenweg ein.

Sie gingen immer tiefer in den Friedhof hinein, schritten an der Kirche vorbei, deren Kuppeln matt zwischen den Bäumen schimmerten, und Kosuba wies mit gerunzelter Stirn auf einen Weg, der nach rechts führte. «Hierher, Pjotr.»

«Ist es nicht zu früh?» wunderte sich Pjotr. «Wir müssen doch am Grabe des Fleischers Warsonoffew abbiegen. So machen wir nur einen Umweg.»

«Komme», sagte Kosuba streng. «Redet ein Älterer, so hast du zu gehorchen! Auf dem anderen Wege könnten wir jemand begegnen. Michaltschuk, dieses Schwein, ist auch da.»

«Wer?» fragte der Arbeiter erstaunt und folgte Kosubas Blick.

Nicht weit von ihnen scharte sich eine kleine Gruppe um einen Priester, der vor einem weißen Kreuz ein Weihrauchgefäß schwang. Anscheinend wurde hier eine Totenmesse zelebriert.

«Was für ein Michaltschuk?»

«Wir hatten so ein Fröchtchen in der Proschin-Fabrik. Damals, 1901, als dort gestreikt wurde, gelang es den Arbeitern, ihn auszubooten. Er kroch vor dem Besitzer und war vor allem ein gefährlicher Spitzel. Damals verschwand er, scheint sich jetzt aber wieder betätigen zu wollen. Bestimmt hat ihn die Geheimpolizei wieder ans Tageslicht gebracht... Wenn er mich erkennt, kann es Unannehmlichkeiten geben, denn damals gelang es mir nur mit Mühe, mich vor den Gendarmen zu retten. Verschwinden möchte ich jetzt nicht, man kann uns in Moskau tatsächlich an den Fingern abzählen, da braucht man jeden Mann.»

Sie machten einen großen Umweg und bogen schließlich in einen Seitenweg ein, der zu einer einsamen Friedhofsecke

führte. Dort erwarteten sie unter Birken, auf halbzerfallenen Gräbern sitzend, einige Arbeiter.

«Guten Tag, Genossen. Ist Irina nicht da?» erkundigte sich Kosuba. «Hat einer von euch sie in den letzten Tagen gesehen?»

Niemand antwortete. Kosuba schüttelte besorgt den Kopf. «Hoffentlich ist sie nicht verhaftet worden. Sie ging vor einigen Tagen fort, um einen Auftrag zu erledigen, und ist seitdem nicht wieder erschienen... Sollen wir noch ein wenig warten?»

«Nein», erwiderte eine Stimme. «Wir müssen zur Nachschicht. Ihr habt euch sowieso verspätet. Wir hätten schon längst anfangen müssen. Ist es eine große Sache?»

«Die Angelegenheit ist wichtig», sagte Kosuba nachdenklich. «Ich habe mich vor allem mit keinem der Führer beraten können. Wir müssen alles selbst beschließen, Genossen. Wir haben ein Schreiben aus dem Auslande erhalten. Ich will es euch nicht vorlesen, habe es auch nicht mitgenommen, um nicht damit erwischt zu werden... Außerdem ist es auch nicht so einfach zu verstehen...»

«Das kann ich eben nicht verstehen», unterbrach ihn ein Arbeiter. «Eine Arbeiterpartei mußte sich so ausdrücken, daß Arbeiter sie verstehen. Warum kann man nicht einfach schreiben, daß jeder selbst alles versteht, ohne andere zu fragen?»

«Nimmt man auf unsere Bildung Rücksicht, so kann man gar nichts schreiben», erwiderte Kosuba und runzelte die Stirn. «Also dürfen sie sich nicht in unserer Sprache ausdrücken. Gib dir Mühe, dann verstehst du es schon. Nur der Anfang ist schwer. Hauptsache, daß der Inhalt wertvoll ist, die Sprache werden wir schon verstehen lernen... Also, Genossen, ich teile euch alles mit meinen Worten mit... Ihr habt schon oft gehört, daß bei uns in der Partei nicht alles klappt. Ihr habt es bestimmt auch schon im Betrieb bemerkt, denn die Menschewiki stänkern nicht den ersten Monat... Aber aus dem Auslande schreibt man uns, daß sie es dort noch viel schlimmer treiben, man hält ihre Machenschaften einfach nicht mehr aus. Die Arbeit steht still, und es gibt nichts als Streit. Inzwischen haben wir auch

Niederlagen im Kriege erlitten, die Leute hungern und die Arbeitslosigkeit wird immer größer. In den Betrieben...»

«In den Betrieben murren das Volk, das läßt sich nicht leugnen.»

«Ja, die Revolution marschiert, Genossen. Wer soll uns führen, wer zeigt uns den Weg zur Revolution? Das kann nur die Partei. Dazu ist sie da. Um aber etwas zu erreichen, müssen wir einig sein, Schulter an Schulter marschieren, und müssen die richtigen Führer haben...»

«Aber nicht solche, wie sie in der Mandschurei gegen Japan kämpften», unterbrach ihn Pjotr grinsend.

«So ist es», stimmte Kosuba ihm zu. «Die Führung ist das Wichtigste in jedem Krieg. Der Soldat kann noch so tüchtig sein, er erreicht nichts, wenn sein General ein Idiot ist. Sind unsere Soldaten und Matrosen etwa schlecht? Und wie werden sie von den Japanern geschlagen, man faßt es einfach nicht. Und nur deshalb, weil lauter Gauner und Narren im Generalstab sitzen. Wir führen auch einen Krieg gegen den Zaren und gegen den Kapitalismus. Wie sollen wir ihn führen? Im Zweiten Kongreß wurde es uns klar gesagt. Aber die Menschewiken ließen uns nicht arbeiten. Ihr wißt, wie es war, als die Menschewiken sich des Rates und der 'Iskra' bemächtigten, Gratsch hat es euch erklärt. Und nun hat sich das Zentralkomitee auf die Seite der Menschewiken gestellt.»

Eine Bewegung ging durch die Reihen. «Nein! - Also hat sich alles gegen Lenin verschworen?»

«Alles?» fragte Kosuba mit verächtlichem Lächeln. «Im Zentralkomitee ist von denen, die gewählt wurden, kaum noch jemand übriggeblieben, weil die meisten verhaftet wurden. Manche sind auch gegangen, als die Menschewiken zu stänkern begannen. Jedenfalls ist es Tatsache, daß unsere Generale zu den Menschewiken übergelaufen sind. Das hat das Zentralkomitee zu unserer Kenntnis gebracht und Lenin dabei verraten. Lassen wir uns jedoch von den Menschewiken führen, so wird es uns noch schlimmer ergehen als den Soldaten an der japanischen Front.»

«Das dürfen wir nicht zulassen, da brauchen wir keine unnützen Worte darüber zu verlieren», ließ sich der Eisenbahner Wladimir vernehmen. «Hier in Moskau haben wir die Beziehungen zu den Menschewiken abgebrochen. Warum brechen wir sie nicht zum Zentralkomitee ab, wenn es zu den Menschewiken überläuft?»

«Was haben wir denn Gutes von dem Zentralkomitee gehabt? Seit acht Monaten erhalten wir weder Geld noch illegale Literatur. Nur die „Iskra“ wird uns zugesandt, aber man kann sie ja dem Arbeiter nicht in die Hand geben, sie richtet nur Schaden an.»

«Gerade darüber wollte ich sprechen», rief Kosuba und hob die Hand. «Als sich das Zentralkomitee für die Menschewiken entschied, fanden sich bei Lenin in Genf zweiundzwanzig Komiteevertreter illegaler Kampfgruppen ein.»

«Zweiundzwanzig? Soll das für ganz Rußland sein?»

«Nicht ganz, aber immerhin kann man sie als Vertreter Rußlands betrachten», erwiderte Kosuba und lächelte zufrieden. «Zweiundzwanzig Komitees sind also für Lenin und haben beschlossen, ihre eigene Zentrale, das Komiteebüro der Mehrheit zu bilden, da sie sich durch das Zentralkomitee verraten fühlen ...»

«Richtig!»

«... und um die Leitung der Arbeit in diesem Büro zu konzentrieren. Deshalb verlangen sie die sofortige Einberufung des Dritten Kongresses, durch den die Ordnung wieder eingeführt werden soll; denn die meisten illegalen Kämpfer stehen auf Lenins Seite. – Wie gesagt, ich habe dieses Schreiben erhalten, und nun müssen wir einen Entschluß fassen.»

«Was sollen wir denn beschließen? Es ist doch klar, daß wir für dieses neugegründete Büro sind. Wir unterschreiben alle, jeder im Namen seines Bezirkes.»

«Weshalb? Das wäre falsch. Wir müssen die Frage auf der Bezirksversammlung besprechen und eine Resolution verfassen, das ist besser. Jedenfalls ist es euch doch klar, daß die Arbeiter

Moskaus für Lenin sind! Kosuba, du mußt nur die Resolution entwerfen.»

«Ich weiß wirklich nichts», krächzte Kosuba. «Das muß doch geschickt gemacht werden, alle Gründe müssen angeführt werden. Ich glaube, ich kann es nicht.»

«Kannst du dich nicht in der Tanganka beraten lassen?»

«Offen gestanden, wollte ich den Genossen im Gefängnis nichts von diesen zweiundzwanzig Mann mitteilen», erwiderte Kosuba lächelnd.

«Weshalb?»

Sie wunderten sich alle, und Kosuba seufzte bekümmert.

«Ich könnte mir denken, daß es unseren Genossen schwerfallen wird, noch länger im Gefängnis zu sitzen, wenn sie es erfahren. Sie sollen lieber denken, daß alles klappt, und daß es nicht viel zu tun gibt. Inzwischen sollten wir uns überlegen, wie man sie befreien könnte.»

«Aus der Tanganka?... Ausgeschlossen! Das schaffen wir nicht.»

«Auch Festungen werden eingenommen», erwiderte Kosuba und zwinkerte vielsagend mit den Augen. «Also seid ihr meiner Meinung! Die Resolution entwerfe ich mit Irina, wenn sie noch lebt.»

Pjotr schaute in die Ferne über die zahlreichen Grabsteine hinweg. «Weshalb sollte sie nicht leben? Da kommt sie ja. Pfui, man erkennt sie ja kaum, sie trägt einen Witwenschleier.»

Irina näherte sich ihnen und warf im Gehen den Trauerflor zurück. Atemlos vom schnellen Gehen, sagte sie:

«Alles ist in Ordnung! Ich habe gefunden was wir brauchen, Kosuba.»

Die Genossen in der Tanganka erhielten sehr bald eine Antwort auf ihren Brief ins Ausland. Es war noch kein Monat vergangen, als der Kriminelle, der Baumanns Zelle aufräumte und das Amt des Postboten zwischen den Zellen übernommen hatte,

Baumann einen chiffrierten Brief aus Genf überreichte. Baumann war durch Klopfschläge schon von der Ankunft dieses Briefes in Kenntnis gesetzt worden. Er wußte nicht nur, daß der Brief eingetroffen sei, auch daß er in Absoluter Chiffre geschrieben war, war ihm mitgeteilt worden. Er kannte diese Chiffre von früher, so daß er den Brief mühelos und schnell entziffern konnte, obwohl er ziemlich lang war.

«Genf, den 23. September 1904.

Meine lieben Freunde! Über Euren Brief haben wir uns unendlich gefreut. Er klingt so froh und zuversichtlich, daß wir alle neuen Mut gefaßt haben. Ihr werdet Euren Plan bestimmt ausführen. Er ist herrlich und wird von großer Bedeutung sein. Mit Ungeduld erwarten wir weitere Nachricht von Euch. Euer Rat über die Herausgabe eines Blattes ist schon zur Hälfte verwirklicht worden. Literarische Kräfte stehen uns zur Verfügung, und zur Veröffentlichung bestimmtes Material ist schon in Massen vorhanden. Wir sind alle zuversichtlich und haben eine Menge neuer Pläne. Auch der 'Alte' hat mit der Arbeit begonnen, die Korrespondenz mit Rußland und mit dem Ausland ist lebhafter geworden, und ich hoffe, daß nun bald Gruppen entstehen werden... Einzelheiten über die Herausgabe eines Blattes der Mehrheit werden Euch gemeinsame Bekannte, die wir darüber in Kenntnis setzen wollen, berichten... Die Expedition ist dem Zentralkomitee übergeben worden. Das wäre wohl alles. Herzliche Grüße Euch, meinen Lieben! Wir wünschen Euch Gesundheit und Kraft!

Der Alte und Co.

Es schien alles zu klappen. Am selben Tage beantwortete die Tanganka das Schreiben und teilte dem Alten mit, daß die von den neunzehn Insassen der Tanganka hergestellten Flugblätter, von denen im ersten Brief von Kola die Rede gewesen war, geschrieben und den Genossen draußen übergeben seien. Das Moskauer Komitee sei ergänzt worden, hätte eine Druckerei

errichtet und die Flugblätter gedruckt. Die Propaganda für den Dritten Kongreß werde fortgesetzt. Über die Zusammenkunft der Zweiundzwanzig und des Büros des Mehrheitskomitees wären sie, wenn auch verspätet, unterrichtet worden, und die Moskauer Organisation hätte sich ohne Vermittlung der Tanganka dem Büro angeschlossen. Gratsch hätte im Grunde genommen die Verbindung zur Moskauer Gruppe gar nicht unterbrochen, da die Beziehungen zu ihr weiter unterhalten werden konnten. Es geschehe nichts ohne seinen Rat.

Gern hätten sie hinzugefügt, daß das Moskauer Komitee Schritte unternommen hatte, um die Männer in der Tanganka zu befreien. Aber Derartiges durfte nicht einmal chiffriert übermittelt werden. Irina hatte in der Nähe des Gefängnisses ein Haus gefunden, von dem aus in den nächsten Tagen ein unterirdischer Gang zum Gefängnis gegraben werden sollte. Die notwendigen Pläne des Gefängnisgebäudes waren schon übergeben worden.

Der Brief wurde chiffriert und auf üblichem Wege weitergeleitet.

Wie stets, betrat Mednikow Ewstrati den niedrigen Saal der Geheimpolizei gegen Mitternacht. Die Schüler der 'Mednikow-Schule', die sich in Moskau und Petersburg und darüber hinaus im ganzen Reich einen Namen als beste Agenten-Vorbereitungsanstalt gemacht hatte, erwarteten ihn dort. Der Ruhm dieser Schule war begründet, denn sie bildete erstklassige Spitzel der Geheimpolizei aus, so daß Moskau in den Augen der Illegalen als besonders gefährliches Betätigungsfeld galt. Länger als drei Monate hielt sich hier kein einziges Komitee. Es fiel durch, das heißt, es wurde verhaftet.

Wie immer standen die Schüler in einer Reihe, in der sogenannten 'Agentenhaltung' – die Füße ein wenig auseinandergestellt, die Hände auf dem Rücken –, und wie stets, wurde

zuerst die Beobachtungstaktik vorgenommen. Ewstrati ging von einem Agenten zum anderen und ließ sich von den im Laufe des Tages gemachten Erfahrungen berichten. Wenn es notwendig war, kritisierte Mednikow das Verhalten der Agenten.

Ein besonders eifriger, schwarzhaariger, hagerer Mann wand sich buchstäblich vor Mednikow, als er ihm Bericht erstattete.

«Ich flehe Sie an, geben Sie mir ein anderes Beobachtungsobjekt. Mit Saklepka ist es dermaßen langweilig! Man kann seine Fähigkeiten nicht entwickeln, denn er ist unglaublich dumm und befolgt nicht im geringsten die Vorschriften der Geheimhaltung.»

«Geben Sie ihm Letutschi, Ewstrati Petrowitsche, riet ein Agent, der danebenstand, höhnisch. «Das ist ein fabelhafter Kerl! Keinem einzigen von uns ist es bisher gelungen, seine Beobachtung bis zu Ende durchzuführen, jedesmal verwischt er seine Spur. Wenn er ein Haus verläßt, vergewissert er sich sofort, ob er beobachtet wird, und hinter jeder Straßenecke wiederholt sich das. So ein geriebener Bursche! Den müßte man verhaften, Ewstrati Petrowitsch, wir laufen schon seit einem Monat hinter ihm her und sehen nur ihn. Keine einzige Wohnung kennen wir von ihm. Da vergeudet man nur unnütz seine Kräfte und das Geld.»

Ewstrati grinste, erwiderte jedoch nichts. Anscheinend dachte er an etwas anderes und interessierte sich weder für den «Staatsverbrecher», den sie Letutschi* nannten, noch für den Tolpatsch «Saklepka»**.

Er ging zum nächsten Agenten, der mit gebührendem Eifer zu reden begann. Aber Mednikow betrachtete ihn geistesabwesend mit trübem Blick und dachte über etwas nach, was ihn seit drei Wochen beschäftigte. In dieser Zeit waren in den Fabriken täglich Flugblätter mit empörendem Inhalt und mit der Unterschrift: «Druckerei des Moskauer Komitees der SDAPR» verteilt worden.

Drei Wochen lang! Und Ewstratis Schule hatte bisher, obwohl sich die besten Kräfte bis zur Erschöpfung an der Arbeit

* Der Fliegende. ** Die Niete.

beteiligt hatten, keine Spur dieser Druckerei gefunden. Es gab nicht einmal Anhaltspunkte. Mednikows Schule hatte in ihrer langjährigen Praxis keinen ähnlichen Fall zu verzeichnen gehabt.

In dieser Angelegenheit sollte sofort außerhalb der gewöhnlichen Zeit berichtet werden. Aber keine Mitteilung war ihm zugegangen. Deshalb schritt Mednikow uninteressiert die Front der Agenten ab, denn er wußte, daß er das Wichtigste nicht erfahren konnte.

Ehe er die Hälfte seiner Schüler befragt hatte, rief man ihn zum Vorgesetzten. Als Ewstrati das Gesicht des Obersten erblickte, wußte er, daß ihm eine stürmische Unterredung bevorstand.

Immer war es so, kein Unglück kam allein! Wenn es einem schlecht ging, dann auf der ganzen Linie.

Im Arbeitszimmer des Obersten saß noch ein magerer, erschöpfter Mann, der die Uniform der Gefängnisdirektion trug. Er blickte verwirrt, mit hochrotem Kopf drein. Die erregte Unterhaltung schien unangenehm zu sein.

«Ah, Herr Mednikow», rief der Oberst mit höhnischer Freude aus und rieb sich entzückt die Hände. «Endlich! Ich bin glücklich, Sie zu sehen! Kennen Sie sich? Der Herr Direktor der Tanganka – mein Mitarbeiter, Herr Mednikow. Sie können sich voll gegenseitiger Teilnahme die Hand schütteln.»

Mednikow drückte die magere, feuchte Hand des Gefängnisdirektors. Anscheinend war etwas Schlimmes passiert. Sicherlich mit den Bolschewiken, denn alle Bolschewiken kamen in die Tanganka.

«Der Herr Direktor beschuldigt Sie, Herr Mednikow», sagte der Oberst, «daß Sie als Leiter des politischen Beobachtungsdienstes in Moskau die seit drei Monaten – der Oberst schüttelte drohend den Zeigefinger – verstehen Sie, seit drei Monaten bestehende Verbindung zwischen den Illegalen Moskaus und den Insassen der Tanganka, vor allem mit dem auch Ihnen nicht unbekannten Nikolai Baumann, nicht bemerkt haben. Er be-

hauptet sogar, daß die Manuskripte sämtlicher in Moskau gedruckten Flugblätter aus der Tanganka stammen.»

«Sie beschuldigen mich?» rief Mednikow wütend aus. «Ich soll daran schuld sein, wenn die Gefängnisverwaltung nicht sieht, was unter ihrer Nase vor sich geht?»

«Eine Nase besitzen Sie auch, wie ich sehe», erwiderte der Gefängnisdirektor erbost. «Die ganze Angelegenheit ist außerhalb des Gefängnisses angezettelt worden. Hinter Gittern läßt sich nichts machen, wenn man nicht von den in Freiheit Befindlichen unterstützt wird. Wo kommt zum Beispiel dieses Schreiben her?»

Er zog einen zu einem schmalen Band zusammengelegten Bogen dünnes Papier aus der Tasche. Der Oberst entfaltete ihn eilig: «Chiffriert.»

Mednikow beugte sich darüber und bestätigte auch seinerseits: «Chiffriert.»

Oberhalb des Schreibens stand unchiffriert das Datum: Genf, den 14. Oktober.

Der Oberst warf Mednikow einen Blick zu, und dieser Blick verhiess nichts Gutes. Der Gefängnisdirektor hatte recht: dieses Schreiben aus Genf konnte nur durch die in Freiheit befindlichen Illegalen in das Gefängnis gelangt sein. Dafür konnte nur Mednikow verantwortlich gemacht werden.

Übrigens versuchte er es gar nicht abzuleugnen.

«Derartiges kann nur durch beständige Beobachtung entdeckt werden, und ich gebe offen zu, daß wir bisher keinen zuverlässigen Agenten haben, der dieser Aufgabe gewachsen ist, und der sich in den Reihen der Bolschewiken befindet. Deshalb arbeiten wir nicht mit einem ständigen Agenten, sondern mit Hilfskräften, die natürlich weniger zuverlässig sind. Die alltägliche Beobachtung auf der Straße kann nicht die erwünschten Ergebnisse erzielen, das wissen Sie aus eigener Erfahrung. Da aber nun festgestellt wurde, daß eine Verbindung mit dem Gefängnis besteht, sind wir der Angelegenheit wenigstens auf der Spur.»

«Diese Burschen sind jedenfalls nicht solche Schlappschwänze wie unsere Agenten, das muß man ihnen lassen», unterbrach ihn der Oberst erbost. «Wir sind ihnen gar nicht auf der Spur. Selbstverständlich ist es leicht, zu erraten, daß die Verbindung durch die Kriminellen hergestellt wurde, da wir bisher keinem Politischen gestattet haben, Besuch zu empfangen. Also müssen es die Kriminellen sein.»

«Bestimmt die Leute, die die Zellen aufräumen», erwiderte Mednikow überzeugt.

Der Gefängnisdirektor seufzte. «Wie Ihnen bekannt sein dürfte, haben wir nur Kriminelle, die gleichzeitig in den Dienst der Geheimpolizei zu treten bereit waren, mit dem Aufräumen der Zellen beauftragt. Ich könnte mir eher vorstellen, daß sie es irgendwie während des Spazierganges tun.»

«Und wie war es mit diesem Schreiben?»

«Es ist im Hof gefunden worden. Anscheinend hat es jemand verloren. Das ganze Gefängnis ging an diesem Tage im Hof spazieren, deshalb wissen wir nicht, wer es gewesen sein könnte.»

«Das kann ich mir nicht vorstellen», erwiderte Mednikow zweifelnd. «Ich habe noch nie erlebt, daß die Politischen ihre Dokumente verlieren. Vielleicht haben sie es mit Absicht getan. Einfach ein Streich.»

Dieser Gedanke schien dem Obersten zu gefallen. Er sah den Gefängnisdirektor fragend an. Der aber schüttelte bekümmert den Kopf.

«Das glaube ich kaum... Allerdings kann man von ihnen manches erwarten. Sie können sich nicht vorstellen, was das für Menschen sind! Da wir jetzt unter uns und an dem Unglück alle beteiligt sind, kann ich ja offen zugeben, daß mir der Mut oft sinkt. Man weiß nie, was sie nächsten unternehmen!... Vor kurzem betrat ich die Zelle dieses Baumann, den Sie eben erwähnten. Glattrasiert saß er da; ja, er hatte sich zweifellos rasiert. Der Friseur war nicht dagewesen, und die Gefangenen dürfen keinen scharfen Gegenstand, geschweige denn einen Rasierapparat besitzen. Und dieser Baumann saß glattrasiert da!

„Haben Sie sich rasiert?“ fragte ich. „Ja“ erwiderte er lachend. – „Womit?“ – „Mit einem Rasiermesser.“ – „Wo ist es?“ Wieder lachte er. „Hier.“ – „Ausgeschlossen.“ – „Mein Ehrenwort.“ – Selbstverständlich befahl ich dem Aufseher sofort, die Zelle zu durchsuchen. Stellen Sie sich vor, eine dreiviertel Stunde sind wir in der Zelle herumgekrochen und haben Baumann einer Leibesvisitation unterzogen, das Rasiermesser aber nicht gefunden.“

„Das habe ich mir gedachte, erwiderte Mednikow und nickte. „Das war nur ein Streich. Baumann wollte sich über Sie lustig machen. Das Rasiermesser hat jemand hingebracht und wieder mitgenommen.“

„Wenn es so gewesen wäre!“ rief der Gefängnisdirektor aus. „Auch ich habe diesen vernünftigen Gedanken gehabt. Ich sagte es ihm und machte ihm Vorwürfe, weil er sein Ehrenwort gegeben hatte. So ein Verhalten hatte ich von einem Politischen nicht erwartet. „Ich verstehe schon“, sagte ich ihm, „daß es Ihnen Spaß macht, uns beinahe eine Stunde lang an der Nase herumzuführen, aber anständig ist es von Ihnen nicht.“ Und wissen Sie, was er antwortete? Er runzelte die Stirn und sagte: „Das stimmt, daß ich mein Ehrenwort gegeben habe, aber Sie sind alle Dummköpfe! Das Rasiermesser ist hier.“ – „Das kann nicht sein! Zeigen Sie es uns.“ – „Geben Sie es mir zurück?“ fragte er. – Ich war so interessiert, daß ich ihm das Versprechen gab. – „Ihr Ehrenwort?“ fragte er mich und sah mir gerade in die Augen. – „Mein Ehrenwort eines Offiziers. Die Leute hier sind Zeugen.“ – „Gut“, erwiderte er, „verlassen Sie einen Augenblick die Zelle und gehen Sie von der Tür weg, bis ich Sie rufe. Sollten Sie durch das „Auge“ schauen, so übernehmen Sie die Verantwortung für das, was dann geschieht.“ Wir verließen die Zelle.“

„Und habt nicht durch das „Auge“ gelauert?“ fragte der Gendarmerieoberst spöttisch.

„Nein.“ – Der Gefängnisdirektor ließ den Kopf bekümmert sinken. „Sie kennen diesen Baumann nicht, ein Tollkopf ist das! Von ihm kann man das Schlimmste erwarten! Kaum war eine

Minute vergangen, da klopfte er. Wir traten in die Zelle. Das Rasiermesser lag auf seiner Hand. Ich nahm es, es war so scharf, man hätte sich sofort wieder rasieren können.“

Der Gendarmerieoffizier piffte leise. „Allerdings ein Stückchen! Haben Sie ihm das Rasiermesser tatsächlich zurückgegeben?“

„Um Gottes willens“, rief der Direktor erschrocken aus. „Natürlich nicht.“

„Und er?“

Der Gefängnisdirektor senkte den Blick. „Eigentlich nichts Besonderes... so überhaupt... Sie sehen ja, daß man unter diesen Bedingungen den Mut verlieren kann. Man kann tun, was man will, sie finden immer einen Ausweg. Das beste wäre, ihnen möglichst viel Freiheit zu geben, dann könnte man sie besser beobachten. Manches könnten wir dadurch erfahren! Deshalb habe ich das Regime auch gelockert. Die Aufseher haben mir allerdings schon vor drei Monaten berichtet, daß Baumann und die anderen, Ziegler zum Beispiel auch, mit jemand korrespondieren. Auch in der Frauenabteilung ist es eingedrungen.“

„Sie haben viel erfahren“, erwiderte Mednikow höhnisch. „Anscheinend wird diese Korrespondenz aber noch fortgesetzt.“

„Das glaube ich nicht.“ – Der Gefängnisdirektor schüttelte den Kopf. „Baumann sitzt schon längst in Einzelhaft. Aus seiner Zelle kann er sich nicht einmal durch Klopfzeichen mit anderen verständigen, das reinste Grab. Sie dürfen auch nicht spazieren gehen. Und die Zelle wird nur alle zwei bis drei Tage in Gegenwart des Aufsehers aufgeräumt. Die Kriminellen, die bisher die Zellen aufräumten, haben Karzer erhalten.“

„Das ist vernünftig“, erwiderte Mednikow und kniff die Augen zu. „Ich werde sie selbst verhören.“

„Sie sind schon verhört worden“, unterbrach ihn der Oberst mißmutig. „Ich habe mich in eigener Person damit befaßt. Sie waren sehr eigensinnig und gaben sich den Anschein, nichts zu wissen. Wir konnten nichts durch sie erfahren.“

Mednikow strich sich mit der rechten über die linke Hand.
»Bei mir werden sie aussagen.«

»Durch Foltern, meinst du?« fragte der Oberst grinsend.
»Glaubst du etwa, daß ich sie mit Honig bewirtet habe? ... Ich versichere dir, daß man nichts durch sie erfährt. Die Haut könnte man ihnen abziehen, sie würden schweigen.«

Menschen liefen die Twerskaja entlang, und von der Strasnaja ertönte Gewehrfeuer.

Kosuba hielt einen Arbeiter, der ihm entgegengelaufen kam, fest. »Was ist los?«

Der Arbeiter, atemlos vom Laufen, antwortete nicht sofort.

»Die Bäcker bei Philippow haben revoltiert ... «

»Ich weiß, sie streiken«, unterbrach ihn Kosuba.

»Ein richtiger Aufstand, sage ich dir. Sie schießen, diese Bäcker, haben sich in einem Haus verbarrikadiert und schießen ... So was! Eine Menge Soldaten ist hinbefohlen worden. Das Blut fließt auf der Straße!«

Kosuba ließ den Arbeiter laufen.

»Die von Philippow?« fragte besorgt Kosubas Begleiter, ein untersetzter, schwarzhäariger Arbeiter. »Das ist doch Irinas Bezirk.«

Kosuba nickte düster. »Das habe ich mir gedacht«, sagte er.
»Sie haben keine Geduld mehr ... Wir haben ihr gesagt, daß sie warten soll. Und nun geht es schon los.«

Sie schritten rasch die Straße hinauf. Fußgänger kamen ihnen entgegengelaufen, und hinter ihnen ertönte Pfeifen, Schreien und Rufen.

»Wohin? Sie schießen doch ... Hörst du?«

Ein Feuerwehrgewagen überholte sie mit großem Getöse und heulender Signallupe. Eine berittene Gendarmerieabteilung bog um die Ecke. Der Offizier saß gekrümmt im Sattel und preßte die Hand im weißen Handschuh auf eine klaffende Wunde an der Wange. Vor ihnen erdröhte eine Salve.

»Die Zaristische«, flüsterte Kosuba im Laufen. »Schießen gut. Unsere verstehen es leider nicht so. Jeder knallt einzeln für sich.«

Und wie als Bestätigung seiner Worte ertönten einzelne Schüsse.

Eine Soldatengruppe stürmte mit aufgefanztem Bajonett quer über die Straße den Fliehenden nach. Ihnen voran in glänzenden Lackstiefeln der geckenhafte Polizeirevieraufseher.

»Zurück! Sie werden schießen ... « Kosuba und der Arbeiter traten in die dunkle Einfahrt eines Hauses, die schon von Menschen überfüllt war. Von hier aus konnte man das große Philippow-Haus übersehen.

An den Wänden kletterten Feuerwehrlente auf ihren Leitern empor. Ziegelsteine, Stöcke und Blechstücke wurden vom Dach aus auf die blankgeputzten, leuchtenden Feuerwehrlente geschleudert, und aus den zerbrochenen Fenstern des obersten Stockwerkes wurde hin und wieder geschossen. Mitten auf der Straße stand der Offizier mit einer gelbumrandeten Mütze, fuchtelte mit dem blanken Degen, als hätte er eben an einem Handgemenge teilgenommen, und brüllte mit heiserer Stimme den Soldaten, die sich in aufgelöster Ordnung über die Straße verteilt hatten, zu: »Schnellfeuer ... Freiwillige zu den Feuerwehrlenten! ... Stürmen!«

Der Trompeter blies das Angriffssignal. Unter dem starken Feuer fiel Stuck auf den Bürgersteig. Die »Freiwilligen« kletterten ängstlich und ungeschickt die Feuerwehrlenten empor. Eine Soldatengruppe trommelte mit den Gewehrkolben gegen das hohe eiserne Tor des Hauses.

Immer häufiger wurden die Steinwürfe, immer stärker das Feuer. Eine hohe, helle Stimme rief etwas vom Dach. Man konnte die Worte nicht verstehen, aber die Menschenmenge in der Toreinfahrt wurde still und hob den Blick zum Dach empor, von dem aus der Ruf erklingen war.

Ein Körper überschlug sich in der Luft. War er von der Leiter oder vom Dach gefallen, und wer war es? Kosuba konnte

es nicht erkennen. Eine dichte Menge von Soldaten und Polizisten umstand den leblosen Körper. Von der Straßenecke an der Apotheke eilten Sanitäter in weißen Kitteln mit dem roten Kreuz am Ärmel herbei. Der dunkelhaarige Arbeiter, der sich auf Kosubas Rücken stützte, atmete hastig, und Kosuba spürte seinen heißen Hauch am Nacken. Er fühlte, daß der Schwarze dasselbe dachte und befürchtete wie er.

«Hurra!» rief eine Stimme direkt an seinem Ohr.

Verwirrt und eilig legten die Soldaten, die die Kette bildeten, das Gewehr an. Die Menschenmenge stimmte in das Schreien ein, und die Hurrarufe ertönten über der ganzen Twerskaja und auf dem Dach des Philippow-Hauses. Die Soldaten vor dem Tor wichen zurück und schleppten den Offizier, dessen Kopf herunterhing, mit sich fort. Die »Freiwilligen« verließen fluchtartig ihre Leitern und eilten den Kameraden, die sich in aufgelöster Ordnung zurückgezogen, nach.

«Hurra-a-a!»

Aber wieder ertönte das Trompetensignal. Grenadiere eilten von der Strastnaja zur Unterstützung herbei.

«Hurra-a-a!»

Diesmal waren es die Soldaten an den Feuerwehrleitern, die schrien. Heftige Schläge dröhnten wieder gegen das Tor. Ein behender Gefreiter mit spitzem Schnurrbart schwang sich, seine Uniform an den Torspitzen zerreißen, darüber hinweg. – Das Schloß knarrte. Die verrosteten Angeln knirschten, und die Soldaten drangen, einander stoßend und schiebend, mit aufgepflanztem Bajonett in den Hof.

«Die Schlacht von Poltawa», kicherte ein Spießbürger neben Kosuba. Er sah sich um und schwieg erschrocken.

Einen Augenblick war es still. Dann erdröhnten dumpfe Schüsse im Innern des Hauses, und eine Detonation hallte mit langem Echo wider.

«Eine Bombe?» flüsterte der Schwarze.

Kosuba nickte kaum merklich. Er wußte, daß die Arbeiter Bomben besaßen.

Der Lärm und das Schießen verstummten. Ein dicker Polizeioberst verließ das Haus, das der Bäckerei gegenüber lag. Er schielte vorsichtig, den Stiernacken ängstlich gebeugt, zum Dach hinauf und schritt eilig weiter. Langsam lüftete er die Mütze und wischte sich den Schweiß ab, der trotz der Septemberkühle von seinem kahlen Schädel herniederrann.

Die Leichen wurden aus der Toreinfahrt herausgetragen und auf die Militärwagen geladen. Mit angehaltenem Atem beobachtete die Menge das traurige Schauspiel.

«Mein Gott, wie viele», sagte eine Frau schluchzend. «Mein Leben lang habe ich nicht so viele Leichen auf einmal gesehen.»

«Wirst noch mehr sehen», erwiderte Kosuba mit zusammengepreßten Zähnen. «Aber der Arbeiter vergißt das nicht und wird die Rechnung eines Tages schon begleichen.»

«Schaut! Eine Frau!»

Ein Tuch, Irinas Tuch, bedeckte einen leichten Körper, den die Polizisten heraustrugen.

«Sie ist es!» stöhnte Kosuba, alle Vorsicht vergessend.

Er hatte es kaum hörbar geflüstert, aber sofort legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter. «Sie kennen sie?»

Kosuba wandte sich um. Ein breitschultriger Mann mit typischem Gendarmenschnurrbart, in einem viel zu engen Mantel, stand hinter ihm. Ein verkleideter Gendarm, das sah man auf den ersten Blick.

Und ehe Kosuba antworten und etwas erklären konnte, ertönte der Pfiff. Die Menschenmenge um sie herum wich erschrocken und zornig zurück, der schwarze Kamerad ging sorglos, seine Mütze zurechtrückend, beiseite, und Kosuba sah sich umringt. «Bitte mitkommen.»

Der Soldat in der Absperrkette gab den Weg frei. Sie schritten mit ihm auf das Tor zu.

«Halt, die Leiche nicht zudecken!»

Die Polizisten legten die Leiche, die auf Irina geladen werden sollte, auf den Bürgersteig. Der dicke Oberst hörte sich den eiligen Bericht an und stieß Kosuba an. «Sie wissen, wer das ist?»

«Ich verstehe Sie überhaupt nicht», erwiderte Kosuba düster. «Worum handelt es sich?»

«Ich wiederhole noch einmal...» Der Verkleidete mit dem langen Schnurrbart salutierte militärisch und hielt verwirrt an. – «Ich habe selbst gehört, wie er: „Sie ist es!“ gerufen hat, also kennt er sie. Ich habe Zeugen. Hier...»

Rechts und links tauchten gemeine Agentenfratzen auf.

«Kennt sie», wiederholte Kosuba höhnisch. «Die ganze Zeit wurden Männer herausgetragen und plötzlich eine Frau! Ich habe mich gewundert. – Blinder Eifer schadet nur!... Ein wenig muß man doch den Verstand walten lassen, mein Lieber! Man muß wissen, wen man da verhaftet!»

«Wer bist du denn, daß wir es wissen müssen?» fragte der Oberst spöttisch und streckte die Hand aus. «Hast du einen Paß?»

«Aber selbstverständliche», erwiderte Kosuba mit ruhiger Würde und knöpfte den Mantel auf. «Ich bin ein geachteter Bürger der Stadt Serdobsk, Nikolai Nikolajewitsch Kaschkin.»

Er reichte dem Obersten den Paß. Der Polizeioffizier feuchtete den Finger an, blätterte im Paß herum und stellte fest, daß alles in Ordnung war, Stempel, Anmeldung und Marken.

«Schön! Der Paß bleibt zur Kontrolle bei mir», sagte er und nickte. «Vorläufig kannst du gehen.»

«Aufladen!» befahl er, an die Polizisten gewandt.

Man hob die Leiche vom Bürgersteig. In diesem Augenblick erschütterte ein schriller, durchdringender Schrei die Luft. Der mit dem Tuch verdeckte Frauenkörper auf dem Wagen bewegte sich. Eine schmale, weiße Hand griff nach dem Kopf.

Die Leute, die daneben standen, stoben auseinander, und sogar der Polizeivorsteher wich zurück.

«Sie lebte», schrie Kosuba und stürzte vor.

Die Hand schob das Tuch beiseite und enthüllte ein volles, rundes, braungebranntes Gesicht, umgeben von schwarzem Haar, an dem geronnenes Blut klebte.

Es war nicht Irina. Vielleicht war es die Bäckersfrau.

Sie stützte sich auf den Ellbogen. Von allen Seiten stürzten Menschen herbei. Kosuba trat zurück und schritt sicher durch die Absperrkette. «Beinah hätten sie sie lebendig begraben», murmelte er.

Gemessenen Schrittes ging er bis zur ersten Straßenecke und dann nach links. Erst schnell und dann im Laufschrift. An der nächsten Kreuzung erwartete ihn der Schwarze vor einer Litfaßsäule. Er schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. «Wie konntest du?»

«Ich bin doch schließlich kein Stück Holz», erwiderte Kosuba zornig. «Sie hat mich lesen gelehrt, und in ihrem Zirkel kamen mir die ersten Erkenntnisse. Da ist es nicht so einfach, wenn man sie tot liegen sieht. Aber es hat sich herausgestellt, daß sie es nicht war.»

«Nicht?» rief der Schwarze freudig aus und schüttelte Kosuba vor Aufregung. «Sie war es nicht?»

«Nein... Übrigens blüht ihr auch nichts Gutes, wenn sie verhaftet ist. Das Feuergefecht wird mit dem Galgen bestraft, darauf kannst du dich verlassen!»

«Das werden sie nicht wagen», erwiderte der Schwarze grinsend. «Nun dauert es bestimmt nicht mehr lange, bis unsere Rechnung beglichen wird. Wenn selbst die Bäcker Kugeln an Stelle von Brötchen backen... Aber weshalb stehen wir noch wie die Narren hier?... Komm.»

Sie schritten schweigend dahin. Dann erkundigte sich der Schwarze: «Wie bist du ihnen entronnen?»

Kosuba rümpfte die Nase. «Wozu darüber sprechen? Es ist langweilig! Meinen Paß habe ich verloren. Ein neuer ist

allerdings schnell hergestellt, aber meine Frau wird schelten. Wir sind erst eben in unsere neue Wohnung eingezogen und müssen nun schon wieder raus.«

27

Der Schlüssel knarrte so eilig im Schloß, daß Baumann, ohne aufzusehen, wußte: ein Vorgesetzter betrat die Zelle. Er hatte sich nicht geirrt. Ein junger, großer, gut aussehender Mann, der trotz seiner Jugend Generalslitzen trug und an dessen Uniform ein goldener Reichsadler prangte, betrat die Zelle.

Er grüßte höflich und strich sich nachlässig eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich bin Staatsanwalt. Ihre Angelegenheit liegt schon seit anderthalb Jahren bei uns, und da Sie sich in Einzelhaft befinden, betrachte ich es als meine Pflicht, Sie zu besuchen.«

Anderthalb Jahre? Nicht mehr? Baumann hatte in der Einsamkeit der Einzelhaft keinen Zeitbegriff mehr. Seine Uhr war ihm abgenommen worden, und in der grauen Halbdämmerung der Zelle, dessen Fenster an der Decke nicht einmal ein Stückchen Himmel zeigte, konnte man nicht feststellen, ob es Nacht war oder eine dunkle Wolke über den Himmel zog; ob es Frühling war oder die Sonne nur ganz besonders hell an einem frostklaren Wintertag schien. Tag und Nacht brannte die kleine Lampe. Die Tage konnten nur nach den Mahlzeiten gezählt werden, aber da das Abendessen sich in keiner Weise vom Mittagessen unterschied, zwang diese Eintönigkeit Baumann, das Zählen aufzugeben. Wochenlang hatte er keine Menschenstimme vernommen, und seine eigene Stimme kam ihm fremd vor, wenn er mit dem Aufseher, der sich in düsteres Schweigen hüllte, zu sprechen versuchte. Heiser klang seine Stimme, unangenehm und dumpf. Klopfte er, so ertönte weder links noch rechts eine Antwort. Man störte ihn nicht einmal beim Klopfen. Lächelnd beobachtete ihn der Aufseher durch das »Auge«. Es war ganz klar, daß es aussichtslos war, zu klopfen. Und keine Nachricht

354

kam! Ein Glück war es noch, daß er Bücher erhielt. Sie hatten nicht daran gedacht, ihn dieser letzten Freude zu berauben.

Also anderthalb Jahre?

Baumann blieb unbeweglich sitzen. Der Staatsanwalt schritt zum Tisch, und der Aufseher, der lautlos in die Zelle geglitten war, stellte ihm einen Stuhl hin.

»Sind Sie nicht der Meinung, daß Sie Ihrem Körper Bewegung gönnen müßten? Ich kann mir nicht denken, daß Sie sich in dieser vollkommenen Einsamkeit wohl fühlen. Vielleicht ist es auch teilweise Ihre Schuld, daß Ihre Angelegenheit nicht vorwärtsschreitet. Anscheinend hat mein Vorgänger es nicht verstanden, in Kontakt mit Ihnen zu kommen. Ich will seinen Fehler zu vermeiden suchen. Reden wir doch wie zwei Menschen miteinander.«

»Eine Menschengesprache gibt es vorläufig noch nicht«, erwiderte Baumann und zuckte die Achseln. »Ich habe eine Sprache und Sie eine andere. Wir haben nichts Gemeinsames, worüber wir uns unterhalten könnten.«

»Wozu dieser Ton?« fragte der Staatsanwalt einschmeichelnd. »Weshalb wollen Sie die Lage absichtlich verschärfen?«

Er öffnete die Mappe und entnahm ihr einen Aktendeckel mit Papieren, die er demonstrativ langsam zu durchblättern begann. Baumann folgte ihm mit dem Blick. Er erblickte den Haftbefehl der Geheimpolizei, das Begleitschreiben ins Gefängnis, einen kurzen Bericht der Geheimpolizei über ihn und das Protokoll des Verhörs vom 2. Juli 1904.

»Das erste und letzte Verhör in fünfzehn Monaten«, sagte der Staatsanwalt und schüttelte bedauernd den Kopf. »Warum tun Sie das?«

»Ich?«

Der Staatsanwalt wies mit dem Finger auf einige Zeilen.

»,... Er hat sich geweigert, mitzuteilen, wo er gelebt hat, und wann er nach Moskau gekommen ist. Die Frage, ob er sich schuldig fühle oder nicht, weigerte er sich, zu beantworten, ebenso verweigerte er jede Auskunft.« So, das ist alles.«

23*

355

Baumann öffnete das Buch, das vor ihm auf dem Tisch lag. »Meiner Ansicht nach genügt das.«

»Aber wie kann die Untersuchung unter diesen Umständen fortschreiten? Ihre Unterschrift fehlt sogar unter dem Protokoll.«

Baumann blickte ins Buch. »Ich beteilige mich nicht an der Untersuchung. Die Unterschrift ist schon eine Beteiligung.«

»Aber dadurch schaffen Sie doch unüberwindliche Hindernisse. Die Angelegenheit wird durch Ihren Eigensinn verzögert.«

Baumann antwortete nicht, er las. Der Staatsanwalt biß sich auf die Lippen, fuhr jedoch fort: »Ihre Taktik schadet nur Ihnen selbst. Uns ist es gleichgültig, ob Sie etwas aussagen, denn wir wissen bereits alles. Auch ihre Rolle auf dem Zweiten Kongreß, im Nord-Büro und im Moskauer Komitee ist uns bekannt. Ich stehe für die Richtigkeit der Angaben ein. Also können Geständnisse Ihr Schicksal nur erleichtern. Ich würde – die Stimme des Staatsanwaltes wurde weich – sofort Ihre Entlassung bewilligen, da ja für Sie gebürgt wird.«

Baumann fuhr kaum merklich zusammen. »Wer bürgt für mich?«

»Ihre ... Gattin Nadeshda Konstantinowa«, erwiderte der Staatsanwalt, ohne ihn anzusehen.

Aber dieses Mal verlor Baumann die Fassung. »Meine Frau? Wieso? Sie sitzt doch hier in der Tanganka, im ...«

Er blieb mitten im Satz stecken, schwieg und starrte düster vor sich hin. Der Staatsanwalt lächelte kühl und froh. »Sie sind schlecht unterrichtet. Das ist verständlich, da Sie in der Einzelhaft von der ganzen Welt abgeschnitten sind. Ihre Gattin ist auf freiem Fuß. Ja, wir haben es unter Kautions gestattet.«

Baumann runzelte die Stirn. »Weshalb?«

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln. »Anscheinend hatten wir Grund dazu.«

»Sie wollen sagen, daß Frau Kusmina Auskunft erteilt hat?« fragte Baumann und errötete.

»Ich will, solange Sie so eigensinnig sind, nichts sagen. Ich teile Ihnen nur die Tatsache mit.«

Er beugte sich zu Baumann und fuhr in einem herzlichen Ton fort:

»Und diese Tatsache teile ich Ihnen mit als Beweis dafür, daß auch wir die Fähigkeit besitzen, uns menschlich zu unterhalten, obwohl Sie die Möglichkeit einer solchen Unterredung bestreiten. Wir vermögen es sogar bei Menschen, die sich schwer an der bestehenden Staatsordnung versündigt haben. Selbstverständlich bleibt ein Staatsverbrechen ein Staatsverbrechen, und das Gesetz ist verpflichtet, dieses Vergehen zu bestrafen. Aber wir denken daran, daß wir nicht nur einen Verbrecher, sondern auch einen Menschen vor uns haben. In diesem Sinne handeln wir. Deshalb haben wir nicht einmal davor zurückgeschreckt, Ihre Gattin aus dem Gefängnis zu entlassen, obwohl ihre Schuld groß ist und wir von den traurigen Familienverhältnissen erfuhren ... Ich hätte es nicht gewagt, Sie mit dieser betrüblichen Mitteilung in Sorge zu versetzen, denn ich weiß, daß im Gefängnis alles doppelt lastet, aber Ihre Gattin hat mich dazu bevollmächtigt.«

Die Familienverhältnisse? Nadja sollte diesen Geck beauftragt haben? Was für ein Unsinn! Baumann zuckte verächtlich die Achseln. »Sie glauben doch nicht etwa, daß ich Ihren Worten, daß Nadeshda Konstantinowa frei ist und sich für meine Frau ausgibt, Glauben schenke?«

Der Staatsanwalt seufzte, und es klang fast aufrichtig. »Sie sind wahrhaftigen Gottes ein schwieriger Charakter! Glücklicherweise besitze ich ein Schreiben. Sie erinnern sich doch sicher der Handschrift Ihrer ... der Handschrift Nadeshda Konstantinowa?«

Er zog einen sorgfältig zusammengelegten Bogen aus der Tasche und überreichte ihn Baumann. Gratsch zuckte zusammen, als er Nadjas unregelmäßige Handschrift erkannte.

»Mein lieber Kolja! Ich bin frei, schreibe Dir aber nur Familienangelegenheiten, da mir lediglich gestattet wurde, darüber zu berichten. Vater ist schwer krank. Eine Operation, die einen tödlichen Ausgang haben kann, steht bevor, und es ist unbedingt notwendig, daß Du da bist, da alle im Hause voll-

kommen erschöpft sind. Wir haben so viel zu tun, daß wir nicht wissen, wie wir fertig werden sollen. Mama ist gesund, hatte eine Zahnfistel, aber die Zahnwurzel ist absolut unbeschädigt, also brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie sehnsüchtig ich Dich erwarte. Setze alles dafür ein, zu mir zurückzukehren. Ich küsse und umarme Dich herzlich. Deine Nadja.»

Der Staatsanwalt beobachtete aufmerksam Baumanns Gesicht, während dieser den Brief las. »Sie sehen, daß ich nicht gelogen habe. Ohne zu übertreiben, kann ich behaupten, daß Ihre Gattin meine Bestrebungen voll und ganz unterstützt. Setze alles dafür ein!« Daraus müssen Sie entnehmen, wie wichtig Ihre Rückkehr ist.»

Er nahm den Brief vorsichtig aus Baumanns Hand. »Leider darf ich Ihnen dieses Schreiben nicht hierlassen. Der Inhalt ist harmlos, aber wer bürgt mir dafür, daß da nicht etwas zwischen den Zeilen steht? ... Nadeshda Konstantinowa ist nicht nur Ihre Gattin, sondern auch Ihre politische Mitarbeiterin. Die illegale Technik, unsichtbare Schrift auf chemischem Wege herzustellen, hat einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Das ist uns bekannt.«

Baumann zuckte gleichgültig die Achseln. »Bitte. Ich habe das, was mich interessierte, erfahren.«

Er schwieg. Der Staatsanwalt wartete einen Augenblick und schob dann die Mappe beiseite. »Nun, Nikolai Ernestowitsch, sollen wir anfangen? Wir verlangen nicht viel. Nur ein paar Worte, auch ohne Ihre Unterschrift, wenn Sie Formalitäten so feindlich gegenüberstehen. Und dann winkt Ihnen die Freiheit, die Rückkehr in den Schoß Ihrer Familie ... Gestatten Sie?«

Der Staatsanwalt öffnete die Mappe und holte Papier und ein vergoldetes Tintenfaß für Feldpostzwecke hervor. Baumann griff wieder nach dem Buch, aber seine Finger zitterten. Er antwortete nicht sofort: »Morgen. Ich werde Ihnen meine Entscheidung durch die Gefängnisverwaltung mitteilen.«

Der Staatsanwalt bewegte die Lippen. Er schien irgendwelche

Worte auszusprechen, die Baumann zwar nicht hören konnte, aber doch erriet. Dann legte er das Papier in die Mappe, erhob sich und schritt zur Tür, die sich lautlos vor ihm öffnete. Der Aufseher hatte anscheinend gelauscht.

An der Schwelle blieb der Staatsanwalt stehen. »Sie haben es im Grunde genommen nicht verdient. Aber ich versprach es Ihrer Gattin.«

Er holte einen Pappkarton aus der Mappe, auf dem eine Reproduktion der Sixtinischen Madonna aufgeklebt war, und reichte sie Baumann.

»Ein etwas eigenartiges Sujet«, sagte er lächelnd, als er Baumanns Überraschung bemerkte. »Aber Sie dürfen hier im Gefängnis nur religiöse Bilder haben.«

Baumann nahm die Madonna in Empfang. Auf ihrer Wange prangte der lila Zensurstempel der Staatsanwaltschaft.

Der Staatsanwalt verließ den Raum, und hinter dem »Augen« lugte die blasse Pupille des Aufsehers in die Zelle. Er starrte einen Augenblick hinein, zwinkerte und verschwand. -

In die Freiheit? Ganz gleich unter welchen Bedingungen?

Und was bedeutete die Madonna?

Er drehte die dicke Pappe hin und her, betrachtete sie und schritt mit einer jähen Wendung in die entfernteste Ecke der Zelle, die sogenannte »tote Ecke«, weil sie für das »Augen« unsichtbar war. Eilig riß er mit den Fingernägeln die Pappe auseinander. Dünnes Zigarettenpapier schimmerte in der Spalte. Jede Vorsicht vergessend, zog er ein Heft mit gedruckten Seiten heraus.

Lenin! Bestimmt war er es, sonst hätten sie es ihm nicht geschickt! Endlich hatte er das Wort ergriffen.

Die Hände zitterten in einer Erregung, die er nicht zu beherrschen vermochte.

Lenin sprach! Also war alles gut.

Der Leitartikel: »Mitteilungen über den Dritten Kongreß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands« mit der Unterschrift der Mitglieder des Zentralkomitees brachte von der ersten Zeile an herzliche, starke, schlichte Worte, so wie sie nur der »Alte«, Iljitsch Lenin, zu sagen und zu schreiben vermochte. Nur er allein!

Also hatte er die Partei wieder in den Händen, also hatte er gesiegt! Ein Sieg Lenins in der Partei bedeutete aber den Sieg der Revolution.

Die kleinen Buchstaben tanzten vor Baumanns Augen, und schon die ersten Zeilen verschlugen ihm fast den Atem. Er las sie immer wieder und konnte es nicht glauben:

»Die Revolution hat begonnen und erfaßt immer breitere Kreise, neue Ortschaften und neue Bevölkerungsschichten. Das Proletariat steht an der Spitze der revolutionären Kampfgruppen.«

An der Spitze! –

Gierig las Baumann Zeile um Zeile und hatte alles um sich her vergessen – außer diesen schwarzen Buchstaben, deren Zeichen ihm immer mehr Kraft und neuen Mut einflößten. Der Aufseher schaute durch das »Auges«. Suchend glitt sein Blick durch die Zelle. Der Gefangene schien sich in der »toten Ecke« zu befinden. Das war verboten! Aber der Aufseher hielt sich heute nicht so streng an die Vorschriften. Ebenso lautlos wie er herangeschlichen war, ging er wieder zurück.

»Der Dritte Kongreß wurde von dem durch die Komitees der Mehrheit gewählten Büro der Arbeiter in Rußland und dem Zentralkomitee der Partei einberufen...«

Also haben sie das Zentralkomitee bezwungen!

»Sämtliche Komitees und die mit ihren Komitees unzufriedenen abgefallenen Gruppen waren zu dem Kongreß geladen. Die große Mehrheit, darunter sämtliche Komitees und Organisationen der Menschewiken, entsandte ihre Vertreter zu dem im Ausland stattfindenden Kongreß. Da-

durch war alles unter den gegenwärtigen polizeilichen Verhältnissen Mögliche getan worden, um die Mitglieder zur Teilnahme am Kongreß aufzufordern, und nur die Absage dreier ausländischer Mitglieder des ehemaligen Rates der Partei führte zu einem Boykott des Kongresses durch die Menschewiken. Der Dritte Kongreß beschuldigt diese drei Mitglieder der Zersplitterung der Partei durch ihr Verhalten...«

Drei? Plechanow? Martow? Axelrod? Das waren sie bestimmt. Weder Fisch noch Fleisch!

»Der Dritte Kongreß betrachtet die Annäherung einiger Parteimitglieder an die veralteten Ansichten des Ökonomismus als irreführend und falsch und erläßt genaue, durch die Satzungen festgelegte Richtlinien, die die Rechte jeder Minderheit garantieren und von allen Mitgliedern eingehalten werden müssen.«

Aber außer diesen allgemeinen, wesentlichen Aufgaben der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei erfordert der gegenwärtige revolutionäre Augenblick das Hervortreten von Kämpfern für die Freiheit, die in vorderster Linie stehen und an einem bewaffneten Aufstand gegen die Selbstherrschaft teilnehmen. Je hartnäckiger der Widerstand der zaristischen Macht gegen die Freiheitsbestrebungen des Volkes ist, um so mächtiger wird die Kraft des revolutionären Ansturms, um so wahrscheinlicher der volle Sieg der Demokratie, die von der Arbeiterklasse angeführt wird. Die Durchführung einer sieghaften Revolution und die Verteidigung ihrer Errungenschaften lasten als gigantische Aufgabe auf den Schultern des Proletariats. Aber das Proletariat fürchtet sich nicht vor großen Aufgaben und wird alle diejenigen, die ihm Unglück im Falle eines Sieges prophezeien, aus seinen Reihen stoßen und sich verächtlich von ihnen abwenden. Das russische Proletariat wird es verstehen, seine Aufgabe und seine Pflicht bis zum Ende zu erfüllen. Es wird die Fähigkeit besitzen, an die Spitze des bewaffneten Volksaufstandes zu

treten, und auch nicht vor der Aufgabe zurückschrecken, an einer provisorischen Revolutionsregierung teilzunehmen, wenn es sich als erforderlich erweisen sollte. Das Proletariat wird sämtliche konterrevolutionären Angriffe zurückschlagen, die Feinde der Freiheit zermalmen, die demokratische Republik mit dem Leben verteidigen, auf revolutionärem Wege die Verwirklichung eines Minimums unseres Programms erreichen, und wir werden nach dem Sieg in der kommenden demokratischen Revolution einen gigantischen Schritt vorwärts auf unser sozialistisches Ziel hin machen, ganz Europa von dem finsternen Joch reaktionärer, militärischer Herrschaft befreien und unseren Brüdern helfen, schneller und entschlossener auf dem Wege zum Sozialismus fortzuschreiten. Schon jetzt fassen die klassenbewußten Arbeiter der ganzen Welt, die im Kampf gegen die reaktionäre Bourgeoisie erschöpft waren, neuen Mut beim Anblick der revolutionären Erfolge in Rußland. Mit Hilfe des sozialistischen Proletariats wird es uns nicht nur gelingen, die demokratische Republik zu verteidigen, sondern uns mit Siebenmeilenstiefeln unserem sozialistischen Ziel zu nähern.

Vorwärts, Genossen Arbeiter, vorwärts zum organisierten, vorbereiteten, hartnäckigen, gemeinschaftlichen Kampf für die Freiheit!

Es lebe die internationale revolutionäre Sozialdemokratie!

Das Zentralkomitee der SDAPR.

Baumann richtete sich auf.

Wann war das geschrieben worden?

Er las das Datum: Genf, den 27. (14.) Mai 1905.

Mai! Und was war jetzt? September . . . Oktober?

Der Sinn von Nadjas Worten war ihm klar. Sie brauchte keine chemischen Geheimmittel anzuwenden. Mit der »Operation«, die einen tödlichen Ausgang haben konnte, war der bewaffnete Aufstand gemeint, das war deutlich. Die Frist war ganz nahe herangerückt. Und nur ein Idiot konnte daran zweifeln, daß mit dem

»Vater« der Zar gemeint war. Seit uralten Zeiten hatte man den Zaren als »Vater« bezeichnet. Nun wollten sie sich aber nicht mehr vor ihm bücken, sondern ihn schlagen! Ja, das war die »Operation«!

Und sie sollte nun ohne Baumann durchgeführt werden? Nein, das ging nicht! Also mußte er auf alles eingehen, nur um in Freiheit zu gelangen.

»Alle sind erschöpft.« Er konnte sich schon vorstellen, was da vor sich ging, wenn sie vor dem Aufstand standen. Natürlich reichten die Kräfte nicht. Allerdings war »Mama« bereits gesund. »Mama« nannten die Illegalen das Moskauer Komitee. Also klappte da alles wieder. Die »Zahnwurzel«*, »Korenj suba«, also Kosuba, war gesund. »Absolut unbeschädigt«, Absolut = Lelja, ebenfalls; beide unbeschädigt, gesund und auf freiem Fuß. Das war herrlich! Absolut war eine tüchtige Kraft, und Kosuba war nicht mit Gold aufzuwiegen – ein eingefleischter Moskauer und dabei hartnäckiger Proletarier, der Verbindungen zu allen Fabriken besaß und sich einer ungeheuren Popularität unter den Arbeitern erfreute. Aber jetzt brauchte man jeden. Iljitsch hatte es auch gesagt. Er mußte um jeden Preis fort von hier! –

Wieder lugte der Aufseher durch das »Auge« und zog sich beruhigt zurück. Der Gefangene saß still über ein Buch gebeugt da.

Die Zeitung steckte hinter dem Gürtel, die zerrissene Madonna lag in der »toten Ecke«.

Um jeden Preis! Natürlich nicht dadurch, daß er aussagte! Das hatte Nadja bestimmt nicht in Erwägung gezogen. Alle Mittel waren gut, nur nicht die der Bourgeoisie, wie sie sie in ihrer Politik anwandten. Aber selbst die Staatsmänner der Monarchien und der »demokratischen Republiken« bezeichneten die Politik als »une sale besogne«, ein schmutziges Geschäft. Der Revolutionär vertritt zwar die Ansicht, daß Kompromisse erforderlich sind, da man ja nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen kann, aber auch Kompromisse haben ihre Grenzen. »Alle Mittel sind erlaubt« – außer den gemeinen. Aussagen machen und sich

* Korenj saba – Zahnwurzel auf russisch.

mit dem Staatsanwalt verbrüdern, nein, das wäre Gemeinheit. Die durch diesen Preis erkaufte Freiheit würde bitter schmecken und die Freude, am offenen Kampf gegen den verhaßten Feind teilzunehmen, dadurch vergällt werden. Oder war das eine eines marxistischen Revolutionärs unwürdige Romantik? ... Nein! Und wenn es eine Romantik war, dann eine eigene, bolschewistische! Er konnte nicht anders handeln. Dieser Preis kam nicht in Frage. Er wollte jeden anderen Weg beschreiten, nur diesen nicht. -

Die Flucht? Unmöglich! Unbemerkt kam man nicht heraus, und mit bloßen Händen konnte man nicht durch zehn verschlossene Tore und an zwei Militärwachen vorbeikommen. ... Das wäre Irrsinn gewesen! Eine Einzelzelle im dritten Stock! Von hier kam man weder auf das Dach noch herunter.

Also hatte es keinen Zweck, noch lange nachzugrübeln; es blieb nur ein Ausweg: der Hungerstreik!

Der Hungerstreik mußte die Freiheit erzwingen!

Sicher meinte Nadja ihn, denn alles dafür einsetzen verlangte, selbst das Leben zu riskieren. Denn nur in der Drohung mit dem Tode lag die Kraft des Hungerstreiks. Wenn es der Gefängnisverwaltung nicht klar wurde, daß man beschloßen hatte, auf diese Weise, also bis zum Ende, zu streiken, dann würde sie nie nachgeben. Also das Leben einsetzen!

Baumann stand auf und schritt in der Zelle auf und ab. Drei Schritte vom Tisch bis zur Tür und wieder drei Schritte zurück.

Sollte er sterben? Unsinn! Er war doch Arzt und wußte Bescheid.

Wenn die Menschen im Hungerstreik an der Schwelle des Todes standen, so war es ihr eigener Wille gewesen oder eher ihre Willenlosigkeit, ihr Wunsch, nicht weiter zu leben. Deshalb starben sie nach einigen Tagen. Länger reichte der Wille nicht aus, und die Eiweißzellen starben ab. Aber ein lebendiger, ein wirklich lebendiger Körper konnte nicht so schnell schwach werden. Fünfzig bis sechzig Prozent seines Gewichtes mußte er vorher verlieren, und dazu brauchte er, wenn man ihn vernünftig be-

handelte, mindestens zwei Monate, vielleicht achtzig Tage. Das war eine absolut genaue, wissenschaftliche Berechnung, an die er sich aus seiner Studentenzeit erinnerte. Die Formel hatte er vergessen, aber das Wesentliche hatte sich seinem Gedächtnis fest eingepreßt: der Körper verbraucht siebenundzwanzig bis dreißig Kalorien täglich auf ein Kilogramm Gewicht. Ein Mensch mittleren Gewichtes konnte also zwei Monate durchhalten, ehe die Gewichtsabnahme tödlich wirkte. Allerdings nur, wenn er seinen ganzen Willen einsetzte!

Drei Schritte vorwärts ... kehrt ... drei Schritte zurück. Und wieder das Auge des Aufsehers an der Luke!

Zwei Monate! Also brauchte er gar nicht an einen Hungertod zu denken, allein schon deshalb nicht, weil die Genossen in der Freiheit ihm nicht soviel Zeit lassen würden, vielleicht nicht einmal die kurze Frist, die er benötigte, um den Widerstand der Gefängnisverwaltung durch den Hungerstreik zu brechen. Allerdings würde er nicht allein hungern. Die Nachricht über seinen Hungerstreik würde die Kameraden im Gefängnis veranlassen, gleichfalls in den Hungerstreik zu treten, um ihn dadurch zu unterstützen und die Lösung zu beschleunigen. Im Herbst vorigen Jahres hatten die Bolschewiken in der Tanganka gehungert; das war kurz vor seiner Überführung in die Einzelhaft gewesen. Damals hatte die Gefängnisverwaltung am elften Tage nachgegeben. Jetzt mußte der Staatsanwalt es früher tun, weil die Revolution marschierte. Damals war es eine ruhige Zeit für ihn gewesen.

Er erinnerte sich daran, wie die Volkstümpler ihren Hungerstreik im Jahre 1889 in Schlüsselburg abgebrochen hatten. Schon am dritten Tage gaben sie klein bei, und Vera Nikolaewna Figner, die bis zum neunten Tage allein gehungert hatte, schrieb damals auf einem Blättchen, das wie durch ein Wunder in die Freiheit gelangt war, erbittert: «Unser Hungerstreik hat mir gezeigt, daß es nicht zwei Menschen gibt, deren Puls gleichzeitig schlägt.»

Er hatte diese hoffnungslosen Worte nicht vergessen können. Aber bei ihnen, bei den Lenin-Anhängern, schlug der Puls

gleichzeitig. Und nicht nur bei zweien von ihnen, sondern bei allen. Hätte man sonst, selbst in der Gefangenschaft, so froh sein und so am Leben hängen können?

Also auf zum Hungerstreik!

29

In der Fabrik in Sredne-Tischinsk saßen die Arbeiter in zwei winzigen Zimmern und sprachen laut durcheinander. Dichter Tabaksqualm hing über einem Kasten mit schimmernden neuen Brownings, und Kosuba, der sich darüberbeugte, überredete einen mageren Arbeiter, der sich immer wieder an ihn wandte: »Du mußt doch verstehen, daß es auch noch andere Fabriken außer eurer gibt!«

»Es ist ja nicht von irgendeiner Fabrik, sondern von der Prochorowka die Rede, erwiderte der Arbeiter gekränkt. »Ist das irgendeine? Fünfhundert Mann stehen zu uns. Gibst du mir Waffen, so stelle ich tausend auf die Beine.«

»Verstehe doch endlich, daß ich nur hundertfünfzig Stück erhalten habe. Das soll für ganz Moskau reichen, und du verlangst zweihundert ganz allein. Hier hast du dreißig, die gebe ich dir, aber nicht mehr. Es hat keinen Zweck, darüber zu reden.«

»Halte ihn nicht auf, Semjone, unterstützten ihn andere Stimmen. »Du kennst doch Kosuba. Wenn er etwas gesagt hat, bleibt es dabei. Bei uns steht es sowieso mit der Bewaffnung besser als in anderen Betrieben. Allein schon die Gruppe von Schmidt hat allerlei. Und bei uns, hinter dem Moskwafluß . . .«

»Das sind die von Schmidt, und das sind wir!« erwiderte der Arbeiter von der Prochorowka zornig. »Sie werden kämpfen, und was sollen wir tun? Etwa die leeren Hülsen sammeln . . .? Gib uns wenigstens sechzig, Kosuba! Du bist doch früher in unserem Betrieb gewesen, du mußt etwas für die früheren Kameraden übrig haben . . . Mein Ehrenwort, ich wage mich gar nicht bei uns zu zeigen, wenn ich mit dreißig Revolvern ankommen soll. Sie bringen mich um!«

366

»Brauchst keine Angst zu haben«, erwiderte Kosuba lachend und zählte die Revolver ab. » . . . achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig . . . Du bist der Angriffslustigste; mir tut schon der Kopf weh . . . Aber halte mich doch bitte nicht auf. Die Zeit ist jetzt teuer.«

Die Tür öffnete sich. Ein junges Mädchen stürzte herein, Kopf und Schultern von einem breiten Tuch verdeckt.

»Nun haltet euch fest, Kinder: Die letzte Eisenbahn fährt nicht mehr, und zwar die der finnischen Eisenbahnlinie. Also, Generalstreik der Eisenbahner. Merkt ihr, worauf es hinausläuft!«

Sie warf einen Packen Flugblätter, die sie unter ihrem Tuch verborgen hatte, auf den Tisch.

»Vom Moskauer Komitee. Neue! Sind noch nicht einmal trocken.«

»Daher stammt wohl auch der Schnurrbart unter deiner Nase, Genossin Irina!« erwiderte Kosuba lächelnd und zwinkerte ihr zu.

Irina wischte das Gesicht ab. Alle brachen in schallendes Gelächter aus.

»Bist ganz verschmiert. Du solltest jetzt nicht Delegierte der Bäcker, sondern der Schornsteinfeger sein. Schau mal in den Spiegel, da hängt einer an der Wand. Schön bist du, nicht wahr!«

Die Flugblätter gingen von Hand zu Hand!

»Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands.

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Der Generalstreik!

Genossen! Die Arbeiterklasse hat sich zum Kampf erhoben. Halb Moskau streikt. Bald wird es ganz Rußland sein. In einer mächtigen Aufwallung bemüht sich die Arbeiterklasse, das seit Jahrhunderten bestehende Joch der Willkür und Gewaltherrschaft abzuschütteln. Die Arbeiterklasse hat der Regierung einen Krieg auf Leben und Tod erklärt, dieser Regierung der Diebe und Räuber und der zaristischen Selbst-

367

herrschaft. Sie erklärte auch den Kapitalisten den Krieg, die an ihrem Betteldasein schuldig sind. In diesem Augenblick muß jeder, in dem ein proletarisches Herz schlägt, mitkämpfen. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns; wer jetzt untätig mit gefalteten Händen dasitzt, hat die Arbeitersache verraten.

Streikt alle! Geht auf die Straßen, besucht unsere Versammlungen, stellt eure Forderungen, verlangt politische Freiheit und die Erfüllung eurer Forderungen auf wirtschaftlichem Gebiet; steht für die Freiheit des Wortes, der Persönlichkeit, Versammlungs- und Parteifreiheit und für die Einberufung einer konstituierenden Nationalversammlung auf der Grundlage eines direkten, allgemeinen und geheimen Wahlrechts ein!

»Saubers, krächzte Kosuba zustimmend.

»Selbstverständlich!« rief Irina aus und warf die Zöpfe zurück. »Wir haben es auf einer Rotationsmaschine gedruckt. Wie wird es sein, Kameraden, wenn wir alle technischen Errungenschaften zu unserer Verfügung haben? Ich muß lachen, wenn ich daran denke, wie ich vor vier Jahren gedruckt habe... Ein Rahmen aus Pappe, die Schablonen mit einem Nagel angeheftet! Und jetzt haben wir Stahlwalzen! Es lärmt und braust. Eine Freude ist es, so schön und voller Kraft. In Sytinsk haben wir...«

»Was? Sytinsk steht auch zu uns?«

»Ja«, erwiderte Irina lachend. »Vor dem Eingang zu den Maschinenhallen, zum Telephon und zu den Arbeitsräumen stehen unsere Wachen. Der Verwalter und der Besitzer sind verhaftet worden. Irgendwie gelang es einem Spitzel, sich bei uns einzuschleichen. Wir erkannten ihn sofort und warfen ihn vor Wut beinahe in die Rotationsmaschine.«

»Vielleicht hätten wir ein Papier erster Sorte erhalten«, sagte jemand.

Aber die anderen wandten sich gegen ihn. »Soll man sich da noch die Finger beschmieren? Ein Schlag auf den Kopf, und das genügt.«

Irina nickte. »Das wurde auch vorgeschlagen«, erwiderte sie, »aber die Mehrheit war schließlich dafür, mit reinen Händen dazustehen.«

»Habt ihr ihn einfach laufen lassen?« murrte die Menge.

»Nein, nicht so einfach«, beruhigte Irina sie. »Wir haben ihn mit sämtlichen in der Druckerei befindlichen Farben beschmiert und auf Brust und Stirn das Wort 'Spitzel' gedruckt.«

»Ausgezeichnet«, billigte Kosuba. »Ob er mit diesem Etikett seine Wohnung erreicht oder nicht, ist seine Sache. Druckerfarbe dringt tief in die Haut ein und läßt sich schlecht abwaschen. Du hast übrigens noch immer deinen Schnurrbart. Geh mal zu Njura, sie gibt dir Petroleum, damit du wieder schön wirst. Darfst nicht so beschmiert herumlaufen, wir haben doch Revolution.«

»Revolution?«

Die Stimme verlor sich in einem bösen, dumpfen Flüstern. Der Generalgouverneur Dubasow stand in der Mitte seines mit Teppichen belegten Arbeitszimmers, die Hände in den Hosentaschen, den faltigen braunen Hals tief in den weißen gestärkten Kragen eingezogen. Die goldenen, mit dem doppelköpfigen schwarzen Reichsadler verzierten Achselstücke standen von den emporgehobenen Schultern ab.

»Revolution? Verstehen Sie, was Sie sagen, Herr Oberpolizeimeister?«

Der General der Polizei, mit gebogener Hakennase, fuhr ein wenig zusammen und umklammerte noch fester die silberumrandete graue Pelzmütze.

»Zu Befehl, Exzellenz. Wenn es nur Moskau wäre, könnte man es einen Aufstand nennen, aber in ganz Rußland geschieht doch dasselbe, Exzellenz! Der Verkehr liegt still, der Telegraph funktioniert nicht, kein einziger Fabrikschornstein raucht. Nirgends brennt Licht. Jeden Augenblick kann auch das Wasser in den Leitungen abgestellt werden. Die Apotheken sind geschlossen

worden... In der Stadt Petersburg streikt sogar das Kaiserliche Ballett... »

»Und die Kirchenchöre, fügte eine leise Stimme zischend mit zahnlosem Mund hinzu.

Ein grauhaariger alter Mann mit schütterem Haarwuchs, in eine himbeerfarbene Priestersoutane gekleidet, mit einem silbernen, mit Brillanten besetzten Kreuz schüttelte den Bart, und seine in einem tiefen Sessel ruhende Gestalt wurde noch krummer und gebeugter. Er saß als einziger. Die anderen – es waren noch sechs Personen in Uniform anwesend – erhoben sich, als Dubasow von seinem großen, mit silbernen Schreibgeräten beladenen Eichentisch aufgestanden war.

»Also muß ich es so verstehen«, sagte der Admiral, und sein Blick glitt vom Metropoliten zum Polizeichef hinüber, »daß Sie die Verantwortung für die Stadt nicht übernehmen können. Reden Sie offen, die Polizei ist nicht Herr der Lage!«

Die graue Pelzmütze wurde zusammengeknüllt, und der Polizeichef erwiderte fest: »So ist es. Ich mußte den Befehl erteilen, die Straßenwachen zu entfernen und alle Kräfte in den einzelnen Stadtteilen zu konzentrieren, um sie den Polizeivorstehern zur Verfügung stellen zu können. Für Polizisten ist es nicht ungefährlich, sich auf der Straße sehen zu lassen, besonders, wenn sie allein sind. Es hat schon Fälle gegeben, wo sie von der Menge entworfen wurden.«

»Entworfen?« Der Admiral kniff die Augen zu. »Ihre Männer lassen sich entwaffnen, Exzellenz!«

Der Oberpolizeimeister senkte den Blick.

»Man darf nicht zuviel von ihnen verlangen, Exzellenz. Sie erhalten ein niedriges Gehalt. Wie oft habe ich mich an den Herrn Minister gewandt. Sie verdienen ja nur einige Rubel. Wer hätte Lust, dafür sein Leben zu riskieren?«

»Und das Vaterland?« brauste Dubasow auf. Unter dem kurzgeschorenen grauen Haar lief die Kopfhaut rot an, und die Adern auf der Stirn schwellen an. »Und der Eid?« fuhr er fort. »Die erste Pflicht des guten Untertanen ist, sein Leben zu opfern... Das

sind für einen Russen und vor allem für einen Offizier merkwürdige Erwägungen, Exzellenz! Ich will nicht näher darauf eingehen, möchte jedoch warnend hervorheben... »

Er wandte sich plötzlich den anderen zu. »Übrigens wird es auch Ihnen nicht schaden, den Inhalt der Geheimdepesche des Innenministers zu erfahren. Glücklicherweise arbeitet das Telegraphenamt des Heeres. Die Streikenden wissen nichts von seiner Existenz oder haben sie vergessen.«

Die Generale wechselten Blicke. Dubasow ging mit kleinen Schritten zum Schreibtisch und nahm ein Telegramm. »Ergreifen Sie mit unbeugsamer Energie und Entschlossenheit rücksichtslose Maßnahmen zur vollkommenen Niederwerfung des Aufstandes!«

Pause. – Er fuhr, jedes Wort betonend, fort: »Entfernen Sie sofort alle Regierungsbeamten, die den Aufstand in irgendeiner Weise unterstützen, Revolutionären Zuflucht gewähren, ihnen ihre Teilnahme bezeigen oder sich als schwach erweisen.«

Der Admiral betrachtete den Polizeichef flüchtig und wiederholte mit Betonung: »Also Teilnahme oder Schwäche gegenüber den Revolutionären.«

Einen Augenblick schwiegen alle.

»Haben Sie es gehört?« fragte der Generalgouverneur. Er legte das Telegrammformular beiseite. »Kehren wir nun zu den Moskauer Angelegenheiten zurück. Die Polizei funktioniert also nicht. Soll ich so berichten?«

Der Polizeichef schwieg. Dubasow machte eine scharfe Wendung auf den Absätzen zu dem neben dem Schreibtisch stehenden großen General. »Und das Heer?«

Der General wölbte die ordensgeschmückte Brust noch stärker. »Auf die Kosaken und die Kavallerie kann man sich verlassen. Aber der Infanterie ist nicht ganz zu trauen. Im Regiment von Rostow kann man direkt von Unruhen reden. Es gärt dort!«

»So-o-o«, sagte der Generalgouverneur gedehnt. »Das graue Vieh fängt auch an, den Schwanz zu bewegen?... Und welche Maßnahmen haben Sie ergriffen?«

«Alle erforderlichen», erwiderte der General und nickte bestätigend mit dem Kopf. «Die Soldaten sind faktisch in den Kasernen eingesperrt, erhalten keinen Urlaub und dürfen nicht einmal den Kasernenhof verlassen. Die Wachen sind verdreifacht worden. Die Lehrkommandos – übrigens sind diese immer zuverlässig – sind mit Munition versehen worden. Die Herren Offiziere befinden sich ohne Ablösung bei ihren Truppenteilen. Ich habe ihnen den Befehl erteilt, sich mit den niederen Rängen zu unterhalten und sogar, der Popularität wegen, mit ihnen Schach zu spielen.»

Der Admiral grinste spöttisch. «Na . . . und spielen sie? Hoffentlich haben Sie ihnen erklärt, daß sie im Spiel nachgeben und nicht mit Gewalt siegen müssen?»

Der Kommandierende General verstand ihn nicht. Er zwinkerte mit den weißbewimperten Augen. Auch die übrigen Anwesenden wurden verlegen. Der jüngste von ihnen, in der Uniform eines Gerichtsbeamten, fragte, die Worte dehnend: «Wie sollen wir das verstehen? Das Telegramm des Herrn Innenministers erwähnt rücksichtslose Maßnahmen, und General Trepows Befehl, der Ihnen ja bekannt sein dürfte, lautete ähnlich: „Keine blinden Schüsse abgeben und Munition nicht sparen!“ Unsterbliche Worte, die in die Geschichte eingehen werden. Das alles weist darauf hin, daß man mit Gewalt siegen und nicht nachgeben soll. Wenn man Ihre Worte im übertragenen Sinn verstehen soll, scheinen Sie durch Ihre Bemerkung auf eine andere Taktik hinzuweisen. Haben Sie Grund anzunehmen, daß Seine Majestät . . .»

Dubasow erwiderte nicht sofort. Unwillkürlich hob er den Blick zu dem lebensgroßen Porträt des Zaren, das dem Tisch gegenüber hing.

Der Zar lächelte gutmütig und stand in der Uniform eines Offiziers der berittenen Artillerie mit einer Paradehelmkappe in der Hand vor irgendeinem Schlosse. Das Bild hing seit einiger Zeit in diesem Zimmer, aber Dubasow bemerkte erst jetzt, daß die Knie des Zaren eingeknickt waren, und daß sein Lächeln

verlegen und armselig erschien. Und er stand mitten auf der Straße, wie ein Polizist vor einer staatlichen Schnapsbude, ohne Kopfbedeckung noch dazu. Ohne Mütze auf der Straße!? Hatte ein Idiot dieses Bild gemalt oder . . . ein Revolutionär? Es mußte jedenfalls sofort entfernt werden.

Er betrachtete das Porträt noch einmal sehr genau. Gräßlich, aber es gleicht ihm . . . Diese Kanaille, die ihn malte! Deshalb haben die Herren Abgeordneten, als er vor einigen Tagen die Delegation einiger öffentlicher Organisationen empfing, immer auf diese Wand geschaut und gegrinst.

Jemand hustete und lenkte die Aufmerksamkeit des Admirals wieder von dem Bild ab.

«Vorschläge Seiner Majestät?»

In diesem Zimmer befand man sich «unter sich». Höhere Beamte und der Staatsanwalt waren anwesend. Also konnte man offen reden.

«Die Lage ist kritisch», sagte der Admiral langsam. «Das darf man nicht übersehen. Wir haben nur zwei Möglichkeiten. Die eine und wünschenswerteste wäre eine Militärdiktatur.»

«Dimitri Fjodorowitsch Trepow», sagte der Staatsanwalt leise, als führe er ein Selbstgespräch.

Der Admiral nickte. «Vorläufig zielt der eingeschlagene Kurs, wie Sie dem Telegramm entnommen haben, auf eine Militärdiktatur hin. Es ist höchste Zeit, daß man die Gesetze beiseite schiebt. Die Verhaftungen sind unzweckmäßig geworden, denn wir können nicht Hunderte und Tausende verurteilen. Die Aufständischen müssen sofort durch die Waffen vernichtet werden. Sie müssen so ein Blutbad erleben, daß ihre Enkel noch davon reden. Wir müssen sie physisch vernichten. – Und das ist nur unter einer Diktatur möglich.»

Er biß sich auf die dicken Lippen und schwieg.

«Aber der Diktator muß über genügend Kräfte verfügen, die bewaffnet und ihm treu ergeben sind. Die ganze Frage besteht darin, ob sie in genügender Anzahl vorhanden sind», fügte er hinzu.

Er schwieg wieder. Totenstille herrschte im Raum. Der Admiral hob die Hand. »Die Moskauer Ereignisse lassen Zweifel darüber aufkommen.«

Der Kommandierende General runzelte die Stirn und wandte den Blick zur Seite.

»Also wird das Spiel mit dem gewaltsamen Sieg in diesem Fall nicht ausführbar sein. Und da wir nicht daran denken, uns diesen Dreckspatzen unterzuordnen, bleibt uns nur ein Spiel mit Nachgeben, also mit Kompromissen übrig.«

Wieder herrschte Schweigen, und wieder ergriff der Staatsanwalt, der sich im Zimmer des Generalgouverneurs von allen Anwesenden am freiesten zu fühlen schien, das Wort. »Soll man das in dem Sinne verstehen, daß die Möglichkeit einer Konstitution erwogen wird?«

Dubasow nickte, ohne die Frage zu beantworten. Der Staatsanwalt fuhr fort: »Und wenn die Dreckspatzen, wie Sie sie zu nennen belieben, die Paragraphen der Konstitution ausnutzen? Ich verstehe, daß es hier nur um Schein geht, aber es gibt Beispiele in der Geschichte, wo sich der Schein in Wirklichkeit verwandelte.«

Der Admiral lachte mit tiefer, heiserer Stimme. »Jedes Spiel kann verloren werden. Aber das Risiko erscheint mir nicht so groß . . . Abgesehen von den Bauern, von denen wir gar nicht reden wollen, sind auch die Arbeiter im Grunde genommen abgestumpftes, willenloses Vieh. Alles dreht sich um die Führer. Wenn man die vernichtet . . . aber selbstverständlich radikal, ich meine physisch . . .«

»In der Heiligen Schrift steht geschrieben, daß die Schafe sich zerstreuen, wenn der Hirte erschlagen wird«, sagte der Metropolit und wackelte zustimmend mit seinem weißen Bärtchen.

Der Staatsanwalt schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Sie erblicken Schwierigkeiten?« fragte der Admiral und runzelte die Stirn.

Der Staatsanwalt seufzte. »Nach den bestehenden Gesetzen . . .«

»Was haben die Gesetze damit zu tun?« unterbrach ihn Dubasow verärgert. »Wir reden von Staatspolitik. Ich verstehe, daß man das nicht offiziell tut, denn das wäre peinlich, aber ginge es nicht . . . Nehmen wir ein krasses Beispiel. In Ihrem Gefängnis befinden sich doch bedeutende Führer der Revolution?«

»Selbstverständlich«, erwiderte der Staatsanwalt bereitwillig. »Mitglieder des Zentralkomitees der SDAPR, die in der Wohnung des Schriftstellers Andrejew verhaftet wurden. Da gibt es noch einen Ziegler . . . Wir haben bisher nicht feststellen können, wie der Mann in Wirklichkeit heißt, aber alles weist darauf hin, daß er einer der wichtigsten Führer ist. Und dann – Baumann! Exzellenz haben sicherlich von ihm gehört; er war einer der größten Moskauer Revolutionäre . . . Bestimmt eine bedeutende und führende Persönlichkeit der Revolution.«

»Sehen Sie! . . . Warum sollte besagter Baumann nicht eines Nachts Selbstmord begehen?«

Der Staatsanwalt warf einen besorgten Blick auf die anderen und erwiderte mit betonter Sorglosigkeit: »Das wäre ganz unwahrscheinlich, Exzellenz. Niemand würde es glauben. Baumann ist, wie allgemein betont wurde, der lustigste Mensch von der Welt. Jedenfalls ist er der Lebensfroheste im Gefängnis.«

»Ich glaube, Sie scherzen! Sie verstehen doch, was ich meine?« Dubasow schlug mit der Faust auf den Tisch, und der Staatsanwalt, dem es endlich gelang, seinen Blick aufzufangen, wies mit einem besorgten Blick auf die anderen.

»Lassen Sie das! Ich bin Soldat und rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Und alle Anwesenden sind ehrlich dem Thron und dem Vaterland ergeben, davon bin ich überzeugt. Also brauchen wir kein Versteckspiel. Die Führer müssen vernichtet werden. Das ist mir vollkommen klar. Und ebenso klar ist es mir, daß wir die Gelegenheit benutzen müssen, wo wir sie in unseren Händen haben. Ist es denn so schwierig, einen Kriminellen zu finden, der es tut? Wir haben dort eine Menge professioneller Mörder. Man muß ihnen versprechen, daß man sie freiläßt, und sie nachts in eine Zelle schicken. Niemand wird es erfahren.«

«Unmöglich!» erwiderte der Staatsanwalt. «Sollte man diese Kriminellen sogar sofort aufhängen, so wird die Angelegenheit doch ruchbar werden. Wie sie es machen, weiß ich nicht, aber alles, was im Gefängnis geschieht, ist nicht nur den Gefangenen, sondern in der ganzen Stadt bekannt. Wir dürfen unseren Gegnern in diesem kritischen Augenblick auf keinen Fall diesen Trumpf in die Hand geben. Das ist ausgeschlossen, Exzellenz, vollkommen ausgeschlossen! In der Tanganka hat dieser Baumann, den Sie eben erwähnten, den Hungerstreik erklärt. Seit einem Jahr befindet er sich in Einzelhaft, und trotzdem fürchte ich, daß die übrigen Gefangenen davon Kenntnis erhalten und ihn ebenfalls mit einem Hungerstreik unterstützen werden . . . Und wenn dieser Hungerstreik der Politischen allgemein wird, werden es die Arbeiter erfahren. Sie können sich denken, wozu das in diesen unruhigen Zeiten führen kann, Exzellenz.»

Der Admiral hörte mit zusammengekniffenen Augen zu. «So, so . . . Nun, wie Sie denken! Herr Polizeimeister, haben Sie meinen Befehl ausgeführt?»

«Zu Befehl», erwiderte der Polizeichef und erhob sich eilig. «Gegen zehn Uhr, wie Sie es befohlen haben.»

Er warf einen Blick auf die altertümliche Bronzeuhr, deren verschnörkelte Zeiger auf elf wiesen.

Dubasow drückte auf die Klingel. Die Tür öffnete sich und der Adjutant erschien. «Fertig, Konowizyn?»

«Zu Befehl, Exzellenz.»

«Wo?»

«Vorläufig im untersten Stockwerk», erwiderte Konowizyn verlegen. «Ich war der Ansicht, daß es angebracht sei. Wenn Sie befehlen, bringe ich sie hierher.»

Dubasow betrachtete nachdenklich den Teppich und dann das mißglückte Porträt des Zaren. «Nein, es lohnt sich nicht. Wir gehen hinunter.»

Er schob den Sessel zurück und erhob sich. «Nun, meine Herren . . . Da Ihnen im Laufe unserer Unterredung klargeworden sein dürfte, daß der Staatsapparat vom Heer bis zum Gerichte,

er warf dem Staatsanwalt einen spöttischen Blick zu, »versagt hat, wollen wir an das Volk appellieren.»

Alle fuhren zusammen. Dubasow lächelte, erfreut über die Wirkung, die seine Worte hervorgerufen hatten. «Gracchus sagte: 'Ich appelliere an das Volk.' Sie sehen, daß die Klassiker nicht nur im Alexandrow-Lyzeum gelesen werden, Herr Staatsanwalt. Auch ich habe mich mit ihnen befaßt. Bitte, meine Herren . . .»

Feuchtigkeit und der Geruch ungewaschener Körper und nasser Kleidung schlugen dem Admiral aus dem Keller entgegen, der voll von Menschen war. In der ersten Reihe standen Männer in guten Jacken und Kaftans, hinter ihnen ärmer Gekleidete in schäbigen Mänteln und Zerlumppte, und an den Wänden nahmen die Polizeivorsteher in ihren grauen Uniformen stramme Haltung an.

Der Admiral rümpfte die Nase. Ein größlicher Raum! Er hatte nicht gewußt, daß es im Hause eines Generalgouverneurs solche Räume gab. Es wäre angebracht gewesen, die Leute in einem der Empfangssäle zu begrüßen. Dieser Narr Konowizyn mit seiner ewigen Romantik. Hatte wohl an Fiescos Verschwörung gedacht, dieser Idiot! . . . Hätte ihm wenigstens sagen sollen, daß er eine Mütze aufsetzen mußte. Nun stand er hier in diesem feuchten, kalten Loch mit unbedecktem Kopf . . . Sobald dieser ganze Rummel ein Ende hatte, wollte er Konowizyn auf eine Woche zur Hauptwache schicken.

Hinter sich vernahm er das leise Flüstern seiner Begleiter und das Husten des greisen Metropolitens. Anscheinend hielt die Wirkung noch an. Sie verstanden nicht, weshalb sie hier waren.

Der Admiral stellte sich breitbeinig auf, als stehe er auf der Kommandobrücke eines stark schaukelnden Schiffes, und sagte ernst und feierlich: «Ich begrüße euch, russische Männer.»

«Alles Gute, Exzellenz», klang es heiser und ungleichmäßig aus den Reihen.

«Ich werde euch alles klipp und klar auf Soldatenart sagen», fuhr Dubasow fort und schob die Unterlippe vor. «Bin nicht gewohnt, feine Redensarten zu führen... Habt ihr gesehen, was in Moskau vor sich geht? In unserer heiligen Stadt der tausend Kirchen? Sie ist eine der ältesten nach Jerusalem! Und nun laufen in ihren Straßen die gottlosen Sozialdemokraten mit ihren roten Fahnen herum, und Moskau ist die führende Stadt des Aufstandes geworden. Können das rechtgläubige Christen zulassen? Unsere Beschützerin, die Mutter Gottes der Iwerskaja-Kapelle, vergießt blutige Tränen im Himmel...»

Er ließ den kurzgeschorenen Kopf tief sinken und klappte eilig die Augenlider auf und zu, um zu zeigen, wie die Mutter Gottes weinte.

Einige Männer schnauften, und der Geruch von Schweiß und Branntwein wurde stärker.

«Ihre Schuld, die Schuld der Sozialdemokraten, ist es, daß wir den Krieg verloren haben. Es ist eine Schmach: Einen Krieg gegen diese gelben Affen zu verlieren!... Gott straft uns, weil wir dieses gottlose Gesindel geduldet haben. Ohne Gott können wir nicht siegen. Uns Russen führt Gott an, er ist unser General.»

Der Kopf des Admirals schnellte stolz empor, er richtete sich würdevoll auf, und allen war es plötzlich klar, wie Gott, der Herr, die russischen Zarentruppen anführte.

«Wir müssen diesen Sieg vor Gott verdienen, Brüder! Müssen unser Vaterland retten. Seine Majestät hofft auf euch.»

Ein breitschultriger Mann in einer weißen Schürze, über der er einen ledernen Gürtel trug – anscheinend ein Fleischer –, warf eine fettige Haarsträhne aus der Stirn und erwiderte im Namen aller: «Wir werden es gern tun.»

«Deshalb habe ich euch zusammengerufen, meine lieben Vertreter des Volkes», fuhr Dubasow fort. «Ich bin mit der ganzen Generalität zu euch gekommen, wie ihr seht. Auch Seine Magnifizenz ist hier... Ihr sollt wissen, daß der Zar für euch ist, daß seine treuen Diener zu euch stehen, und daß die Zarenmacht euer Schutz und Schild ist. Die Aufständischen haben sich in

Organisationen vereinigt. Nun ist es an der Zeit, daß auch wir uns zum Schutz der russischen Erde vereinigen. Ich sage euch im Namen des Zaren, daß die Zeiten ernst sind und daß die Regierung mit den Aufständischen nicht fertig wird. Ihr müßt ihr helfen.» Dubasow hob die Hand und ließ sie schwer herniederfallen. «Vernichten, vernichten müßt ihr die Aufständischen!»

«Die Führer müssen vernichtet werden», rief jemand in der hintersten Reihe aus. «Die ganze Pest geht von ihnen aus. Wenn sie nicht hetzen würden, käme das Volk nie auf den Gedanken, einen Aufstand zu machen.»

Ein zufriedenes Lächeln zuckte um den Mund des Generalgouverneurs. «Wer hat gesprochen? Tritt vor.»

Die Reihen schoben sich auseinander und ein kleiner, gedrungenener Mann mit langen Armen und wirren Haarsträhnen, die bis auf die Augen herabfielen, drängte sich, seine Mütze aufgeregt zwischen den schweißbedeckten Händen knüllend, durch die Menschenmenge.

«Dein Name?»

«Michalin... Michaltschuk...», erwiderte der Kleine, und sein Blick lief unruhig hin und her. «Werkpolizist in der Stschapow-Fabrik.»

Dubasow holte seine Brieftasche hervor. «Du denkst richtig und ehrlich. Ich danke dir.»

Er öffnete die Brieftasche. Gierige Blicke hefteten sich an seine gichtgekrümmten Finger, die einen Fünfundzwanzigrubelschein hervorholten.

«Das ist für dich. Und vergiß nicht, daß ein Zarendienst nie unbelohnt bleibt.»

Michaltschuk schnaufte vor Erregung. «Vielen Dank...», stotterte er. «Ich schwöre bei Gott, daß ich es verdienen werde.»

Ein dumpfes Flüstern ging durch die Menge. Der Fleischer trat vor und sagte: «Wir alle werden uns des Vertrauens würdig erweisen.»

Der Admiral nickte. «Ich glaube euch, Brüder! Ich habe schon in der Kanzlei den Befehl erteilt, jedem nach seinem

Verdienst auszusahlen. Besprecht euch untereinander. Ich werde euch Anweisungen durch die einzelnen Bezirks-Polizeivorsteher zukommen lassen. Und vergeßt nicht, Brüder, daß ihr auf diese Art dem Zaren dient. Vergeßt den Zaren nicht, und auch er wird euch nicht vergessen. Die Gnade des Zaren ist ebenso unerschöpflich wie die Gottes. Ihr werdet keinen Nachteil davon haben . . . Magnifizenz, segnen Sie die Gläubigen zum heldischen Kampf.»

Die Menge sank, sich bekreuzigend, auf die Knie. Der Metropolit hob mit einer halb drohenden, halb segnenden Gebärde die gefalteten Hände mit den schmalen, weißen Fingern. »Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Wagt es, meine Kinder. Tretet für die heilige Kirche und den Zarenthron ein. Kämpft für den irdischen und himmlischen König. 'Töte nicht', heißt Gottes Gebot, aber solange die Vernichtung feindlicher Heere auf dem Kriegsschauplatz nicht als gottlos gilt, ist es auch keine Sünde, die Gegner Gottes und des Zaren zu vertilgen. Auch in den Kirchenliedern stehen wir um Siege für den allgewaltigen Zaren . . . Verleihe uns den Sieg' . . .«

Die Menge stimmte sofort in den ihr bekannten Gesang ein.

Auf der Treppe, die zu den Gemächern des Generalgouverneurs führte, rief Dubasow den General der Gendarmerie an. General Stramm eilte, zwei Stufen auf einmal nehmend, zu ihm.

»Die Druckereien streiken«, sagte Dubasow. »Aber ich hoffe, daß die Druckerei der Gendarmerieverwaltung noch arbeitet. Sollten wir nicht schnell so eine Art Aufruf drucken lassen? Etwa in der Art meiner Rede? Auch der Segen des Metropoliten dürfte nicht fehlen. Die Polizei und diese . . . Volksvertreter könnten sie verteilen.« Er kicherte und strich sich über den Schnurrbart. »Nach Muster der Illegalen. Steht Ihnen ein Mann, der diesen Aufruf entwerfen könnte, zur Verfügung?«

Die Schmerzen in der Brust wurden erträglicher, wenn man die Hand an die linke Seite preßte, damit die Stiche nachließen. Wie die Stirn glühte! Und der Speichel, den man hinunterschluckte, verursachte Übelkeit.

Baumann hungerte den fünften Tag.

Der Physiologie zufolge konnte man bis zu achtzig Tagen hungern. Er hatte es errechnet. Im November waren ihm die elf Tage Hungerstreik leichter gefallen, aber diesmal quälte er sich schon am fünften Tage, obwohl er alle erforderlichen Maßnahmen streng einhielt, Wasser trank und jede unnütze Bewegung vermied.

Hatten seine Kräfte nachgelassen? Oder gaben die Nerven nach? Baumann ballte die Faust, beobachtete das Muskelspiel und lächelte zufrieden. Alles in Ordnung! Es waren die Nerven, natürlich nur die Nerven!

Das Wichtigste war Ruhe, Gedanken der Harmonie; am besten dachte man gar nicht und lenkte sich durch die Lektüre eines leichten Unterhaltungsromanes ab. Nur keine Aufregung! Im November war er ruhig geblieben. Aber konnte er es jetzt?

Fünf Tage war die Zelle nicht mehr aufgeräumt worden. Der Aufseher leerte eigenhändig den Kübel. Anscheinend hatten sie kein Vertrauen zu den Männern, die hier aufgeräumt hatten. Aber wenn er so isoliert wurde, konnten die Kameraden im Gefängnis nicht erfahren, daß er in den Hungerstreik getreten war. Und wenn sie es nicht wußten, konnten auch die in der Freiheit nicht davon in Kenntnis gesetzt werden. Irgendwie schien seine Rechnung nicht aufzugehen.

Er wußte nicht, was draußen vor sich ging . . . Und wenn die Aufstandswelle sich gelegt und die »Operation« verschoben worden war? Vielleicht trank der »Vater« wieder Wodka und befragte die Geister beim Tischtricken nach dem Geschick des Imperiums? Vielleicht saßen Kosuba, Absolut und Nadja schon hinter Gittern und hatten nicht die Möglichkeit, sich mit ihm in Verbindung zu setzen?

So ausgestreckt und regungslos daliegen, sich sowenig wie möglich bewegen, denken und nicht nervös werden! Das war nicht so einfach!

Und nun erhielt er auch keine Bücher mehr. Nur ein einziges – die Auswahl hatte der Staatsanwalt selbst getroffen, wahrscheinlich, um ihn zu verhöhnen –, nur der zweite Band der Gesammelten Werke Knut Hamsuns wurde ihm gebracht und darunter die Erzählung »Hunger«.

Ausgerechnet! Wahrscheinlich, um seinen Appetit anzuregen.

Natürlich las er sie sofort. Warum sollte er dem Staatsanwalt diese Freude nicht bereiten? Anfangs belustigt über die Schilderungen eines erfolglosen, hungernden Schriftstellers, geriet er allmählich in Zorn. Wie konnte Knut Hamsun diesen Pseudohunger schildern, wenn es echten Hunger gab, zäh und würgend, einen Hunger, der die Menschen zum Wahnsinn trieb, die Bevölkerung ganzer Gebiete vernichtete oder unsichtbar in Arbeitervierteln Kinder erdrosselte und jungen Gesichtern die graue Farbe des Erdbodens verlieh! Darüber schwieg er. Aber statt dessen schrieb er einen dreihundert Seiten langen Roman über den leeren Magen eines Bürgerlichen? Wie konnte man das Hunger nennen?

Jede zornige Erregung erhöhte den Stoffwechsel und bedeutete in diesem Falle einen Kräfteverlust. Hatte es Zweck, sich über diese Erzählung aufzuregen? Die Nerven waren sowieso gereizt.

Rechts an der Wand klopfte es ganz zaghaft und leise. Im ersten Augenblick traute Baumann seinen Ohren nicht. Beim Hungern hat man öfters Ohrensausen. Aber das Klopfen wiederholte sich, ganz vorschriftsmäßig nach dem Gefängnisalphabet. Dieses Mal verstand Baumann ganz deutlich: »Wer!«

Sein Name war seit langem festgestellt, also hatte es keinen Zweck, ihn zu verheimlichen. Baumann klopfte ebenso leise und vorsichtig: »Baumann.«

Die Antwort war schnell, Baumann konnte kaum die Buchstaben zählen. »Ziegler.«

Das konnte nicht sein! Ziegler? Der alte, treue Freund... War er hier gelandet? Hier, in seiner Nähe? Er mußte eine

Frage stellen, um zu prüfen, ob er es wirklich war... Baumann überlegte, es fiel ihm nicht sofort etwas ein. Antworten mußte er. »August?«

»Ja. Ich bin hier untergebracht worden, weil kein Platz mehr war. Es sind viele Neue eingetroffen. Das ganze Komitee wurde verhaftet. Die Druckerei ist beschlagnahmt worden. In jeder Einzelzelle sitzen zehn Personen.«

»Ich bin in den Hungerstreik getretene,« klopfte Baumann. Eine lange Pause.

»Wir wissen es,« klopfte es sofort zurück. »Laß das, es lohnt sich nicht. Der Streik ist beendet, und wir haben nichts erreicht.«

Baumann stützte sich auf den Ellbogen und schlug die Faust mit aller Kraft gegen die Wand:

»Lump!«

Das war nicht Ziegler... war ein Agent! Seine Antworten hatten ihn verraten. Ein Genosse hätte nicht so geantwortet. Niemals! Vor allem Lengnik nicht. Und außerdem hatte er auf den Namen »August« reagiert. Lengnik hatte nie so geheißen.

Er streckte sich wieder aus. An der Wand klopfte es schnell und gleichmäßig. Baumann hörte nicht hin.

Die geringste Erregung erhöht den Stoffwechsel.

Augen schließen und nicht denken! Aber wie konnte man den Gedanken entfliehen, wenn es nichts zu lesen und zu essen gab? Das Essen lenkte immerhin ab, unterbrach den eintönigen Tageslauf der Einzelhaft, der nun, durch kein äußeres Geschehen mehr gekennzeichnet, unerträglich als kompaktes, graues Einerlei auf einem lastete und zum Wahnsinn trieb. Unsinn! Die magere, lauwarne Kohlsuppe und rohe, klebrige Grütze waren kein Genuß gewesen. Mittags Grütze und abends, wenn das ewig brennende, trübe Lämpchen in der grauen Dämmerung heller erschien, wieder Grütze. Aber die Mahlzeiten hatten immerhin die quälenden Gedankengänge unterbrochen. Nun blieb nur noch endloses, zermürendes Denken, Grübeln ohne Unterlaß und noch Schlimmeres, das Lauschen auf innere Stimmen und die Beobachtung der leisesten Regungen des versagenden Körpers,

der zu klagen beginnt, wenn man ihn in dieser Grabesstille und Einsamkeit beachtet, bis das zermarterte Gehirn die lähmende Leere der Zelle mit drohenden Geräuschen, heimlichem Flüstern und Raunen belebt. Und lauscht man noch länger den Regungen des Körpers, so bäumt sich der Schmerz wie ein wütendes Tier heimtückisch auf und bohrt und quält.

Baumann sprang von seiner Pritsche auf und setzte sich hin. Schluß damit! Diese Tageseinteilung mußte durch eine bessere abgelöst werden. Wenn er kein Buch zum Lesen hatte, keine Klopfszeichen seiner Kameraden mehr vernahm, dann konnte das Liegen nur noch schaden. Bewegung, Gymnastik, sechzehn Müllerübungen, ja, das fehlte ihm. Der Kopf würde sofort klarer werden.

Schritte auf dem Gang... also Mittagszeit. Jetzt begann die siebzehnte, von Müller nicht vorgesehene Übung, den Napf mit der Kohlsuppe in Empfang zu nehmen, die Suppe auszugießen, den Napf zurückzugeben, die Buchweizengrütze entgegenzunehmen und auch sie in den Kübel zu schütten.

Aber statt des Schiebefensters öffnete sich die Tür. Der Aufseher trug die beiden Eßnapfe vorsichtig herein und stellte sie auf den Tisch. »Essen Sie, Herr Baumann«, sagte er mit süßlichem Flötenton.

»Geben Sie her«, sagte Baumann und streckte die Hand aus. Nun konnte die siebzehnte Übung beginnen.

Der Aufseher schüttelte bekümmert den Kopf.

»Das sollten Sie nicht tun, Herr Baumann. Sie schaden sich nur selbst, wenn ich so sagen darf...«

Er ging zur Türschwelle, blieb stehen und seufzte. Seine Stimme und sein ganzes Benehmen waren so eigenartig, daß Baumann sich überrascht erkundigte: »Was fehlt Ihnen? Sie sind heute so ganz anders als sonst.«

Der Aufseher seufzte wieder. »Die ganzen Angelegenheiten, Herr Baumann.«

Er schwieg einen Augenblick und fügte hinzu: »Vor allem habe ich eine Familie...«

Ein Gedanke durchzuckte Baumann. Er fuhr zusammen, schüttelte den Aufseher und fragte: »Was ist in der Stadt los? Rede schnell!«

Der Aufseher befreite sich erschrocken aus Baumanns Händen. Er erwiderte im Flüsterton: »In der Stadt sind Unruhen... Eine Abteilung Grenadiere bewacht das Gefängnis. Man erwartet einen Arbeiteraufstand. Sie wollen das Gefängnis stürmen... Wenn das, was Gott verhüten wolle, geschehen sollte, so treten Sie für mich ein, Herr Baumann. Alle sagen, daß Sie ein großer Mann in diesen Kreisen sind... Helfen Sie mir dann... Wir Angestellten können doch nichts dafür. Auch wir müssen leben, essen und trinken... Ich habe Sie doch nie schlecht behandelt... habe Ihnen geholfen, so gut ich konnte... Vor allem tut mir meine Familie leid.«

Baumann schloß die Tür. Nun flüsterte auch er: »Hilf mir fliehen. Wenn die Revolution siegt – und das wird sie –, wird es dir vergolten werden. Wir vergessen es dir nicht, wenn du mir hilfst.«

Der Aufseher öffnete den Mund weit und schnappte nach Luft. »Gott behüte mich davor! Das ist ausgeschlossen! Sie sind ein ganz besonderer Fall: Was wird aus mir, wenn das geschieht? Sie werden mich verteilen.«

»Fliehe mit mir. Bringe mir andere Kleider. Hast du einen zweiten Rock? Oder vielleicht eine Uniform? Wir gehen beide zusammen hinaus. Du wirst es nicht bereuen, das sage ich dir. Du erhältst Geld und einen Paß... Niemand wird dich finden. In Rußland gibt es doch genug Platz...«

»Ja, ich...«, begann der Aufseher atemlos, hielt jedoch plötzlich inne, lauschte und sprang mit einem Satz zur Tür. »Sie kommen.«

Er lief in den Gang. Gleichzeitig ertönten ganz unvorschriftsmäßig laut Stimmen vor der Tür. Baumann erkannte den tiefen Baß des Gefängnisdirektors. Die Tür öffnete sich, und der Gefängnisvorsteher stand lächelnd auf der Schwelle. Sein Lächeln war erschrocken und devot.

«Sie werden entlassen, Herr Baumann! Bitte ins Büro, die Akten unterschreiben. Wir entlassen Sie auf Bürgschaft. Die Sachen erhalten Sie zurück, und Ihre Gattin erwartet Sie.»

Baumann griff eilig nach den in der Zelle befindlichen Sachen. Ehrerbietig wartete der Gefängnisdirektor.

«Jetzt können wir gehen. Haben Sie Zeugen im Büro?»

«Zeugen?» fragte der Gefängnisdirektor überrascht. «Wozu? Ich habe Ihnen doch gesagt...»

Baumann lächelte wie stets sein weiches Lächeln. «Sie wissen ja, daß ich keinerlei Akten unterschreiben werde. Das ist mein Grundsatz. Sie bleiben ohne Dokumente, wenn Sie keine Zeugen haben.»

Der Gefängnisvorsteher lächelte und schüttelte den Kopf. «Sie sind grausam, Herr Baumann! Was macht man mit Ihnen? Wir können Sie doch nicht um reiner Formalitäten willen dabeibehalten. Es wird schon irgendwie gehen.»

Der Gefängnisdirektor ging voraus. Er lief so schnell er konnte und öffnete die Tür ins Büro. «Bitte.»

Nadja, Blumen, Aufseher und noch ein großer Mann in Zivil, der ihm freundlich die Hand reichte. Baumann drückte die Hand, ohne hinzuschauen, und umarmte seine Frau.

«Bist du gesund? Was macht der Vater?»

Sie erwiderte, das Lachen mühsam beherrschend:

«Er atmet noch. Komm schnell... Die Sachen können sie behalten, nicht wahr? Wir wollen keine Zeit mit Unterschriften verlieren.»

«Sie schreiben es ohne uns auf.»

Baumann steckte lachend Hosenträger, Taschenmesser und seine Uhr in die Tasche, die vor ihm auf dem Tisch gelegen hatten... Sein Blick fiel auf den Mann, der ihm eben die Hand gedrückt hatte. Er erkannte den Staatsanwalt.

Ein unangenehmes Gefühl bemächtigte sich seiner, als hätte er seine Hand besudelt. Der Staatsanwalt lächelte freundlich. «Ich habe es für meine Pflicht gehalten, persönlich zu erscheinen, für den Fall, daß es irgendwelche Mißverständnisse geben sollte.»

Nadja bemerkte den Blick ihres Mannes. Sie drückte seine Hand und sagte eilig: «Wir sind sehr dankbar... Komm, Nikolai.»

Der Aufseher trat zu ihnen. «Ich bringe Sie bis zum Tor, damit Sie nicht aufgehalten werden.»

Sie verließen zu dritt das Büro. Der Aufseher flüsterte: «Nun bin ich alt geworden, Herr Baumann, aber erst jetzt verstehe ich, wofür Sie gelitten haben.»

Baumann drückte den Arm seiner Frau fester an sich. Wie schön war es, zu leben! «Was haben Sie denn verstanden, werter Iwan Ewsewitsch?»

Der Alte flüsterte in sein Ohr: «Es sieht so aus, als ob der Thron gestürzt würde. Die Arbeiter verlangen es... Und wenn sie siegen, dann werden Sie bestimmt Minister... Dafür lohnt es sich schon, zu leiden.»

Baumanns Lippen krümmten sich höhnisch. Er empfand beinahe körperliche Übelkeit, wenn er den hündisch ergebenen Blick auf sich gerichtet sah. Es wurde ihm traurig zumute.

«Sie haben nichts verstanden», erwiderte Nadja an seiner Stelle. «Sie sind ein typischer Beamter. Gehen Sie bitte voraus, es ist unbequem, hier so eng zu gehen.»

Sie standen im Hof. Frische Winterluft schlug Baumann entgegen, er fühlte sich schwindlig. Wie leuchtende Garben drangen Sonnenstrahlen auf ihn ein. Er blieb stehen.

«Was ist mit dir? Du bist ganz blaß geworden!» fragte Nadja besorgt.

«Das schadet nichts, wird schon vergehen, kommt nur vom Hungerstreik.»

«Du hast gehungert?»

Nadja schrie es und der Aufseher vor ihnen zog den Kopf zwischen den Schultern ein, als fühle er sich schuldig, und setzte eilig seinen Weg fort.

Aus dem zweiten Stockwerk des politischen Gefängnisses rief eine helle Stimme: «Baumann? Befreit!»

Baumann wandte sich den winzigen Fenstern zu. Gesichter

und Hände schimmerten hinter den Scheiben. »Viel Glück, Gratsch!«

Baumann winkte und schrie, so laut er konnte: »Ich hole euch heraus! Bald! Es lebe die Revolution!«

Der Aufseher blieb stehen. Hinter ihm kam ein anderer Aufseher angelaufen. »Herr Baumann, das geht wirklich nicht!«

Baumann winkte noch einmal und ging zum Tor. Lauter Gesang ertönte aus den Fenstern hinter ihm her.

Im langen, schmalen Saal befanden sich zweihundert oder vielleicht sogar dreihundert Personen. Baumann und Nadja blieben an der Türschwelle stehen. Eine freudige Stimme unterbrach den Redner und rief: »Gratsch ... Genossen, Baumann ist da!«

Kosuba stürzte herbei, umarmte und küßte Baumann, sein stacheliger Bart kratzte seine Wange. »Ich dachte schon, ich würde dich aus dem Gefängnis holen müssen. Aber der Staatsanwalt hat wohl Angst gehabt und nicht so lange gewartet.«

Die Genossen umringten Baumann. Die Versammlung wurde abgebrochen, und Baumann sah in vertraute, strahlende Gesichter. Larinow, mit dem er voriges Jahr den Hungerstreik durchgeführt hatte, drückte ihm herzlich die Hand. »Direkt aus dem Gefängnis? Bist noch gar nicht zu Hause gewesen? Das ist der richtige Genosse!«

Erregt betrachtete Baumann die Männer, die sich um ihn drängten. »Und was macht ihr hier eben? Versammlung?«

»Nein«, erwiderte Kosuba laut lachend. »Die gibt es heutzutage nur mit einer Beteiligung von Zehntausenden. Sonst reden wir gar nicht. Hier – hat es dir deine Frau nicht erzählt? – haben sich nur die Bezirksvertreter und das Moskauer Komitee zu einer Besprechung versammelt.«

Baumann schüttelte überrascht den Kopf. Kosuba lachte noch lauter. »Ein Schritt vorwärts, nicht wahr? Weißt du noch,

wie wir beim Arzt inmitten seiner Meerschweinchen tagten? Fünf Mann, und das war das ganze Nord-Büro, das in einem Viertel des ganzen russischen Reiches die Bewegung allein organisierte. Ja, die Zeit ist nun endgültig vorbei!«

Baumann sah sich verwundert um: »Und ihr tagt so, ganz offiziell?«

»Vor wem sollten wir uns verstecken? Heutzutage gibt es weder Spitzel noch Polizei. Die Gendarmerie arbeitet illegal oder ist untätig. Wir können tun und lassen, was wir wollen.«

Die Glocke des Vorsitzenden ertönte.

»Hörst du? Wie es sich gehörte, sagte Kosuba stolz. »Geh zum Tisch, wir wollen dich ins Präsidium wählen. Marat ist Vorsitzender.«

»Genossen, wir fahren mit der Sitzung fort. Wir schlagen vor, den eben aus dem Gefängnis entlassenen alten Bolschewik, Genossen Baumann, der anwesend ist, ins Präsidium zu wählen.«

Die Leute klatschten laut und freudig Beifall. Die Männer am Tisch rückten zusammen, um einen Platz frei zu machen.

»Der erste Punkt der Tagesordnung ist die Verteilung der Arbeit unter die Mitglieder des Komitees.«

»Welche Arbeit übernimmst du, Genosse Baumann?« wandte sich Marat an Gratsch.

Baumann fühlte sich nach den fünf Tagen Hungerstreik noch ganz schwindlig, und die Nerven waren gereizt. Vor seinen Augen wogten neue Gesichter, die ihn aufmerksam betrachteten. »Ich muß erst alles kennenlernen. Kosuba erinnerte mich eben daran, daß der Arbeitsmaßstab nach anderthalb Jahren ein anderer geworden ist. Ich muß mich erst daran gewöhnen.«

Der Vorsitzende schüttelte lächelnd den Kopf. »Du bist zu bescheiden, Genosse Baumann. So ein Arbeiter wie du ist sofort orientiert. Wir werden dich schnell in alles einweihen.«

Kosuba mischte sich ein. »Nein, überhäuft ihn nicht gleich mit Arbeit. Er wird uns bald überholen, aber vorläufig gib ihm

Zeit, sich zu orientieren. Übrigens muß ich morgen früh in den Textilbezirk. Die Proschin-Fabrik beteiligt sich immer noch nicht am Streik. Der Bezirksorganisator unserer Partei befaßt sich nur mit der Morosow-Fabrik und kümmert sich nicht um das Proschin-Werk, obwohl es das reaktionärste ist. Fahren wir zusammen, Genosse Gratsch ... Den Bezirk kennst du ja. Du wirst alle wiedersehen. Und unterwegs können wir alles besprechen.»

«Wie wollt ihr denn fahren? Die Züge gehen doch nicht.»

«Stehen die Eisenbahner etwa nicht auf unserer Seite? Sie stellen uns eine Lokomotive zur Verfügung, dann sind wir bald dort.»

34

Wieder standen sie vor dem Bären im Sarafan unter der verschnörkelten Krone. Es war kein fürstliches oder adliges, sondern ein Kaufmannswappen, die Fabrikmarke. Und auf dem durchsichtigen Plakat über dem offenen Tor prangten noch immer die Worte:

Manufaktur
des edlen angesehenen Bürgers
Sergei Porfirjewitsch Proschin

Der Hof war voll von Menschen. Auf der Terrasse des Fabrikgebäudes befand sich das Präsidium, drei Vertreter des Betriebes, ein alter und zwei junge, und Kosuba und Baumann als Vertreter des Moskauer Komitees.

Die Versammlung dauerte schon drei Stunden.

Neben dem Präsidium stand ein junger Arbeiter aus dem Betrieb, groß und stattlich, ohne Bart und Brauen, auf einem Faß als Rednertribüne, und sein dunkelblondes Haar flatterte im Winde.

Der Bursche hob die Hand. «Und nun komme ich zum Schluß, Kameraden! Heute erheben wir uns also gegen die

Selbstherrschaft. Bis jetzt haben wir um Kopeken, um unser elendes Dasein und dafür gekämpft, unsere stinkende Bude im herrschaftlichen Stall gegen eine menschenwürdige Behausung einzutauschen. Jetzt aber, Kameraden, werden wir um die Macht, so wie der Arbeiter sie braucht, kämpfen, aber diese Macht wird gerecht vorgehen, denn ein Arbeiter wird einen anderen Werktätigen nie kränken oder übervorteilen wollen. Wir kämpfen gegen den Zaren, denn wir haben verstanden, daß wir die Fabrikanten nicht los werden, solange das Zarentum an der Macht ist. Der Zar unterstützt den Fabrikdirektor, und gemeinsam saugen sie das Blut des Volkes aus. Schlagen wir den Zaren, so werden wir auch mit dem Kapitalisten fertig. Selbstverständlich kann uns so ein Sieg nicht in den Schoß fallen. Wir müssen uns dafür einsetzen, werden vielleicht Niederlagen erleiden, aber das darf uns nicht davon abhalten. Das russische Volk will siegen. – Wir müssen uns aber sofort bewaffnen. Mit bloßen Händen können wir den Zaren nicht angreifen.»

Eine laute Stimme aus der Menge rief: «Hast den falschen Weg eingeschlagen.»

Der Bursche schwieg einen Augenblick und erwiderte dann: «Wie willst du es denn anfangen?»

Die Stimme antwortete nicht mehr so überzeugt und laut: «Das, was du vorschlägst, ist schlecht für das Volk.»

Ein Raunen ging durch die Menge.

«Belle nicht aus dem Hintergrund. Wenn du reden willst, so komm hierher und steige auf das Faß ... Her mit ihm, Kameraden.»

Die Männer schoben einen grauhaarigen Mann aus den hintersten Reihen zum Präsidium. Er war ordentlich gekleidet. Der Bursche betrachtete ihn spöttisch und mißtrauisch.

Der Mann nahm die Mütze ab. «Wozu aufs Faß, ich kann auch so sprechen ...»

«Keine Geschichten, rauf auf die Rednertribüne!»

Auf dem Hof lagen eine Menge Tonnen herum. Der Alte kletterte auf eine, die neben der des Burschen stand.

«Er gehört nicht in den Betrieb, arbeitet nicht bei uns», schrie jemand aus der Menge. «Er kommt aus der Makeewskaja-Werkstatt. Was hat er hier zu suchen?»

Kosuba erhob sich. Sofort wurde es still. «Das gehört sich nicht, Kameraden! Weil er aus einem anderen Betrieb kommt soll er nicht reden und gehört nicht zu uns? ... Das ist falsch! Wir wollen erst hören, was er sagt, und dann werden wir feststellen, ob er zu uns gehört oder nicht.»

Der Grauhaarige hielt die Faust vor den Mund und hustete. Die Unterstützung des Präsidiums schien ihm neuen Mut einzuflößen.

«Ich wollte vor allem nur darüber sprechen, daß es der Allgemeinheit schadet, wenn wir uns prügeln und auch noch zu den Waffen greifen. Ist das eine Arbeiterangelegenheit, zu schießen? Unser Platz ist an der Drehbank ... Außerdem ist eben berichtet worden, daß ganz Rußland sich erhoben hat und alle Betriebe stillstehen. Weshalb sollen wir da auch noch mitmachen? Sie werden auch ohne uns fertig. Ob wir mitgehen oder nicht, ist gleich, wir helfen ihnen doch nicht mehr damit, aber einen Ausfall des Verdienstes haben wir dadurch und schaden uns nur selbst.»

Der Bursche konnte sich nicht länger beherrschen und schrie: «Wenn alle so denken würden, könnte man nie etwas erreichen! Jeder würde sich auf den anderen verlassen und nichts tun ... Meine Ansicht ist, daß jeder sich daran zu beteiligen hat, wenn der russische Arbeiter sich erhebt. Und jeder soll bereit sein, alles zu opfern, das erfordert diese Zeit! Und wer dagegen redet, ist kein Proletarier, sondern ein Zarenknecht und mit Verlaub zu sagen ein Hundesohn.»

«Richtig», brüllte die Menge.

Der Alte winkte mit der Hand ab. «Ich bin ja nicht dagegen. Ich mahne nur zur Vorsicht ...»

Seine Worte gingen in einem Getöse brüllender Stimmen unter. «Genug! Ins Faß mit ihm!»

Der Mann wandte sich erschrocken dem Präsidium zu. Aber

der neben Kosuba sitzende Alte nickte zustimmend. «Hast du gehört? Herunter mit dir! Wir haben folgenden Brauch auf unseren Versammlungen. Beim Reden aufs Faß, spricht man jedoch Unsinn, dann ins Faß hinein! Da steht es», sagte er lächelnd. Und zu Kosuba und Baumann gewandt, fügte er erklärend hinzu: «Das tun wir, damit die Leute mit Vernunft reden. Anfangs traten immer wieder Männer auf, die sich nur reden hören wollten und so einen Unsinn zusammenschwatzten, daß man gar nicht wußte, was sie wollten. Steckt man sie einmal ins Faß, so reden sie das nächstmal vernünftiger.»

Die Versammlung war noch nicht zu Ende, als Baumann und Kosuba sich verabschiedeten. Sie hatten versprochen, an der Abendsitzung des Komitees in Moskau teilzunehmen. Vor dem heiligen Sergius drängten sich ein paar Burschen und ein weißhaariger Weber mit einer roten Armbinde – anscheinend ein Mitglied des Streikkomitees – und montierten die Sammelbüchse zu Füßen des Heiligen ab. Dumpf klirrten die hin und her rollenden Kupfermünzen in der Büchse.

«Was macht ihr?» fragte Baumann und blieb stehen.

Der Alte nickte ihm beruhigend zu.

«Das Streikkomitee hat beschlossen, das Geld für den Ankauf von Waffen zu beschlagnahmen. Machen Sie sich keine Sorgen, Genosse, wir handeln vollständig gesetzmäßig. Die Summe wird schriftlich niedergelegt, und der Priester kann sie nach der Revolution wieder in Empfang nehmen, wenn die Regierung es für richtig hält.»

«Die wird sich den Denbel darum kümmern», rief ein Bursche lachend aus. «Das ist doch unser Geld, das Geld der Fabrikarbeiter, die so dumm waren, es dem Heiligen zu geben. Strafe zahlen mußten sie für ihre Dummheit! Dem Herrgott schadet es bestimmt nicht, er kommt auch ohne dieses Geld aus ... Er hat doch keine Ausgaben, er braucht im Himmel nichts.»

Kosuba sah Baumann fragend an.

«Ich weiß nicht, ob es richtig ist. Viel Geld ist es sowieso

nicht, aber es wird einen gewaltigen Krach geben: „Die Arbeiter plündern“, wird es heißen.“

„Man darf nicht auf alles Rücksicht nehmen“, erwiderte der Weber würdevoll. „Dann könnte man die von den Gutsbesitzern verlangten Beträge auch als Raub betrachten, und da handelt es sich nicht um so kleine Summen.“

„Welche Beträge?“

„Ich meine die von den Gutsbesitzern. Hier in der Umgebung gibt es viele Güter. Da hat uns das Komitee beauftragt, die Besitzer aufzusuchen und sie um Beiträge für die Unterstützung des Streiks zu bitten, damit wir uns bewaffnen können. Zuerst fuhren wir zum Grafen Sollogub – das ist so ein alter Millionär in dieser Gegend. Wir nahmen ihn als ersten, weil wir damit rechneten, daß er schon sehr alt und deshalb besonders nachgiebig sein würde. Und er zögerte auch nicht, als er die bewaffneten Arbeiter – es waren gegen tausend an der Zahl – erblickte. Bei den nächsten erklärten wir einfach: „Sollogub hat tausend gegeben.“ – „Tausend?“ Danach richteten sich die anderen. Die Fürstin Apraxin stiftete sogar zweitausend. „Wenn Sollogub tausend gegeben hat, dann zahle ich zweitausend“, erklärte sie. Sie wollte ihn überbieten.“

„Sie glauben, sie hätten sich losgekauft“, sagte ein Bursche und zwinkerte vielsagend. „Wartet nur, bis die Zeit kommt!“

„Wir beschlagnahmen diese Kupfermünzen nicht aus Habgier, sondern um der Ordnung willens“, fügte der alte Weber hinzu. „Geld haben wir jetzt haufenweise. Dauert der Streik einen Monat, so streiken wir einen Monat, sollte er länger dauern, so halten wir auch zwei Monate durch. Und das Geld reicht auch, auch eine Abteilung Bewaffneter zur Unterstützung nach Moskau zu schicken, wenn es sich als notwendig erweisen sollte... Hier wird wahrscheinlich sowieso nicht gekämpft werden. Ein Landespolizeivorsteher erschien eines Tages, ergriff aber sofort wieder die Flucht. Doch in Moskau habt ihr Leute, denen ihr an die Gurgel springen müßt.“ –

Die Funken der Lokomotive stoben durch die Luft. Baumann und Kosuba standen hinten auf der Plattform. Ein kalter Oktoberwind drang durch die Mäntel hindurch, und zwei Feuerfarben schienen direkt unter den Füßen hervorzuschießen.

„Wirst du dich nicht erkälten, Gratsch!“

Baumann antwortete nicht sofort. Unter den Eindrücken des heutigen Tages stürmten die Gedanken auf ihn ein. Kosuba schüttelte sich vor Kälte.

„Die Kameraden sind nicht wiederzuerkennen, nicht wahr? Erinnerst du dich, wie du 1901 den ersten Streik in unserem Bezirk organisiertest? Wie verzagt die Leute damals waren! Es genügte, wenn der alte Proschin mit dem Finger drohte... Und jetzt halten sie die Front. Und vor allem sind sie mit dem eigenen Verstand dazu gelangt. Diese Fabrik ist noch zurückgeblieben, wie überhaupt die ganze Textilindustrie an sich.“

Er lächelte und fuhr fort: „Das mit dem Faß ist ein guter Gedanke. Überall müßten wir das einführen! Leute, die nur Phrasen dreschen, würden ihren Mund halten, und auch die Menschewiki würden sich in acht nehmen... Eine Pest ist das! Morgen werden wir dich bitten, sie zu schlagen. In den Versammlungen gibt es Mord und Totschlag... Sie heften sich an die Arbeiter, weil sie fürchten, daß diese zu weit gehen. Redet man mit einem Menschewik über einen Aufstand, so zittert er vor Angst und Wut. Aber sie sind Meister, einem blauen Dunst vorzumachen, das muß man ihnen lassen. Ausgezeichnet, daß du jetzt bei uns bist! Und auch wissenschaftlich können sie dich nicht übertrumpfen, du hast ja bei Lenin gelernt!“

„Ich bin überzeugt, daß ich mit den Menschewiki ebenso wie früher fertig werde“, erwiderte Baumann ernst. „Aber trotzdem beschleicht mich ein eigentümliches Gefühl, Kosuba. Als ich zweiundzwanzig Monate in der Peter-Pauls-Festung gesessen hatte und entlassen wurde, hatte ich die Empfindung, daß ich den anderen voraus war. Ebenso ging es mir nach meiner Verbannung und nach dem Lukjanow-Gefängnis. Jedesmal, wenn ich wieder auf freiem Fuß war, hatte ich das Empfinden, reifer,

weiter zu sein. Aber dieses Mal ist mir so, als wären die anderen über mich hinausgewachsen und ich nicht größer, sondern kleiner als sie.

«Das Jahr 1905 ist ein besonderes Jahr, erwiderte Kosuba ernst. In diesem einen Jahr haben sich die Menschen so verändert, daß man sie nicht wiedererkennt. Das Volk fühlt vor allem seine Kraft. Aber was deine Ansicht betrifft, daß du kleiner sein solltest, so rühren diese Bedenken nur von deiner Schwäche nach dem Hungerstreik her. Du arbeitest schon zehn Jahre für die Revolution. Kann dich da ein Junger einholen?»

35

«Der Zar beiseite geschoben! – Konstitution erklärt! – Manifest! – Freiheit der Versammlungen, der Persönlichkeit und der Parteien!»

Baumann riß ein nach Druckerschwärze riechendes Blatt aus der Hand des Zeitungsjungen. Tatsächlich:

«Wir durch Gottes Gnaden Kaiser und Herrscher, Zar Nikolai II., haben es für richtig befunden, unseren treuen Untertanen folgende Freiheiten zu gewähren . . .»

Zu gewähren! Zum Teufel mit ihm!

Baumann lächelte unzufrieden. Aber das Lächeln verschwand von seinem Gesicht, als er lautes Hurrageschrei vernahm.

Werden sie das wirklich glauben?

Eine große Menschenmenge strömte ihm entgegen. Ihr voran schritten gutgekleidete und wohlgenährte Männer und schwenkten ihre Hüte. Sie schrien begeistert, aber ihre Rufe wurden durch das Hurra übertönt. Baumann erblickte in der Menschenmenge, die ihnen folgte, Arbeiter. – Sein Gesicht wurde finster.

Die Sitzung des Komitees war auf zwölf Uhr festgesetzt. Jetzt war es erst neun. Auf Grund der Ereignisse hatten sich die Mitglieder bestimmt schon versammelt. Wenn das Manifest

heute veröffentlicht wurde, so mußte das Komitee schon gestern abend davon in Kenntnis gesetzt worden sein. Er war gestern im Bezirk gewesen und erst spät in der Nacht zurückgekehrt. Und Nadja war seit gestern abend zu irgendeiner Arbeit fortgegangen.

Das Komitee sollte in der Technischen Hochschule in der Nemetzkaja-Straße tagen. Der Weg war noch weit, und Baumann schritt schnell dahin.

Immer mehr Menschen versammelten sich auf der Straße. An manchen Häusern flatterten schon eilig herausgehängte dreifarbig-e «National»-Fahnen.

An den Straßenkreuzungen standen Redner auf Litfaßsäulen und hielten sich an den Laternenpfosten fest. Eine große Menschenmenge wogte um sie herum, und Baumann hörte immer wieder den Ruf: «Freiheit! . . . Freiheit!»

Immer mehr Arbeiter gesellten sich zu den Schreienden. Baumann runzelte die Stirn.

Sie hörten zu und schrien «Hurra». Würde es diesen Leuten wirklich gelingen, den Streik zu unterbrechen?

Er dachte an die Versammlungen der vergangenen Woche, der Woche, die er nach langer Haft wieder in der Freiheit verbracht hatte, entsann sich der stürmisch emporgereckten Hände, die alle für das eine stimmten:

«Es lebe der Streik!»

«Der Streik bis zum vollen Sieg.»

Sollten sie wirklich nachgeben wollen? –

Nur im Märchen konnten sich die Menschen plötzlich durch den Wink eines Zauberstabes verwandeln. Im Leben ging die Wandlung nicht so schnell vor sich. Die Organisation der «Iskra» brauchte Jahre, um stark zu werden. Wie lange Jahre hatte das gedauert, und wie stark war die Hand, die sie führte: Und trotzdem hatten sich sogar die «Iskra»-Leute auf dem Zweiten Kongreß zersplittert, und von den neun Mann, die mit ihm in der stürmischen, dunklen Nacht aus dem Lukjanow-Gefängnis flohen, waren nicht mehr viele Lenin-Anhänger geblieben. Einige von

ihnen hatten sich sogar den Menschewiki angeschlossen und sich für eine legale Kampfweise entschieden. Ja, die Versuchung war natürlich groß. Lenin hatte schon seine Gründe, wenn er erklärte: «Die Revolution ist das Feld der Starken.» Die Versuchung, dem Leben ohne Heim und ohne Familie den Rücken zu kehren, war gewaltig, einem Leben, in dem jede Nacht Haus-suchungen der Gendarmen drohten, einem Leben hinter Gittern, in Fesseln, hinter dicken Steinmauern, mit denen sich die Selbstherrschaft schützte, einem Dasein, in dem man ständig seinen Paß, seine Redeweise und sein Äußeres ändern mußte . . . Nur der Starke führt ein solches Leben froh und mutig, weil er weiß, daß es in diesen Zeiten das einzig wirkliche Leben ist.

Baumann schritt immer schneller aus.

Sicherlich sind sie schon bereit, sich zu ergeben, und die Menschewiki stimmen in die Siegesfanfaren der Liberalen ein.

«Freiheit der Parteien» – zum Teufel mit den Parteien! «Freiheit der Pressen» – zum Teufel mit den illegalen Druckereien. Die Duma! . . . Das muß ja eine wahre Freude sein, im Namen der Arbeiterklassen von der Parlamentstribüne herab zu sprechen, das für die Revolution in den Aufständen vergossene Blut durch Phrasen zu verwässern. Das Blut, durch das einzig und allein die volle Freiheit erkaufte werden konnte.

In der Duma würde es bestimmt kein Faß für dumme Redner geben, wie in der Proschin-Fabrik . . .

Konnte man sich darauf verlassen, daß es ihnen nicht gelingen würde, auch die Arbeitermassen mit dieser Versuchung vom richtigen Weg abzulenken und ihre Befürchtungen durch diesen Scheinsieg zu beschwichtigen? . . . Die Freiheit ist ja da, hier steht es schwarz auf weiß. An jeder Straßenecke wird sie verkündet, und es ist nicht schwer zu glauben, wenn man glauben möchte . . . Wie sollten auch diese Hunderttausende, die sich in diesem Jahr zum erstenmal aus der Finsternis ihres trostlosen Daseins emporgerungen hatten und durch die Streiks und den Hunger erschöpft waren, die Freiheit nicht wünschen?

Aber wenn sie diesen Versprechungen glaubten, würde die Selbstherrschaft sich von den ihr zugefügten Schlägen erholen.

Er bog um die Ecke, mühsam die Worte unterdrückend, die sich angesichts der großen Menschenmenge auf seine Lippen drängten, Worte, die dort im Komitee gesprochen und dann erst auf den Plätzen, in den Fabriken und Zechen wiederholt werden mußten, noch ehe die Maschinen wieder sklavisch wie zuvor zu rattern begannen – bog um die Ecke und blieb stehen. Auf der ganzen Straße bis zur Technischen Hochschule und so weit das Auge reichte, reihte sich Mann an Mann. Arbeiter mit ihren schwarzen und für die Jahreszeit viel zu warmen Winterkappen, und dazwischen schimmerte das Blau der Studentenmützen.

Die drückende Last, die auf Baumann lag, war plötzlich wie fortgeblasen.

Die Treppe war vollgestopft, es war unmöglich, durchzukommen. Aber Baumann wurde erkannt.

«Genossen, laßt das Mitglied des Moskauer Komitees durch . . .»

Die Menschen drängten sich aneinander, und Baumann schritt, von aufmerksamen und freundlichen Blicken begleitet, in den Saal. Er wollte sofort das Wort ergreifen, alles, was er unterwegs gedacht und empfunden hatte, zum Ausdruck bringen und mit erneuter, verzehnfachter Kraft der Menge zurufen: «Es lebe der Streik!»

Aber der Ruf: «Es lebe der Streik!» schallte ihm aus dem Saal entgegen, kaum daß er die Schwelle betreten hatte, pflanzte sich auf der Treppe fort und brauste auf der Straße in einem mächtigen Widerhall empor.

Baumann erblickte Kosuba, der auf einem von Menschen umdrängten Tisch stand. «Die Selbstherrschaft gibt nach, Genossen! Durch dieses Angebot, er schwenkte eine Zeitung hin und her, hofft sie, sich loszukaufen und den Schwierigkeiten zu entgehen, in die sie der Generalstreik des Proletariats gestürzt hat.

Und es gibt natürlich Fische, die nicht sehen, wie faul der Wurm ist, und anbeißen . . . In sämtlichen Kirchen wird man wahrscheinlich schon zum Fest läuten und in den Häusern der Menschewiki ebenfalls jubeln . . . »

«Richtig!» –

«Aber revolutionäre Arbeiter und Sozialdemokraten lassen sich nicht betrügen. Durch eigene Kraft und eigene Initiative haben wir uns zu dem Wege durchgerungen, der zur Freiheit führt, und denken nicht daran, in den Käfig zurückzukehren, auch dann nicht, wenn er von der schmutzigen Hand des Henkers vergoldet sein sollte.»

Wie ein Sturm ging es durch die Reihen, ein Sturm der Freude und Begeisterung. Hände reckten sich empor, und direkt vor dem Tisch, auf dem Kosuba stand, flatterte plötzlich ein schweres, rotes Banner mit den goldenen, strengen Buchstaben der Kampflösung: «Proletarier aller Länder, vereinigt euch!»

Baumann sah, wie die Augen der Anwesenden dunkel wurden, wie die Stirnen sich in Falten legten, und vernahm einen Schrei, der die Wände des Saales zu sprengen drohte:

«Zu den Waffen!»

«Es lebe der Streik! Es lebe die Revolution!»

«Auf die Straßen!»

Die Menge wogte.

Baumann hob die Hand und rief: «Zu den Gefängnissen! Die Politischen müssen befreit werden!» Kosuba erkannte die Stimme. «Genossen!» rief er. «Solange der Zarismus an der Macht ist, kann es keine Freiheit geben! Aber er wird vielleicht noch lange leben, wenn wir die Hand, die ihm jetzt die Kehle zudrückt, lockern. Drücken wir sie noch fester zusammen, um ihn zu erwürgen, und der erste Schritt dazu soll der von Genossen Baumann vorgeschlagene sein. Schlagen wir die Tore der zaristischen Folterkammern ein! Führe uns an, Baumann! Dir gebührt diese Ehre!»

Er sprang vom Tisch. Das Banner wurde hinter ihm her zu Baumann getragen.

Von der Straße erklang lockend die aufpeitschende Marseillaise. Dicht neben Baumann, kaum einen Schritt hinter ihm, hielt ein magerer Halbwüchsiger die Fransen des Banners und sang mit hoher, zitternder Stimme. Baumann wandte sich um, weil er die Worte, die der Junge sang, nicht kannte: «Was singst du?»

Die weißen Zähne blitzten einen Augenblick unter den bläulichen Lippen auf. «Das habe ich selbst ausgedacht.»

Als die Kolonne die Wosnesenskaja beinahe erreicht hatte, holte Kosuba Baumann ein. Er wandte sich um und betrachtete mit Feldherrnblick die endlosen Kolonnen und das Banner, dann legte er seine Hand liebevoll auf Baumanns Schulter. «Schön? . . . Du bist nicht vergeblich dein ganzes Leben lang vergnügt gewesen, Gratsch, du Frühlingsvogel du! Der Frühling ist der Vorbote des Sommers. Was man gesät hat, erntet man auch. Schau, wie die Fahne im Winde flattert! Alles deiner Hände Werk! Und sollten jetzt Tausende von Feinden gegen uns erstehen, wir sind nicht mehr aufzuhalten.»

Rechts bog eine Straße ab. Baumann erblickte die Vorderfront eines Fabrikgebäudes. Vor den Toren standen Arbeiter.

Er verlangsamte den Schritt und schaute hin. «Was ist das für eine Fabrik?»

«Hier sind zwei Betriebe», erwiderte Kosuba. «Dufurmantel und Stschapow.»

Baumann winkte den Arbeitern vor dem Tor zu. «Zu uns!» rief er.

Keiner rührte sich. Baumann runzelte die Stirn und bog auf den Bürgersteig ab. «Ich bringe sie gleich hierher.»

«Laß das», rief ihm Kosuba zu. «Es lohnt sich nicht um dieser paar Männer!»

Aber Baumann schüttelte eigensinnig den Kopf. «Ich habe sie angerufen und muß die Angelegenheit zu Ende führen. Geh weiter, ich hole dich mit diesem Rennpferd ein.»

Er wies auf eine Droschke, die an der Ecke hielt. »Schaffen wir es, Alter!«

Der grauhaarige Kutscher griff nach den Zügeln. Baumann stellte sich auf das Trittbrett.

»Das Banner, Genosse Baumann, nehmen Sie das Banner!«

Ein großer, glattrasierter Mann mit üppigem Haar unter einem weichen Filzhut, wie ihn die Arbeiter nicht trugen, reichte ihm die rote Fahne. Baumann umklammerte die Stange, der Kutscher ermunterte die Pferde, und der Wagen bog in die Fabrikstraße ein.

»Kosuba, wohin fährt er!« rief eine besorgte Frauenstimme.

Nadja und Irina hatten die Straßenkreuzung erreicht. Baumann war schon weit fort, und das rote Banner wehte aus der Ferne im kalten Winde.

»Genosse Gratsch will ganz Moskau unter unserer Fahne versammeln, erwiderte Kosuba lächelnd. »Nun holt er diese Arbeiter auch noch.«

Er wies mit dem Blick zur Fabrik, aber plötzlich erlosch sein Lächeln.

Ein kleiner Mann mit langen Armen hatte die Arbeitergruppe vor dem Tor verlassen und ging der Droschke entgegen. Er schleppte etwas Schweres, Langes, Klirrendes hinter sich her . . . War es eine Stange? Ein Rohr? . . . Baumann schaute auf die marschierende Kolonne zurück.

Der Mann schritt schneller. Lauter und drohender hörte man das Klirren des Eisens gegen die Pflastersteine. Kosuba fuhr zusammen und schrie aus Leibeskräften: »Gratsch! Nimm dich in acht! Michaltschuk!«

Baumann vernahm den Schrei, wandte sich um und schob das Fahnentuch, das der Wind ihm ins Gesicht wehte, beiseite. Aber der Mann hatte die Droschke bereits erreicht. Mit beiden Händen schwang er das Rohr in die Höhe . . . Der Kutscher heulte dumpf auf, sprang vom Bock, duckte sich und bedeckte das Gesicht mit dem Arm. Die Fahne in Baumanns Hand bebte und stürzte zu Boden.

Kosuba lief und schoß im Lauf. Jäh brach der Gesang hinter ihm ab, eiliges Stampfen erdröhnte.

Eine verzweifelte Frauenstimme schrie auf: »Hilfe! Hierher, Genossen!«

Zweimal schnellte das Eisenrohr in die Höhe und sauste auf den Kopf des Wehrlosen nieder. Beim zweitenmal fiel es bereits auf einen Liegenden und zerschmetterte ihm den Schädel.

Die Arbeiter vor dem Tor stoben auseinander. Hinter ihnen her lief, sich unter dem Kugelregen duckend, ein kleiner, untersetzter Mann, dessen lange Haarsträhnen bis auf die Augen herabfielen.

Kosuba beugte sich über Baumann. Seine Augen waren geschlossen, und aus einer tiefen Wunde über der linken Braue sickerte langsam Blut. Die Brust hob sich nicht . . . er atmete nicht mehr.

Eine ungeheure Menschenmenge drängte sich in der kleinen Straße. Kosuba hob die Fahne, und vor den Augen aller schimmerten die goldenen Buchstaben einer Losung, die stärker war als der Tod.

Moskau hatte noch nie solch eine Beerdigung erlebt wie die Nikolai Baumanns, den das Moskauer Proletariat zu Grabe trug. Gratsch hatte tatsächlich ganz Moskau unter der bolschewistischen Fahne versammelt. Die ganze Stadt war an diesem Tage auf den Straßen. Sämtliche Arbeiter aller Betriebe und Werkstätten marschierten in langen Kolonnen hinter dem roten Sarge her.

Der Trauerzug ging durch die Lefortstraße, die Prokowskaja, Elochowskaja, Nowo-Basmanaja, das Rote Tor, die Mjasnitskaja entlang, durch das Zentrum an der Universität vorbei und auf der Großen Nikitskaja zum Wagankow-Friedhof.

Ein Raunen ging durch die Reihen der Neugierigen, die sich an den Straßenecken drängten:

»Diese Menschenmenge! . . . Sie marschieren schon sechs Stunden, und der Trauerzug nimmt immer noch kein Ende . . . Habe nie gedacht, daß es so viel Arbeiter gibt!«

»Das ist eine Macht!«

Unter den Birken des Friedhofs schimmerte zum letztenmal im Scheine der Fackeln das ernste, ruhige Gesicht Baumanns über dem offenen Grabe.

«Seine Verdienste waren groß, aber reden wir nicht von ihnen ... Wir alle schauen jetzt dem Tode ins Angesicht. Ewiger Ruhm und Ehre jedem, der sein Leben mutig seiner Idee zum Opfer bringt.»

Der blutige Widerschein der Fackeln glühte auf den Kränzen, Bändern, gesenkten Fahnen und auf den Gestalten der Trauernden. Still war es unter den hellen Birken und still in ganz Moskau. Aber es war eine Stille vor dem Sturm.

Von diesem Grabe wurde in den Tagen der Großen Oktoberrevolution der erste Schuß auf die Weißgardisten abgefeuert.